

WESTFÄLISCHE
WILHELMS-UNIVERSITÄT
MÜNSTER

Vom „Wunder von Bern“ zum „Sommermärchen“

Fußball-Weltmeisterschaften und die deutsche Nation

Jana Jöckel



Ethnologie

Vom „Wunder von Bern“ zum „Sommermärchen“

-

Fußball-Weltmeisterschaften und die deutsche Nation

Inauguraldissertation

zur Erlangung des akademischen Grades „Dr. phil.“

an der

Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster (Westf.)

vorgelegt von

Jana Jöckel

aus Thuine

2014

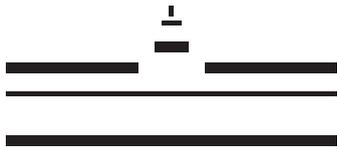
Erstgutachter: Prof. Dr. Josephus Platenkamp

Zweitgutachter: Prof. Dr. Andreas Hartmann

Tag der mündlichen Prüfung: 10. April 2015

Jana Jöckel

Vom „Wunder von Bern“ zum „Sommermärchen“



WESTFÄLISCHE
WILHELMS-UNIVERSITÄT
MÜNSTER

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

Reihe X

Band 21

Jana Jöckel

Vom „Wunder von Bern“ zum „Sommermärchen“

Fußball-Weltmeisterschaften und die deutsche Nation

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

herausgegeben von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster

<http://www.ulb.uni-muenster.de>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Buch steht gleichzeitig in einer elektronischen Version über den Publikations- und Archivierungsserver der WWU Münster zur Verfügung.

<http://www.ulb.uni-muenster.de/wissenschaftliche-schriften>

Jana Jöckel

„Vom „Wunder von Bern“ zum „Sommermärchen“. Fußball-Weltmeisterschaften und die deutsche Nation“

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster, Reihe X, Band 21

© 2015 der vorliegenden Ausgabe:

Die Reihe „Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster“ erscheint im Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG Münster

www.mv-wissenschaft.com

Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz vom Typ 'CC BY-SA 3.0 DE' lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>



ISBN 978-3-8405-0124-1

(Druckausgabe)

URN urn:nbn:de:hbz:6-99279481029

(elektronische Version)

direkt zur Online-Version:

© 2015 Jana Jöckel

Alle Rechte vorbehalten

Satz/Titelbild: Jana Jöckel

Umschlag: MV-Verlag

Druck und Bindung: MV-Verlag



Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
1.1 Fragestellung.....	1
1.2 Forschungsstand.....	4
1.3 Vorgehensweise.....	8
2. Das Prinzip der Nation	15
2.1 Die Nation – vier bedeutende kulturanthropologische Ansätze.....	21
2.1.1 Ernest Renan: Die Nation als tägliches Plebiszit	21
2.1.2 Marcel Mauss: Die Nation als friedliche und stabile Einheit .	25
2.1.3 Ernest Gellner: Die Nation als Resultat des Nationalismus....	27
2.1.4 Benedict Anderson: Die Nation als vorgestellte Gemeinschaft.....	30
2.1.5 Fazit	34
2.2 Nationale Identität und Patriotismus	36
3. Die geschichtliche Karriere Deutschlands als Nation	43
3.1 Die Lage vor und während der Weltkriege	43
3.2 Die Lage während der deutsch-deutschen Teilung	54
3.3 Die Lage nach der Wiedervereinigung.....	68
4. Der gesellschaftliche Stellenwert des Fußballs	77
4.1 Fußball, Politik und nationale Identität	77
4.2 Fußball und Ritual	89
4.2.1 Bedeutungsebene des Rituals	89
4.2.2 Das Fußballspiel als Ritual.....	94
5. Die Bedeutung der Fußball-Weltmeisterschaften 1954, 1990 und 2006 für die Entwicklung der deutschen Nation	105
5.1 Auswahl der Turniere	105
5.2 Die WM 1954 in der Schweiz	109
5.2.1 Die politische und gesellschaftliche Situation im Sommer 1954	109

5.2.2	Der Turnierverlauf der deutschen Mannschaft	112
5.2.3	Die unmittelbare Wirkung der Weltmeisterschaft	114
5.2.3.1	Innerhalb Deutschlands	114
5.2.3.2	Die internationalen Einschätzungen	128
5.2.4	Die langfristige Bedeutung der Weltmeisterschaft für die deutsche Nation	134
5.2.5	Fazit	140
5.3	Die WM 1990 in Italien	143
5.3.1	Die politische und gesellschaftliche Situation im Sommer 1990	143
5.3.2	Der Turnierverlauf der deutschen Mannschaft	145
5.3.3	Die unmittelbare Wirkung der Weltmeisterschaft	147
5.3.3.1	Innerhalb Deutschlands	147
5.3.3.2	Die internationalen Einschätzungen	155
5.3.4	Die langfristige Bedeutung der Weltmeisterschaft für die deutsche Nation	160
5.3.5	Fazit	163
5.4	Die WM 2006 in Deutschland	165
5.4.1	Die politische und gesellschaftliche Situation im Sommer 2006	165
5.4.2	Der Turnierverlauf der deutschen Mannschaft	167
5.4.3	Die Multikulturalität der Nationalmannschaft als besonderer Faktor	169
5.4.4	Die unmittelbare Wirkung der Weltmeisterschaft	181
5.4.4.1	Innerhalb Deutschlands	181
5.4.4.2	Die internationalen Einschätzungen	199
5.4.5	Die langfristige Bedeutung der Weltmeisterschaft für die deutsche Nation	209
5.4.6	Fazit	214
6.	Schlussbetrachtung	217
7.	Quellen	227

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1: Entwicklung der Mitgliederzahlen gesellschaftlicher Institutionen in Deutschland 1998-2012	79
Abb. 2: TV-Marktanteile der Länderspiele der deutschen Nationalmannschaft bei Turnieren seit 2000.....	81
Abb. 3: „Die Nationalmannschaft trägt zur Integration bei – zwischen Menschen unterschiedlicher...“.....	84
Abb. 4: Die Leistung der Nationalmannschaft kann die Stimmung im Land beeinflussen.	88
Abb. 5: Karikatur von Fritz Wolf, 1990	153
Abb. 6: Karikatur von Bill Caldwell, 1990: „March of the Fourth Reich“ ...	157
Abb. 7: Plakat des DFB: „Integration fängt bei mir an!“	171
Abb. 8: Befragung der Deutschen über die WM 2006 durch das Institut für Demoskopie Allensbach (selbsterstelltes Diagramm)	193
Abb. 9: Einschätzung der Deutschen durch ausländische Gäste vor und nach der Fußball-WM 2006 (selbsterstelltes Diagramm).....	203

Verzeichnis der Abkürzungen

AIIESEC	Association Internationale des Étudiants en Sciences Économiques et Commerciales
BBC	British Broadcasting Corporation
BDI	Bundesverband der Deutschen Industrie
BIP	Bruttoinlandsprodukt
bpb	Bundeszentrale für politische Bildung
BRD	Bundesrepublik Deutschland
CDU	Christlich Demokratische Union Deutschlands
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DFB	Deutscher Fußball-Bund
DFV	Deutscher Fußball-Verband (der DDR)
DOSB	Deutscher Olympischer Sportbund
dtv	Deutscher Taschenbuch Verlag
EG	Europäische Gemeinschaft
EU	Europäische Union
EVG	Europäische Verteidigungsgemeinschaft
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FDP	Freie Demokratische Partei
FIFA	Fédération Internationale de Football Association
GfdS	Gesellschaft für deutsche Sprache
ISBS	Institute for Sports, Business and Society
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
k.u.k	kaiserlich und königlich
NATO	North Atlantic Treaty Organization
NBI	Nation Brands Index
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands

SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UEFA	Union of European Football Associations
VIP	Very Important Person
WM	Weltmeisterschaft

1. Einleitung

„Es gibt schwierige Vaterländer. Eins davon ist Deutschland.“

*Gustav Heinemann
(Schulz 2006: 81)*

1.1 Fragestellung

Staaten und ihre Nationen schaffen einen inneren Zusammenhalt, indem sie sich auf eine gemeinsame Vergangenheit besinnen und den Blick auf gemeinsame Ziele richten. Damit einher gehen Optimismus und Vertrauen in das eigene Land und die Zukunft (vgl. Rößler 2006: 39). Den Deutschen war dieser positive Bezug zum Vaterland seit dem Zweiten Weltkrieg fremd. Einen selbstverständlichen Nationalstolz kennt die große Mehrheit der Deutschen nicht. Das Dritte Reich zerstörte einen positiven, wenn nicht überhaupt einen Bezug zur eigenen Nation für viele Jahre. Heute zeigt sich ein anderes Bild. Die nationale Identität, der man in Deutschland mittlerweile begegnet, ist das Ergebnis eines langen Selbstfindungsprozesses, auf dessen Weg eine Reihe von Ereignissen lagen, die Einfluss auf die Entwicklung von Deutschland als Nation nahmen.

Bei der Betrachtung von Deutschlands Nachkriegsgeschichte ist klar zu erkennen, dass die deutsche Nation in ihrem Selbstverständnis hin- und hergerissen wurde zwischen positiven und negativen Einflüssen. Genauso wie die Teilung in Bundesrepublik und DDR kurz nach dem Kriegsende einen weiteren großen Rückschlag gab, ist auf der anderen Seite natürlich die Wiedervereinigung gut vier Jahrzehnte später ein entscheidender Wendepunkt. Sie hat bis heute eine große identitätsstiftende Wirkung für Deutschland, weil durch sie – um es mit den Worten des ehemaligen Bundeskanzlers Willy Brandt zu sagen – wieder zusammengewachsen ist, was zusammengehört. Die Vereinigung Deutschlands war ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer weitgehend unkomplizierten, und in diesem Sinne für die Deutschen »normalen«, Nation, wie sie – historisch gewachsen – in vielen westlichen Staaten zu finden ist und die eine natürliche Identifikationsbasis bietet.

Aber nicht nur die Wiedervereinigung hatte eine große positive Wirkkraft für das Verhältnis zwischen den Deutschen und ihrer Nation. Gerade in den beiden vergangenen Jahrzehnten rückte der Fußball als Identitätsstifter immer

mehr in den Fokus der Öffentlichkeit. »Fußball ist Fußball« hatte der frühere Bundestrainer Sepp Herberger einmal gesagt. Er irrte – und trug selbst mit dem Erfolg seiner Nationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft 1954 in der Schweiz dazu bei, dass dieser Sport gesellschaftliche Bedeutung bekam. Das »Wunder von Bern« ist heute ein viel beachtetes Thema, wenn es um die Aufarbeitung der deutschen Nachkriegsgeschichte geht. Abgelöst wurde die Weltmeisterschaft 1954 als Fußball-Ereignis großer nationaler Bedeutung von der WM, die 2006 in Deutschland stattfand. Resultierend aus dem Titel eines Dokumentationsfilms Sönke Wortmanns über die WM-Wochen, *Deutschland. Ein Sommermärchen*, der sich wiederum an Heinrich Heines Gedicht *Deutschland. Ein Wintermärchen* anlehnt, wurde der Begriff »Sommermärchen« aufgrund der unvorhersehbar positiven Geschehnisse hierzulande fortan zu einer festen Bezeichnung für die Weltmeisterschaft 2006. Patriotismus – ein Wort, das in Deutschland bis dahin praktisch nicht existierte, – hielt innerhalb von vier Wochen wieder Einzug in die deutsche Kultur. Beide Turniere bieten sich also schon auf den ersten Blick als Untersuchungsobjekte an, wenn der Fußball als »Veränderer« der Nation in den Fokus rückt.

Um noch einmal auf die Wiedervereinigung als Meilenstein der deutschen Nachkriegsgeschichte zurückzukommen, stellt auch die Analyse der Fußball-Weltmeisterschaft 1990 einen guten Ansatzpunkt dar. Das Turnier in Italien fand in der ereignisreichen Zeit zwischen Mauerfall und Wiedervereinigung statt. Zudem gelang der bundesdeutschen Mannschaft der Gewinn des Weltmeistertitels, was dieser WM noch dazu eine Bedeutung für die Deutschen verleiht. Durch die Kombination dieses Erfolgs mit der Nähe zum großen deutsch-deutschen Umbruch wird auch diese Weltmeisterschaft Auswirkungen auf das »neue« Deutschland und sein nationales Identitätsempfinden gehabt haben.

Die Nachkriegsgeschichte Deutschlands ist also auf bedeutende Weise verknüpft mit Siegen und Niederlagen der Fußball-Nationalmannschaft bei Weltmeisterschaften. Der Fußball zieht seit Jahrzehnten das Interesse Millionen Deutscher auf sich. Seine Anziehungskraft ist ungebrochen und lässt teilweise sogar das gesellschaftliche Leben für 90 Minuten stillstehen. Da es also offensichtlich ist, dass er in der Vergangenheit eine über den rein sportlichen Aspekt hinausgehende Bedeutung für Deutschland hatte, stellt sich für diese Arbeit folgende Forschungsfrage: Welche Auswirkungen hatten die Fußball-Weltmeisterschaften 1954, 1990 und 2006 auf die Entwicklung von Deutsch-

land als Nation und damit auf das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Nation? Darüber hinaus soll aufgezeigt werden, wo die deutsche Nation nach diesen Einflüssen heute steht.

Die Untersuchung der nationalen Entwicklung Deutschlands unter Einwirkung des Fußballsports scheint sich auf den ersten Blick als eher untypisch in die klassische ethnologische Forschung einzuordnen. Letztlich ergeben sich jedoch einige Zusammenhänge, die diese Arbeit in einen ethnologischen Bezugsrahmen stellen.

Als Bereich, der sich genau wie die Ethnologie mit den wechselseitigen Beziehungen menschlicher Gemeinschaften beschäftigt, nimmt die Politik eine wichtige Position ein. Eine enge Verbindung zur Ethnologie ist also deutlich erkennbar, da der Aspekt sozialer Beziehungen und gesellschaftlichen Zusammenlebens auch in ihrem Handeln einen wesentlichen Stellenwert hat. Als political anthropology ist die Politik zudem ein Teilbereich ethnologischer Forschung. Bei der Analyse der Bedeutung des Fußballs für die Nation zeigen sich politische Sichtweisen, Einschätzungen und Erklärungen geradezu notwendig, da der politische Staat und die Nation in Deutschland eng miteinander verknüpft sind und beide sich gegenseitig stützen.

Darüber hinaus kommen aber auch direkte ethnologische Elemente zum Tragen. Auf der Grundlage von vier, zum Teil für die gesamte wissenschaftliche Nationenforschung bedeutenden, kulturanthropologischen Nationentheorien wird der Begriff Nation erläutert und bestimmt, bevor es in die eigentliche Analyse geht. Als ein Gebiet, in dem bestimmtes rituelles Handeln innerhalb der Gemeinschaft der Zuschauer immer wieder in Erscheinung tritt, werden zudem der Fußballsport selbst und seine Begleiterscheinungen zu einem sozialanthropologischen Analyseobjekt. Da gemeinschaftsstiftende Rituale fester Bestandteil dieses Sports sind, betrifft die Ethnologie folglich auch die Untersuchung gesellschaftlicher Veränderungen und Entwicklungen durch den Fußball in diversen Punkten.

1.2 Forschungsstand

Der wissenschaftliche Diskurs über den Begriff Nation charakterisiert sich durch seine große Komplexität. Zahlreiche Teildisziplinen wie etwa die Politik- und Sportwissenschaft, die Soziologie sowie die Sozial- und Kulturanthropologie haben sich in den vergangenen Jahrzehnten mit dem Begriff Nation beschäftigt und unterschiedlichste Nationen- und Nationalismustheorien entworfen. Beschränkt man die Auswahl allerdings auf Deutschland und seine Frage nach der Nation, wird die Quellenlage schon deutlich übersichtlicher. So trifft man immer wieder auf Literatur des Politikwissenschaftlers und Soziologen Volker Kronenberg, der sich dem Phänomen der deutschen Nation vor allem unter dem Aspekt des Patriotismus nähert – so etwa in seinem 2005 erschienenen Werk *Patriotismus in Deutschland. Perspektiven für eine weltoffene Nation* oder der Monografie *Patriotismus 2.0. Gemeinwohl und Bürgersinn in der Bundesrepublik Deutschland* aus dem Jahr 2010. Zudem taucht Kronenberg in einigen Herausgeberschriften als Autor zum Thema auf.

Eine dieser Schriften, die sich dazu noch als nützliche Hilfe für den einführenden Teil dieser Arbeit erweist, ist Matthias Röblers *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa* aus dem Jahr 2006 – ein Werk mit geschichtlich-politischer Fokussierung. Geisteswissenschaftler, Publizisten und Politiker beleuchten Deutschland hier vor dem Hintergrund des schwierigen Vaterlands und seiner historischen Katastrophen ebenfalls hinsichtlich seines Verhältnisses zum Patriotismus.

Einen explizit geschichtlichen Blick auf Deutschlands Entwicklung wagt der Historiker Hagen Schulze. In *Gibt es überhaupt eine deutsche Geschichte?* aus dem Jahr 1998 und im elf Jahre zuvor erschienenen Werk *Wir sind, was wir geworden sind. Vom Nutzen der deutschen Geschichte für die Gegenwart* analysiert Schulze Deutschlands komplizierte Beziehung zur eigenen Vergangenheit und die damit verbundenen Probleme im Umgang mit nationaler Identität. Darüber hinaus stellt er die Geschichte Deutschlands in einen europäischen Rahmen.

Hinzu kommen weitere Ansätze, die sich der Frage nach der deutschen Identität aus verschiedenen Richtungen nähern. Zu diesen gehören etwa Peter Krügers ebenfalls geschichtsorientiertes Werk *Deutschland, deutscher Staat, deutsche Nation. Historische Erkundungen eines Spannungsverhältnisses* (1993), der 1995 erschienene Sammelband *Nation und Emotion* von Historiker

Étienne François, in dem die Rolle nationaler Geschichtsbilder und Erinnerungen in Deutschland und Frankreich im Mittelpunkt steht, oder Tilman Mayers Veröffentlichung *Prinzip Nation. Dimensionen der nationalen Frage am Beispiel Deutschlands* von 1986, die der Frage nach der deutschen Nation aus politischer Sicht nachgeht.

Das Thema Fußball wird in den oben genannten Werken zur deutschen Nation nur teilweise – etwa bei Rößler die Weltmeisterschaft 2006 – angesprochen, nimmt jedoch keinen größeren Platz ein. Ebenso gibt es keine Literatur, die sich gleichzeitig mit den drei hier zu untersuchenden Weltmeisterschaften auseinandersetzt bzw. diese gegenüberstellt, wie es das Ziel dieser Arbeit ist. Vielmehr werden die Turniere einzeln betrachtet.

Gerade zur WM 1954 erschienen anlässlich des 50. Jahrestags des »Wunders von Bern« im Jahr 2004 einige Bücher, die sich intensiver mit dem Ereignis und seiner Bedeutung beschäftigten. Hier sind vor allem folgende zu nennen: Der Sozialhistoriker Franz-Josef Brüggemeier arbeitet die WM in *Zurück auf dem Platz. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaft 1954* chronologisch auf. Er blickt zurück auf die Lage innerhalb des Landes nach dem Krieg und den Wiederaufbau des Fußballs in Deutschland. Anschließend widmet er sich dem Turnierverlauf und den Folgen des Sieges.

Einen ganz anderen Blick auf die Geschehnisse wagt der Journalist Peter Kasza. In *1954 – Fußball spielt Geschichte. Das Wunder von Bern* verknüpft er den geschichtlichen und politischen Hintergrund der Finalteilnehmer Deutschland und Ungarn mit dem Auftritt beider Nationalmannschaften bei der Weltmeisterschaft in der Schweiz. Auch die Folgen des Finals für die gesellschaftlichen Verhältnisse beider Länder werden betrachtet.

Neben Brüggemeier und Kasza leistete auch der Politikwissenschaftler Arthur Heinrich einen bedeutenden Beitrag zu den neueren Forschungen zum »Wunder von Bern«. *3:2 für Deutschland – die Gründung der Bundesrepublik im Wankdorfstadion zu Bern* lautet der Titel seines ebenfalls 2004 erschienenen Buches, in dem Heinrich nicht nur den sportlichen Weg der deutschen Mannschaft zum Titel nachzeichnet, sondern auch die Rezeption des Sieges in West und Ost sowie im In- und Ausland darstellt. In seinem zehn Jahre älteren Werk *Tooor! Toor! Tor! Vierzig Jahre 3:2* analysiert Heinrich relativ breit gefächert den durch den unerwarteten Sieg über Ungarn ausgelösten historischen Umbruch im Selbstbild der jungen Bundesrepublik.

Darüber hinaus gibt es weitere Literatur, die sich der WM 1954 aber größtenteils unter anderen bzw. oberflächlicheren Gesichtspunkten nähert, als es die Intention dieser Arbeit ist. Dazu gehören zum Beispiel *Finale grande. Die Rückkehr der Weltmeister 1954* des Historikers Alfred Georg Frei oder *Das Wunder von Bern. Die wahre Geschichte* des Journalisten und Historikers Guido Knopp.

Im Gegensatz zur Weltmeisterschaft 1954 ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit der WM 1990 wenig ausgeprägt. Das Turnier in Italien ist kaum Gegenstand der Literatur und außerhalb des Themengebiets Sport fast nicht zu finden. Die gesellschaftliche Bedeutung der WM für Deutschland wurde bisher nur selten berücksichtigt. Allenfalls könnte hier Andrea Kolpatziks geschichtsfokussiertes Werk *Die Waden der Nation. Fußballweltmeisterschaft als deutsch-deutscher Erinnerungsort* aus dem Jahr 2009 genannt werden. Allerdings steht bei dieser Analyse die mediale Berichterstattung zu verschiedenen Weltmeisterschaften im Mittelpunkt. Eine tiefergehende Aufarbeitung in gesellschaftlicher bzw. nationaler Hinsicht findet nicht statt. Für eine erste Übersicht erweist sich zudem Ludger Schulzes 2005 erschienenes »*Süddeutsche Zeitung-WM-Buch*« *Italien 1990* als sinnvoll, das einen groben, aber dennoch guten Überblick über die sportlichen und gesellschaftlichen Umstände des Turniers gibt.

Das Forschungsinteresse an der Weltmeisterschaft 2006 ist dagegen wesentlich ausgeprägter. Gerade in den ersten drei Jahren nach dem Turnier entstanden einige Aufsätze und Studien über die Folgen und Auswirkungen der WM. Auch wenn es überdies bis heute nur wenige Werke gibt, die bei der Analyse der Weltmeisterschaft ins Detail gehen, sind hier folgende zu nennen:

Die Herausgeberschrift *Die Welt ist wieder heimgekehrt. Studien zur Evaluation der FIFA-WM 2006* des Sportwissenschaftlers Dieter Jütting aus dem Jahr 2007 versammelt Beiträge, die der Frage nachgehen, warum die WM nicht nur aus sportlicher, sondern auch aus politischer, wirtschaftlicher, kultureller und medialer Sicht ein Erfolg für Deutschland war. Darüber hinaus wird das durch die WM veränderte Deutschlandbild im Ausland beleuchtet.

Ernst Hebeker und Philipp Hildmann veröffentlichten ebenfalls ein Jahr nach der Weltmeisterschaft eine Herausgeberschrift mit dem Titel *Fröhlicher Patriotismus? Eine WM-Nachlese*. Darin widmen sich verschiedene Autoren aus den Bereichen Sport, Geschichte, Religion, Journalismus und Politik zum einen den patriotischen Impulsen des »Sommermärchens«, zum anderen be-

trachten sie die WM im Licht wissenschaftlicher Retrospektive. Außerdem wird dem Fußball als Instrument der Völkerverständigung nachgegangen.

Auch auf Seiten der Bundespolitik war das Interesse an der Analyse der WM und ihren Folgen durchaus groß. So veröffentlichte nicht nur die Bundesregierung noch im selben Jahr eine rückblickende Aufarbeitung des Turniers unter dem Titel *Fußball-WM 2006. Abschlussbericht der Bundesregierung*. Auch die dem Innenministerium nachgeordnete Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) nahm den neuen Patriotismus der WM 2006 zum Anlass, sich im Jahr danach unter anderem in ihrer Zeitschrift *Aus Politik und Zeitgeschichte*, die als eine der wichtigsten deutschsprachigen Zeitschriften für Politikwissenschaft gilt, beispielsweise mit der Nachhaltigkeit dieses Patriotismus zu beschäftigen.

Darüber hinaus finden sich noch viele kleinere Untersuchungsansätze, die über den rein sportlichen Aspekt der Weltmeisterschaft 2006 hinausgehen, für das Thema dieser Arbeit aber weniger bedeutend sind und daher hier nicht explizit aufgeführt werden.

Wie bereits deutlich wurde, speist sich die Forschung zum Thema deutsche Nation und Fußball hauptsächlich aus den Bereichen Geschichte und Politik. Im Gegensatz zu diesen Wissenschaften ist die sozial- und kulturanthropologische Forschung hinsichtlich des allgemeinen Bereichs »Sport und Identität« noch ziemlich jung. Zwar haben sich seit den neunziger Jahren immer mehr Ethnologen mit diesem Themengebiet beschäftigt, dabei handelt es sich allerdings fast ausschließlich um sehr spezifische Einzelfallbeispiele. Eine Ausnahme bildet der Aufsatz *Fußball als Weltsicht und als Ritual* von Christian Bromberger aus dem Jahr 2006. Hier analysiert Bromberger im Allgemeinen den Fußball als Identitätsstifter und spricht ihm unter anderem die Fähigkeit zu, das Bild der heutigen Welt und moderner Gesellschaften zu verkörpern, was ihn zugänglich für jeden macht. Darüber hinaus vergleicht er den Fußball als Ritual in verschiedenen Aspekten mit religiösen Ritualen.

Die vorliegende Arbeit soll dazu beitragen, den Sport, der in den letzten Jahrzehnten in Deutschland eine große gesellschaftliche Aufwertung erfahren hat, als wichtiges Element der nationalen Identitätsforschung in der Ethnologie zu unterstützen.

1.3 Vorgehensweise

Als theoretische Grundlage der nachstehenden Analyse muss zunächst der Begriff der Nation genauer bestimmt werden. Aufgrund der großen Zahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Thema, die schon lange jeglicher Übersichtlichkeit entbehren und zudem noch keine allgemeingültige Definition des Begriffs hervorgebracht haben, soll die Bestimmung vor allem mit Hilfe von vier kulturanthropologischen Nationenmodellen erfolgen. Ernest Renan, Marcel Mauss, Ernest Gellner und Benedict Anderson leisteten mit ihren Definitionen einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Begriffs. Angesichts der Fülle von Erklärungsversuchen über das Phänomen Nation erweist sich die Fokussierung auf eine begrenzte Auswahl von Ansätzen als dringend notwendig. Auch wenn in diesem Kapitel noch weitere Definitionsansätze angerissen werden, soll die Genese und Funktion von Nation und Identität daher mit Unterstützung der oben genannten Theorien erfolgen. Als unverzichtbare, auch über die ethnologische Wissenschaft hinausgehende, Werke der Nationenforschung zeigen sich die Erklärungen von Anderson und vor allem Renan auch für die vorliegende Arbeit als besonders wichtig. Ihre Auffassung von der Nation als soziales Konstrukt scheint in Bezug auf den Nationenbegriff in Deutschland durchaus zutreffend.

Für die weitere Hinführung zum Thema soll zudem auf die Begriffe nationale Identität und Patriotismus eingegangen werden. Dabei ist zunächst die Bedeutungskomponente nationaler Identität zu klären. In unmittelbarer Verbindung mit ihr steht der Begriff Patriotismus als öffentlicher Ausdruck von Nationalstolz. Da dieser gerade im Zusammenhang mit Fußball schon immer eine Rolle gespielt hat und besonders in den letzten Jahren noch stärker zum Tragen gekommen ist, erweist sich die theoretische Beschäftigung mit diesem Begriff als ebenfalls grundlegend für die nachfolgende Analyse. Nation und Patriotismus stehen letztlich in einem Abhängigkeitsverhältnis, da die Nation auch von Bekenntnis und Nationalstolz lebt. Es geht sowohl um die Voraussetzungen als auch die Aufgaben des Patriotismus im Prozess der Identitätsbildung sowie die Rolle des patriotischen Gedankens im internationalen Zusammenleben. Nicht außer Acht gelassen werden darf die Unterscheidung von Patriotismus und Nationalismus. Es ist zu klären, wo mögliche Überschneidungen liegen, aber auch wo und warum klare Grenzen gezogen werden müssen. Die Begriffsdefinition des Patriotismus soll durch Meinungen und Er-

klärungen bedeutender nationaler und internationaler Schlüsselinformanten, vorwiegend aus der Politik, unterstützt werden.

Nach der Klärung dieser für die spätere Analyse grundlegenden Begriffe ist ein Blick auf die deutsche Geschichte geradezu obligatorisch. Unter der Prämisse des Terminus Nation rückt Deutschlands Vergangenheit, besonders die Nachkriegsgeschichte, in den Fokus. Aufgabe dieses dritten Kapitels ist die Aufarbeitung des langen und problembeladenen Weges Deutschlands bis zur Nation in ihrer heutigen Form. Es geht hier erst einmal darum, die Entwicklung ohne die spezielle Einbeziehung der später zu untersuchenden Fußball-Weltmeisterschaften zu betrachten. Deren Auswirkungen hinsichtlich der Nation sollen an diesem Punkt also zunächst keine Rolle spielen, um die Hauptanalyse nicht schon – zumindest in Teilen – vorwegzunehmen. Ein besonderes Augenmerk liegt in diesem Kapitel auf der unmittelbaren deutschen Nachkriegszeit und der Frage, wie die Deutschen mit der Last des Dritten Reichs umgingen und ob bzw. wie die Nation nach ihrer offensichtlichen Zerstörung durch das nationalsozialistische Regime ins gesellschaftliche Leben zurückfand. Auch die Zeit der deutsch-deutschen Teilung ist ein wichtiger Punkt dieser Betrachtung. War das Land wirklich die viel beschworene eine Nation in zwei Staaten? Der Blick richtet sich dabei auf die Einstellungen der Deutschen auf beiden Seiten der Grenze. Es soll geklärt werden, inwiefern sich die Menschen in West und Ost in dieser Zeit auseinanderentwickelten, aber auch, wie die emotionale Verbindung untereinander und damit der Wunsch der nationalen Einheit bis zum Mauerfall aufrechterhalten werden konnten. Zum Schluss des Kapitels soll Deutschlands Situation nach der Wiedervereinigung beleuchtet werden. Dabei geht es einerseits um die Frage, wie sich die Einheit in den Folgejahren auf den nationalen Gedanken auswirkte, andererseits werden die neueren Entwicklungen seit der Jahrtausendwende erläutert.

Zur Nachvollziehbarkeit der Wirkkraft des Fußballs im Hauptteil dieser Arbeit ist es nötig, ihn als über den Sport hinausgehendes gesellschaftliches Phänomen zu erklären. Dies ist Aufgabe des vierten Kapitels. Es soll herausgestellt werden, welche Rolle der Fußball im Prozess der Identitätsbildung einnimmt und welchen Bezug er zur deutschen Politik hat. Denn dass die Nationalmannschaft seitens der Bundesregierung hochgeschätzt wird und durchaus auch als Botschafter der Bundesrepublik fungieren kann, wurde in den letzten Jahren immer deutlicher. Kurz gesagt geht es hier um den Stellenwert des Fuß-

balls innerhalb der deutschen und für die deutsche Gesellschaft und damit verbunden um seine Möglichkeiten der Einflussnahme auf nationale Entwicklungen.

Darüber hinaus wird der Fußball als Identitätsstifter mit Hilfe des Begriffs Ritual untersucht. Nachdem zunächst das Ritual im Allgemeinen unter besonderer Berücksichtigung der Forschungen Émile Durkheims erläutert werden soll, rückt das im Zusammenhang mit Fußball auftretende rituelle Handeln in den Mittelpunkt der Betrachtungen. Es soll aufgezeigt werden, inwiefern die offensichtlich ritualisierten Vorgänge wie etwa die immer gleichen Abläufe im Stadion, Gesänge und nationsbezogene Symbole der Fußball-Fans identitätsstiftend wirken. Außerdem geht es um die Klärung, welche Rolle diese säkularen Rituale in der heutigen Welt einnehmen und in welchem Zusammenhang sie mit den ursprünglichen religiösen Ritualen stehen.

Im Hauptteil dieser Arbeit werden die Auswirkungen der bereits benannten Fußball-Weltmeisterschaften auf die Entwicklung der deutschen Nation analysiert. Nachdem zuerst einmal die Auswahl gerade dieser drei Turniere begründet wird, soll chronologisch mit der Untersuchung der WM 1954 begonnen werden. Es folgt die WM 1990, bevor die Analyse mit der WM 2006 abschließt. Alle Weltmeisterschaften werden unter den gleichen – und damit vergleichbaren – Gesichtspunkten betrachtet.

Zunächst erfolgt ein Überblick über die politische und gesellschaftliche Situation im jeweiligen Jahr. Dies geschieht, um die allgemeine Befindlichkeit Deutschlands zur Zeit der Weltmeisterschaft und auch deren Auswirkungen in diesen Rahmen einordnen zu können. Dabei geht es vor allem um Fragen der Stellung Deutschlands im internationalen Umfeld, die innerdeutsche, auch wirtschaftliche, Situation und mögliche Probleme sowie das Verhältnis zwischen West- und Ostdeutschen. Darüber hinaus wird speziell die Lage der deutschen Nation im jeweiligen Sommer, und damit direkt vor Beginn der jeweiligen WM, aufgezeigt. Zur weiteren Einordnung der Turniere und der Leistung der Nationalmannschaft soll darauf folgend eine Kurzfassung des sportlichen Turnierverlaufs des deutschen Teams gegeben werden.

Der einzige Punkt, der lediglich bei der Analyse der WM 2006 in Erscheinung tritt, ist der Faktor der Multikulturalität innerhalb der Nationalmannschaft. Im deutschen Kader standen 2006 fünf Spieler mit Einwanderungsgeschichte. Im Gegensatz dazu war die deutsche Mannschaft zu Zeiten der WM 1954 und auch 1990 von derartigen Einflüssen noch weit entfernt, weshalb dieser Aspekt

bei der Analyse der beiden Turniere auch nicht weiter von Bedeutung ist. Im Mittelpunkt der Untersuchungen steht die Entwicklung dieses Prozesses der Einbindung von Spielern mit Migrationshintergrund von seinen Anfängen bis heute, wobei der Schwerpunkt auf dem Zeitraum der Weltmeisterschaft 2006 liegt. Der Blick richtet sich dabei unter anderem auf die entsprechenden Spieler, die Fans, den Deutschen Fußball-Bund (DFB) sowie die Gesamtgesellschaft. Darüber hinaus soll ein möglicher Vorbildcharakter der Integrationsmaßnahmen im deutschen Fußball und damit des Nationalteams für das Zuwanderungsland Deutschland diskutiert werden.

Im Folgenden geht die Analyse auf die eigentlichen Auswirkungen der Weltmeisterschaften über. Zuerst sollen dabei die unmittelbaren Folgen untersucht werden. Auf der einen Seite geht es um die Reaktionen innerhalb Deutschlands, auf der anderen Seite liegt die Konzentration auf den internationalen Einschätzungen. Diese Beurteilungen richten sich sowohl auf den Auftritt der deutschen Mannschaft bei der jeweiligen Weltmeisterschaft als auch auf das diesbezügliche Verhalten und die Reaktionen der deutschen Gesellschaft. Der Blick auf das Ausland zeigt sich für diese Untersuchung als unverzichtbar, da sich eine Nation immer auch über den Vergleich mit anderen definiert und das nationale Selbstwertgefühl eines Landes mit seiner Beurteilung durch das Ausland steht und fällt. Gerade für Deutschland erwies sich in den vergangenen Jahrzehnten das internationale Ansehen als wichtiger Aspekt, nachdem man infolge des Naziregimes jegliche positive Beurteilung verloren hatte. Die Untersuchung dieser unmittelbaren Auswirkungen soll also zeigen, wie vor allem die Deutschen, aber auch das Ausland, unter dem Einfluss der jeweiligen Umstände auf die WM-Titel von 1954 und 1990 sowie den unerwartet positiven Verlauf der WM 2006 reagierten und was sich dadurch veränderte. Im Fokus stehen der nationale Stellenwert und die Einflüsse der Weltmeisterschaften innerhalb der jeweiligen gesellschaftlichen Umstände und des jeweiligen Zeitgeistes.

Abschließend werden die langfristigen Auswirkungen der Turniere auf die Entwicklung der Nation analysiert. Hier wird diskutiert, ob sich die Bedeutung der Weltmeisterschaften für Deutschland nach den ersten Einschätzungen bestätigt hat, ob sie im Laufe der Jahre bzw. Jahrzehnte gar gestiegen ist oder ob die unmittelbare Wirkung doch stärker war als es die langfristigen Einschätzungen rückblickend zeigen. Wie groß ist also der gesellschaftliche Stellenwert der WM 1954, der WM 1990 oder der WM 2006 nach einem gewissen zeitli-

chen Abstand? Speziell geht es dabei um die Frage, ob diese Ereignisse die Nation rückblickend entscheidend geprägt haben und, wenn ja, inwiefern sie dies taten.

Die Untersuchung im Hauptteil erfolgt in Form einer Quellenanalyse, die sich vorwiegend auf eine Presseanalyse von in- und ausländischen Medien stützt. Gerade Printmedien gelten in den Sozialwissenschaften als eine anerkannte Quelle für die Betrachtung von Kommunikationsprozessen in der Öffentlichkeit. Zwar können Meinungen und Sichtweisen in Zeitungen, Zeitschriften und ggf. deren Onlineauftritten nicht mit den in der Bevölkerung vorherrschenden Beurteilungen eines Ereignisses gleichgesetzt werden. Dennoch geben sie deutliche Hinweise darauf und wichtige Anhaltspunkte dafür, wie der allgemeine Tenor innerhalb einer Gesellschaft zum Zeitpunkt des Ereignisses einzustufen war. Sie „können sowohl als individuelles Ausdrucksmittel von Journalisten als auch als kollektive Meinung einer Gesellschaft verstanden werden und eignen sich daher für die Analyse von Fremdimages in besonderer Weise“ (Jütting et al. 2007: 123). Aus diesen Gründen erweist sich der Rückgriff auf die Medien gerade unter dem Aspekt der schon länger zurückliegenden Weltmeisterschaften 1990 und vor allem 1954 als besonders hilfreich.

Aufgrund ihrer Seriosität und Glaubhaftigkeit als Qualitätszeitungen sollen seitens der deutschen Presse vorwiegend Berichte und Kommentare der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)*, der *Süddeutschen Zeitung* und des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* herangezogen werden. Darüber hinaus finden aber auch *Die Welt* und *Die Zeit* sowie zu geringen Teilen auch die Boulevardzeitung *Bild* und einige regionale Tageszeitungen Berücksichtigung. Hinsichtlich der internationalen Presse wird keine spezielle Auswahl getroffen, da der, im Gegensatz zu deutschen Medien, stärker beschränkte Pool der Berichte keine Fokussierung zulässt. Neben den gedruckten Ausgaben werden auch die Online-Versionen der Zeitungen und Zeitschriften verwendet.

Über die Presseanalyse hinaus wird hier vor allem auf Einschätzungen und Beurteilungen des politischen Deutschland zurückgegriffen. Die deutschen Spitzenpolitiker – hier ungeachtet ihrer Parteizugehörigkeit herangezogen – waren als demokratisch gewählte Vertreter des Landes immer auch eine Art öffentliches Sprachrohr für die deutsche Gesellschaft und deren Befindlichkeit. Gerade im Umfeld von Weltmeisterschaften ist die recht enge Verbindung zwischen dem Fußball und der Politik deutlich zu erkennen. Politiker eigneten und eignen sich daher in besonderem Maße zur Beurteilung der nationalen

Lage und kommunizieren stets auch öffentlich ihre Meinung – sowohl als Zeitzeugen als auch für die rückblickende Beurteilung solcher Ereignisse. Unter anderem geben veröffentlichte Interviews und auf den Internetseiten der Bundesregierung und des Bundespräsidialamtes publizierte Reden verschiedener Bundeskanzler und Bundespräsidenten wertvolle Einblicke in deren Beurteilung der Rolle des Fußballs oder speziell einzelner Weltmeisterschaften für Deutschland. Sowohl die Analyse der unmittelbaren als auch der langfristigen Auswirkungen erhält auf diese Weise eine zuverlässige und sichere Primärquelle, aus der Informationen zur Entwicklung der Nation gezogen werden können. Gerade in der Politik spielt der nationale Gedanke eine tragende Rolle, weshalb dieses Thema bei ihren Vertretern auch immer wieder diskutiert wird.

Neben Medienanalyse und Quellenbezug aus dem politischen Bereich erweisen sich insbesondere bezüglich der Weltmeisterschaft 2006 repräsentative Umfragen und Studien deutscher Hochschulen sowie seriöser Meinungsforschungsinstitute als sinnvolle Unterstützung der Untersuchung. Deren Ergebnisse geben nicht nur aufgrund der Größe ihrer Teilnehmerzahl in bestimmten Punkten wichtige Hinweise auf die Bedeutung des Turniers für Deutschland.

2. Das Prinzip der Nation

„Das Dasein einer Nation ist [...] ein Plebiszit Tag für Tag, wie das Dasein des einzelnen eine dauernde Behauptung des Lebens ist.“

Ernest Renan
(Renan 1996: 35)

Was ist eine Nation? Die Beantwortung dieser Frage war in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten immer wieder Gegenstand intensiver wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Beachtung erfuhr sie nicht nur im Kreis von Historikern, Politologen, Soziologen und Ethnologen, sondern sie wurde auch immer wieder auf politischer Ebene thematisiert. Die Erklärungsversuche basieren zum einen auf subjektiven Auffassungen und zum anderen auf rein objektiven Kriterien. Eine eindeutige und allgemeingültige Definition existiert bis heute daher nicht.

Sprachgeschichtlich leitet sich der Begriff vom lateinischen »natio« ab, was so viel wie Geburt, Geschlecht, Stamm oder auch Volk bedeutet. Dies wiederum kommt vom lateinischen »nasci« – geboren werden (vgl. Meyers 1998: 153). Der Begriff Nation soll Ende des 14. Jahrhunderts aus dem Lateinischen entlehnt worden sein. In der lateinischen Sprachkultur Deutschlands werden aber hauptsächlich frühmittelalterliche Belege geliefert, die das Alter des Wortes dokumentieren sollen (vgl. Mayer 1986: 22).

Die Entstehung moderner Nationen und Nationalstaaten gehört zu den bedeutendsten Phänomenen des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie hat ihren Ursprung in den politischen und sozialen Umwälzungen der Französischen Revolution, deren Auswirkungen die Herrschaftslegitimation der absolutistischen Monarchien massiv unter Druck setzten und ein neues Nationenverständnis schafften (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 26). Dadurch, dass der souveräne Staat als territorial abgegrenzte Einheit die ständischen und hierarchischen Bindungen sowohl auf politischer als auch auf sozialer Ebene auflöste, entstand ein neues, alle Gesellschaftsgruppen überwölbendes Ordnungssystem. Der »Staatsbürger« konnte auf diese Weise unmittelbar zum Träger und Gestalter der neuen Ordnung, also des Staates, werden (vgl. von Reinhard 2002, zitiert nach Scheuble & Wehner 2006: 26). Fortan entwickelte sich in Europa eine politisch motivierte Besinnung auf das eigene Volkstum, die eigene Lebensordnung und Kultur mit gleichzeitiger Abgrenzung gegenüber den anderen,

nicht zuletzt auch als Folge der napoleonischen Herrschaft (vgl. Böckenförde 1999: 40).

Ein verstärktes Bedürfnis nach nationaler Identifikation hängt zudem mit den Veränderungen der industriellen Revolution zusammen. Diese hat nicht nur die traditionellen Räume, die den Menschen ein identitätsstiftendes Leben ermöglichten, vernichtet, sondern auch große Wanderungsbewegungen ausgelöst, die nationale Rivalitäten entstehen ließen (vgl. Renan 1996: 63).

Betrachtet man die Nationsdefinitionen verschiedener Lexika, lassen sich nur punktuelle Übereinstimmungen feststellen. So erklärt das *Meyers-Lexikon* den Begriff als

„politische Gemeinschaft, gekennzeichnet durch das Bewusstsein der politischen und/oder kulturellen Eigenständigkeit, das Bewusstsein einer als gemeinsam empfundenen Geschichte, Tradition, Religion, Kultur, Sprache oder eines gemeinsamen Wohngebiets und den Willen zur Zusammengehörigkeit“ (*Meyers* 1998: 153).

Der *Duden* definiert die Nation kurz und prägnant als große, meist geschlossen siedelnde Gemeinschaft von Menschen mit gleicher Abstammung, Geschichte, Sprache und Kultur bzw. als Staat oder Staatswesen (vgl. *Duden* 1997: 542). Und das dtv-Nachschlagewerk *Wörterbuch Geschichte* spricht von der Nation als

„Ausdruck eines politisch geeinten Volkes, das ein Machtgebilde darstellt, bestimmte Ansprüche durchzusetzen, so auf Macht, Prestige etc. Als Merkmale einer Nation gelten die gemeinsame Abstammung und Sprache, doch auch das persönliche Zugehörigkeitsgefühl und die hieraus resultierende Entscheidung für eine bestimmte Nation“ (Fuchs & Raab 2002: 542).

Letztlich bleiben diese größtenteils objektiven Definitionskriterien alle sehr vage und differierend, da der Begriff in verschiedenen Kontexten mit sehr unterschiedlichen Bedeutungen gefüllt wird. Im Groben kann man bisher lediglich festhalten, dass alle Nationen zumindest die folgenden Eigenschaften auf sich vereinen dürften: Erstens haben alle Nationen ein Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, zweitens eint alle Nationen eine Unterscheidung gegenüber den anderen Nationen und drittens verfolgen alle Nationen das Ziel der eigenen Unabhängigkeit (vgl. Mayer 1986: 23). Außerdem hilft das Konzept der Nation, die Vielzahl von Menschen, denen sich der Einzelne ge-

genübersieht, zu strukturieren und ermöglicht es, in jener unüberschaubaren Masse von Anderen einen Teil als »Wir« und den Rest als »Fremde« zu definieren (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 10f.).

Die Nation gilt auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts als ein weltweit bedeutendes und wirkungsmächtiges Faktum, in dessen Kontext sich immer wieder neue Untersuchungsaspekte ergeben. Dementsprechend groß war und ist das Forschungsinteresse (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 191).

Zur weiteren Erschließung der Bestimmung des Nationenbegriffs soll im Folgenden speziell auf vier bedeutende kulturanthropologische Ansätze zur Klärung der Frage »Was ist eine Nation?« eingegangen werden. Aufgrund der wissenschaftlichen Relevanz ihrer Untersuchungen und ihrer Wichtigkeit im Bereich der Ethnologie liegt dabei der Fokus auf den Theorien von Marcel Mauss, Ernest Gellner und besonders Ernest Renan. Auch der Amerikaner Benedict Anderson leistete mit seiner Definition einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Begriffs.

Als Erster und allgemein wohl Bedeutendster dieser vier war es Ernest Renan, der sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert erstmals öffentlich mit dem Begriff Nation beschäftigte und ihm eine noch heute viel besprochene Erklärungstheorie zuordnete. Renan war Vorreiter einer subjektivistischen Betrachtung der Nation und damit der Überzeugung, der nationale Zusammenhalt beruhe auf einer immer wieder getroffenen freien Entscheidung ihrer Bürger, ist also ein reiner Willensakt aus innerer Überzeugung.

Die weiteren hier genannten Theorien entstanden im Jahr 1920 durch Marcel Mauss und mehr als 60 Jahre später dann durch Ernest Gellner und Benedict Anderson. Beide reihen sich in eine neuere Forschungsströmung ein, die sich seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit dem »erfundenen« Charakter nationaler Gemeinschaften beschäftigt (vgl. François et al. 1995: 14). Der subjektivistische Ansatz Renans wurde somit ein Jahrhundert später durch Gellner und Anderson radikalisiert, indem sie die Idee der Nation als natürliche Ordnung dekonstruierten und ihr lediglich das Phänomen einer »gedachten« bzw. »vorgestellten« Ordnung zusprachen (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 14).

Neben den oben genannten sollen hier noch drei weitere allgemein bedeutende Nationen- bzw. Nationalismustheorien inhaltlich angerissen werden. Zu den derzeit meistgelesenen Ansätzen gehören neben denen von Gellner und Anderson auch die Theorien von Anthony D. Smith und Eric J. Hobsbawm.

Obwohl schon etwas älter, dürfen auch die zentralen Ideen Karl W. Deuschs zum Thema hier nicht außer Acht gelassen werden.

Deuschs Hauptwerk zur Nation ist seine 1953 erschienene Dissertation *Nationalism and Social Communication*. Darin verortet er das Aufkommen der Nation am Beginn der Moderne, innerhalb des allgemeinen Integrationsprozesses der Menschheit vom Stamm über das Reich zur Nation. Als Schlüsselbegriffe nennt der Politikwissenschaftler soziale Mobilisierung, kulturelle Assimilation und politische Integration. In diesem Prozess schreibt er der sozialen Kommunikation eine zentrale Bedeutung zu (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 82f.). Mithilfe dieser Kommunikation erklärt sich für Deutsch das Bestehen einer Nation. Sie erfüllt die Funktion der Sicherung des Nationalstaates sowohl nach innen als auch nach außen. Dies betrifft jedoch nicht nur die verbale, sondern auch die nonverbale Kommunikation mittels Symbolen und Zeichen (vgl. Mohr 2011: 23), wie beispielsweise Flaggen.

Als Grundlage der Nationsbildung beschreibt Deutsch sechs parallel verlaufende Prozesse: Erstens die Entstehung von Ländern, geballt um ökonomische Zentren und vereint durch Verkehrswege, zweitens die Entwicklung einer standardisierten Sprache, drittens die Durchsetzung dieser Sprache durch eine Gruppe Intellektueller, viertens die Ausweitung des Gemeinschaftsgefühls auf Grundlage sozialer Kommunikation und gemeinsamer Erfahrungen, fünftens die darauf basierende Konstituierung des Volkes und sechstens die politische Integration von Verwaltungseinheiten zu Staaten (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 83).

Zusammenfassend ist die Nation nach Deutsch

„ein Volk im Besitz eines Staates. Das Volk ist dabei nicht ethnisch definiert, [...] [sondern] ein ‚Allzweckkommunikationsnetz von Menschen‘, die sich über große Entfernung aufgrund gemeinsamer Kommunikationsgewohnheiten, Sprache und Kultur zu unterschiedlichen Themen verständigen können“ (Jansen & Borggräfe 2007: 83).

Im Zentrum der Arbeiten des Historikers Eric J. Hobsbawm zum Thema Nation und Nationalismus steht sein Werk *Nations and Nationalism since 1780* (dt. Ausgabe: *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*), das 1990 erstmalig erschien. Hier wird die Entwicklung der Geschichte der Nation sowie die Herausbildung des heutigen Nationenbegriffs illustriert. Referenzpunkte Hobsbawms sind unter anderem auch die Arbeiten von Renan, Deutsch,

Anderson und Gellner. Als ebenfalls bedeutend für die Thematik sind Hobsbawms Ausführungen in seinem 1983 erschienenen Sammelband *The Invention of Tradition*.

Hobsbawm sieht in der Nation ein relativ junges Produkt, das nicht als etwas Natürliches verstanden wird. Nationen existieren demnach nur im Kontext einer bestimmten Phase von wirtschaftlicher und technischer Entwicklung (vgl. Stich 2011: 33). Im Mittelpunkt der Betrachtung Hobsbawms steht der moderne Nationalstaat, in dem Staat und Nation eine dialektische Einheit bilden. Unter anderem ist es nach Hobsbawm nämlich der Staat, der die Nation erst hervorbringt (vgl. Hobsbawm 2005: 95).

Dass ein Volk, das sich als zusammengehörig empfindet, als Nation klassifiziert werden kann, sieht Hobsbawm an drei Bedingungen geknüpft: Erstens muss das Volk mit einem Staat verbunden sein, damit eine Gleichsetzung von Nation und Staat ermöglicht wird. Zweitens bedarf es einer kulturellen Elite als Träger einer nationalen Amtssprache. Und drittens muss das Volk seine Fähigkeit zur Eroberung unter Beweis stellen. Voraussetzung hierfür ist eine gewisse Größe (vgl. Hobsbawm 2005: 50f.).

Wesentliche Elemente der Nation sind für Hobsbawm »konstruierte Mythen« und »erfundene Traditionen« (vgl. Stich 2011: 29). Da die Nation untrennbar mit Konstrukten wie Nationalgeschichte und nationalen Symboliken verbunden ist, kann es eine Erforschung der Nation ohne eine Berücksichtigung subjektiver Faktoren nicht geben. Diese »erfundene Traditionen« stellen einen gezielten Bezug zur Vergangenheit her, um eine kulturelle und kollektive Identität zu schaffen oder zu symbolisieren. Dennoch ist das, was erfunden wird, an soziokulturelle Voraussetzungen gebunden. Die Nation ist damit für Hobsbawm stets objektive Faktizität und subjektiv gemeinter Sinn gleichzeitig (vgl. Hobsbawm 2005: 235). Seine Formel »Invention of Tradition« zeigt die Nation als ein modernes „historisches Geschöpf [...], das entsteht und vergeht, sich ständig verändert und keineswegs von überzeitlicher Dauer ist“ (Hobsbawm 2005: 233). Für Hobsbawm haben die Nationen in der heutigen »übernationalen« Welt ihren Zenit bereits überschritten und werden in Zukunft von untergeordneter und vielfach sehr geringer Bedeutung sein (vgl. Hobsbawm 2005: 220).

Einen anderen Weg als Deutsch und Hobsbawm sowie auch als die noch folgenden Gellner und Anderson, die die Entstehung von Nation und Nationalismus allesamt in der Moderne sehen, geht der Soziologe Anthony D.

Smith. Der vormalige Student Ernest Gellners hält mit seinem Ansatz des »ethno-symbolism« an den vormodernen ethnischen Ursprüngen der Nation und ihrer Prägekraft fest (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 99). Er wiederholt und aktualisiert seine Theorie in mehreren seit 1971 erschienenen Publikationen. Die neueste Ausarbeitung seines Ansatzes ist der 2009 erschienene Band *Ethno-symbolism and nationalism: A cultural approach* (vgl. Kahlweiß 2011: 79).

Smith definiert die Nation als eine „named human community residing in a perceived homeland, and having common myths and a shared history, a distinct public culture, and common laws and customs for all members“ (Smith 2010: 13). Jede Nation basiere damit nicht allein auf dem Willen, sondern auch auf ethnischen Ursprüngen. Zwar ist die Nation Smith zufolge eine zu komplexe Gemeinschaft, um sie mit vormodernen kollektiv-kulturellen Identitätsformen gleichzusetzen, trotzdem müssen die Beziehungen zwischen diesen älteren Formen und der modernen Nation Beachtung finden (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 100). Er stellt die Verbindungen ehemaliger Gemeinschaftsformen mit der nationalen Gegenwart heraus. Dabei steht die heutige Nation für ihn im Zusammenhang mit der Wiederkehr früherer, der Nation sehr ähnlicher, Gemeinschaften. Sie kann aus einer oder selten mehreren Ethnien hervorgehen. Außerdem prägen nicht nur neue nationale Symbole, sondern auch alte überlieferte ethnische Mythen und Symbole das Selbstverständnis der Nation. Gleichzeitig betont Smith aber, dass es zahlreicher Transformationen bedarf, damit eine Nation entsteht und viele Ethnien nie den nationalen Status erreichen werden (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 101-103).

Smith kritisiert damit auch Hobsbawms Ansatz der »erfundenen Traditionen«. Er behauptet, im Nationalismus handele es sich vielmehr um einen Wandel ständiger ethnischer Bindungen als um eine Erfindung von etwas Neuem. Es geht nicht um Konstruktion, sondern um Rekonstruktion der Nation unter modernen Bedingungen (vgl. Kahlweiß 2011: 81).

2.1 Die Nation – vier bedeutende kulturanthropologische Ansätze

2.1.1 Ernest Renan: Die Nation als tägliches Plebiszit

Der im Jahr 1823 im französischen Tréguier (Bretagne) geborene Historiker und Religionswissenschaftler Ernest Renan (vgl. Renan 1996: 69) hielt im März 1882 an der Sorbonne in Paris einen Vortrag mit dem Titel *Was ist eine Nation?* (frz. *Qu'est-ce qu'une nation?*), in dem er seine Auffassung des Begriffs Nation in einer subjektivistischen Definition darlegte. Bis heute gehört diese Rede zu den bedeutendsten Werken überhaupt, die sich mit dem Begriff Nation beschäftigen haben und wird in entsprechenden wissenschaftlichen Texten zum Thema in Form eines Essays regelmäßig als Quelle herangezogen bzw. thematisiert. Die Vorstellung Renans von der Nation als Willens- und Schicksalsgemeinschaft gewann im 19. Jahrhundert, ausgehend von Europa und den USA, eine große Wirkkraft auf das nationale Denken (vgl. Hobsbawm 2005: 225).

In seiner Rede geht Renan zuerst auf die in der Literatur am häufigsten genannten konstitutiven Faktoren einer Nation ein und erklärt, warum diese objektiven Gemeinsamkeiten seiner Meinung nach keine Erklärungsmacht für die Entstehung einer Nation sein können.

So definiere sich die Nation nicht durch den Begriff Rasse, obwohl diese oft als nationenbildendes Element eingestuft wird. Die ersten Nationen Europas waren nicht gleicher Abstammung, sondern von gemischtem Blut. Deutschland zum Beispiel ist nicht nur germanischen, sondern auch keltischen und slawischen Ursprungs, auch die Italiener setzen sich unter anderem aus Galliern, Etruskern, Pelasgern und Griechen zusammen. Kein Land besteht nur aus einer Rasse, sondern ist in dieser Beziehung völlig heterogen. „Die Wahrheit ist, daß [sic!] es keine reine Rasse gibt [...]. Die edelsten sind jene Länder – England, Frankreich, Italien –, bei denen das Blut am stärksten gemischt ist“ (Renan 1996: 22).

Auch eine gemeinsame Sprache setzt wie die Rasse nicht zwangsweise eine gemeinsame Nation voraus. Sie ist zwar durchaus ein vereinendes Element, definiert aber nicht die Nation. So sind die Englisch sprechenden USA, Australien und England ebenso wenig eine Nation wie die Spanisch sprechenden südamerikanischen Länder und Spanien. Auch Deutschland und Österreich grenzen sich trotz der gemeinsamen Sprache klar voneinander ab. Die Sprache

lädt zwar laut Renan dazu ein, sich zu vereinen, sie zwingt aber nicht dazu (vgl. Renan 1996: 27).

Im Gegensatz dazu zeigen Länder wie die Schweiz trotz verschiedener Amtssprachen den gemeinsamen Willen, sich als eine Nation anzusehen. Obwohl in der Schweiz mit Deutsch, Italienisch und Französisch gleich drei hauptsächliche Amtssprachen herrschen, überwindet der Wille zur Nation die Sprachbarriere und zeigt damit, dass die Sprache nicht entscheidende Einflüsse auf die Definition der Nation hat (vgl. Renan 1996: 27). Die Schweiz steht hier für eine politisch-kulturell begründete und durch ökonomische Vorteile stabilisierte Nationsbildung. Als eine, über einen politischen Willensakt entstandene, »Willensnation« entspricht sie Ernest Renans Begriff von der Nation in idealtypischer Weise (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 146). In diesem Zusammenhang wäre auch noch Kanada als Beispiel zu nennen, das sich trotz der beiden verschiedenen Amtssprachen Englisch und Französisch als eine zusammengehörige Nation definiert.

Noch weniger als die Sprache bildet die Religion eine hinreichende Grundlage für die Nationsbildung. Religionszugehörigkeit ist zu einer individuellen Angelegenheit geworden, es gibt keine Staatsreligion mehr. Laut Renan kann man Franzose, Engländer oder Deutscher sein und dabei sowohl den christlichen, den jüdischen oder einen ganz anderen Glauben praktizieren. Es „gibt keine Masse von Gläubigen mehr, die auf gleichförmige Weise glaubt. Jeder glaubt und praktiziert nach seinem Gutdünken, wie er kann, wie er mag“ (Renan 1996: 31). Zwar existieren in vielen Ländern bestimmte zahlenmäßig dominierende Konfessionen, die Minderheiten gehören der jeweiligen Nation jedoch in gleichem Maße an.

So sind beispielsweise die zur Zeit etwa vier Millionen in Deutschland lebenden Muslime ebenso Teil der deutschen Nation wie die knapp 50 Millionen Christen (vgl. Religionswissenschaftlicher Medien- und Informationsdienst 2012).

Nicht von Bedeutung für die Entstehung einer Nation sind für Ernest Renan unter den objektiven Faktoren auch die Aspekte Gemeinschaft und Geographie. Die Gemeinschaft definiert er dabei im Sinne einer Interessengemeinschaft und stellt fest, dass ein »Zollverein« noch lange kein Vaterland ist, sondern die Nationalität auf einer Gefühlsseite basiert, die in diesem Fall nicht existent ist (vgl. Renan 1996: 31).

Auch die Geographie, das heißt die »natürlichen Grenzen« sind nicht unbedingt grundlegender Faktor bei der Einteilung der Nationen. Gebirge und

Flüsse bilden zwar oftmals natürliche Grenzen, wie zum Beispiel die Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich oder die Oder/Neiße zwischen Deutschland und Polen, jedoch muss dies nicht so sein. „Ich kenne keine willkürlichere, keine verhängnisvollere Theorie“, sagt Renan (1996: 32). Teilweise beheimaten sogar einzelne Inseln zwei Staaten, etwa Haiti und die Dominikanische Republik auf der Karibikinsel Hispaniola oder Nordirland und Éire auf der irischen Insel, und bestärken damit die These Renans von der Bedeutungslosigkeit der Geographie für die Bildung einer Nation.

Diese objektiven Kriterien der Abstammung, Sprache, Religion, wirtschaftlichen Interessen und geographischen Grenzen besitzen zwar durchaus nationstfördernde Faktoren, allerdings können immer auch Ausnahmen gefunden werden, die ihre Untauglichkeit unter Beweis stellen. Hobsbawm äußerte sich dazu folgendermaßen:

„Entweder gibt es menschliche Gemeinschaften, auf die die Definition zwar zutrifft, die aber offensichtlich keine (oder noch keine) ‚Nation‘ oder nicht von nationalem Ehrgeiz beseelt sind, oder wir haben es mit unzweifelhaften ‚Nationen‘ zu tun, die dennoch das geforderte Merkmal oder die Merkmalskombination nicht aufweisen“ (Hobsbawm 2005: 16).

Renan kommt daher zu dem Ergebnis, dass das Fundament einer Nation im Kopf eines Jeden entsteht, also subjektivistischer Natur sein muss – „Eine Nation ist eine Seele, ein geistiges Prinzip“ (Renan 1996: 34).

Als ein Resultat tiefreichender Verwicklungen der Geschichte geht Renans Vorstellung dieser »Willensnation« aus zwei Dingen hervor:

„Das eine ist der gemeinsame Besitz eines reichen Erbes an Erinnerungen, das andere das gegenwärtige Einvernehmen, der Wunsch zusammenzuleben, der Wille, das Erbe hochzuhalten, welches man ungeteilt empfangen hat“ (Renan 1996: 34).

Ins Zentrum seiner Sicht auf die Nation rückt das kulturelle Vorstellungsvermögen, das allerdings an soziokulturelle Voraussetzungen gebunden ist. In diesem Punkt stimmt er mit Hobsbawm überein. Der Sinn der Nation ergibt sich, indem man aus dem historisch vorgegebenen Reservoir auswählt. Sie ist sozusagen ein Produkt aus unaufhörlicher historischer Konstruktionsarbeit des Menschen (vgl. Hobsbawm 2005: 235) und damit Endpunkt einer langen Vergangenheit. Hier geht es sowohl um eine Vergangenheit von Anstrengungen, Opfern und Hingabe als auch um eine ruhmreiche Vergangenheit. Gemeinsa-

mes Leiden eint laut Renan allerdings stärker als gemeinsame Triumphe, weil eine negativ behaftete nationale Erinnerung Pflichten für zukünftige gemeinschaftliche Anstrengungen auferlegt. Zusammen mit der Absicht, auch in Gegenwart und Zukunft gemeinsam Großes vollbringen zu wollen, ist dies für Renan die wesentliche Voraussetzung, um eine Nation zu sein. Außerdem sei ein gemeinsames Erbe und Zukunftsprogramm mehr wert als Zölle und Grenzen und man verstehe dies auch ungeachtet von Sprache, Religion und Rasse (vgl. Renan 1996: 34f.). Darüber hinaus betont er, dass auch das Vergessen mancher, ggf. trennender Dinge in der Vergangenheit das Wesen einer Nation ausmache (vgl. Renan 1996: 15).

Die Nation ist nach Renan also

„eine große Solidargemeinschaft, getragen vom Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch bringen will. Sie setzt eine Vergangenheit voraus und läßt [sic!] sie in der Gegenwart in eine handfeste Tatsache münden: in die Übereinkunft, den deutlich geäußerten Wunsch, das gemeinsame Leben fortzusetzen“ (Renan 1996: 35).

Renan sieht in der Existenz von Nationen etwas Gutes und Notwendiges und erkennt in ihr „die Garantie der Freiheit, die verloren wäre, wenn die Welt nur ein einziges Gesetz und einen einzigen Herrn hätte“ (Renan 1996: 36f.). Er prägte den Begriff von der Nation als einem »täglichen Plebiszit«, das heißt, von einer Entscheidung, die jeder einzelne jeden Tag neu treffen sollte (vgl. Renan 1996: 35). Sie beruht hauptsächlich auf subjektiven Faktoren. „Der Mensch liefert die Seele. [...] Nichts Materielles ist dafür hinreichend“, sagt Renan (1996: 33).

Und gerade weil Nationen vom Menschen erschaffen werden, sind sie, genau wie diese, wandelbar und dadurch keine unveränderbaren und unendlichen Phänomene: „Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal angefangen, sie werden einmal enden“, so Renan (1996: 36).

Eingetreten ist dieses Ende bekanntermaßen bisher nicht. Allerdings gehört Renan zu den Vordenkern der Einigung Europas, da er schon etwa 70 Jahre vor Gründung der Europäischen Gemeinschaft (EG) und über ein Jahrhundert vor der Entstehung der Europäischen Union (EU) eine europäische Konföderation prophezeite. Alle Nationen tragen „eine Note zu dem großen Konzert der Menschheit bei, das als ganzes die höchste ideale Realität ist, die wir erreichen können“, sagte Renan (1996: 37) im Jahr 1882.

2.1.2 Marcel Mauss: Die Nation als friedliche und stabile Einheit

Der Ethnologe und Soziologe Marcel Mauss wurde im Jahr 1872 im französischen Épinal geboren. Mauss war Neffe und Schüler Émile Durkheims und prägte nach dem Ersten Weltkrieg nachhaltig die französische Soziologie (vgl. Moebius 2005). Im Jahr 1920 – und damit knapp 40 Jahre nach Ernest Renan – veröffentlichte Mauss sein Werk *La Nation*, in dem er sich mit der Definition des Nationenbegriffs beschäftigt.

Mauss stellt fest, dass die Nation nicht zwangsläufig mit der Gesellschaft gleichzusetzen ist, weil nicht alle Gesellschaften auch als Nationen zu klassifizieren sind. Diese zeichnen sich einerseits durch eine stabile Hauptmacht und klar festgelegte Grenzen aus. Andererseits definieren sich Nationen durch eine kulturelle, geistige und moralische Einheit ihrer Mitglieder (vgl. Mauss 1920: 15).

Nationen verfügen laut Mauss in der Regel über eine Zivilisation, eine moralische und sachliche Ästhetik und fast immer auch über eine einheitliche Sprache. Sie besitzen eine eigene Mentalität und Moral, eine Empfindsamkeit, einen eigenen Willen und vereinigen ebenfalls Formen des Fortschritts auf sich (vgl. Mauss 1920: 21). Die Gesellschaft ist völlig integriert und die Nation und der Bürger begegnen sich auf einer Stufe, weil der Bürger an der demokratischen Idee aktiv teilnimmt (vgl. Mauss 1920: 18). Er wirkt bei der Entwicklung von Gesetzen mit und kümmert sich um die Belange von Religion, Künsten und Wissenschaft (vgl. Mauss 1920: 22).

In einer Nation hat der Staat die Aufgabe, die Rechte seiner Bürger zu schützen. Auf der anderen Seite haben die Bürger aber auch Pflichten gegenüber ihrem Vaterland. Beide stehen damit in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis, weil sie derselben Einrichtung angehören (vgl. Mauss 1920: 21f.)

Nationen zeichnen sich laut Mauss durch stabile Machtverhältnisse sowie durch administrative und legislative Systeme aus. Sie basieren auf bewusst gewollten politischen, juristischen und ökonomischen Einheiten mit geteilten moralischen Vorstellungen (vgl. Moebius 2006: 155).

Den Begriff Nation wertet Mauss positiv, da die Nation ein Integrationspunkt ist, der dem Individuum das Gefühl von Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft vermittelt und ihm damit die Basis seiner Identität liefert. Die

Gesellschaft ist homogen und steht unter dem Dach einer Demokratie mit einer nationalen Souveränität und einem nationalen Charakter (vgl. Mauss 1920: 32).

Nationen stehen in einem ständigen Austausch und in Beziehung zueinander und streben als große Demokratien – im Gegensatz zu unstabilen Gesellschaften – nicht mehr danach, ihre Grenzen und damit ihr Territorium auszuweiten. Diese Art der einheitlichen Gesellschaft lebt in einer Wirtschaftseinheit zusammen, die mit dem deutschen Wort »Volkswirtschaft« am besten zu bezeichnen ist (vgl. Mauss 1920: 18f.). Nationen sind dabei keine abgeschlossenen Phänomene, sondern befinden sich, wie schon Ernest Renan festgestellt hat, in einem ständigen Wandel und auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen.

Ähnlich wie Renan vertritt auch Mauss die Auffassung, dass Nationen sich zwar mit ihrer Rasse identifizieren, sich aber nicht durch diese begründen. So sind laut Mauss zum Beispiel die Australier eine Mischung aus Engländern, Schotten und Iren und damit zwar eine Rasse, aber noch lange keine Nation. Nicht die Rasse schuf also die Nation, sondern die Nation schuf eher die Rasse. Dennoch wird der Rasse von Mauss durchaus eine vereinende Wirkung zugesprochen, da diese meist im Zusammenhang mit der Nation steht (vgl. Mauss 1920: 24f.).

Im Unterschied zu Renan aber erklärt Mauss eine gemeinsame Sprache zu einem durchaus wichtigen Element bei der Entstehung von Nationen und kommt zu dem Schluss, dass eine gemeinsame Sprache oft auch Nationen geschaffen hat – ohne allerdings auszuschließen, dass Nationen teilweise auch der Sprache vorausgegangen sind (vgl. Mauss 1920: 25f.).

Mauss sieht in einem im Rahmen gehaltenen Internationalismus die Idealvorstellung des internationalen Zusammenlebens (vgl. Mauss 1920: 34). Trotz gegenseitiger Solidarität warnt er aber davor, dass sich Nationen im Internationalismus auflösen könnten und spricht sich für eine Erhaltung der nationalen Differenz aus. Es geht ihm „um die Bewahrung der Differenz in der Äquivalenz“ (Moebius 2006: 156). Nationen sollten friedlich und in gegenseitiger Achtung nebeneinander und vor allem im Austausch miteinander leben (vgl. Mauss 1920: 37f.). Ähnlich wie Renan äußert Mauss die Hoffnung auf einen Völkerbund der europäischen Nationen und ist der Überzeugung, dass die Nationen friedlich miteinander leben könnten, wenn sie lernten zu geben, ohne sich gleichzeitig den anderen zu opfern (vgl. Moebius 2006: 156).

2.1.3 Ernest Gellner: Die Nation als Resultat des Nationalismus

Als Sohn einer jüdisch-tschechischen Familie kam Ernest Gellner 1925 in Paris zur Welt. Der Anthropologe und Philosoph wurde durch seine Theorien zum Nationalismus und zur linguistischen Philosophie bekannt (vgl. Ionescu 2011: 45f.). 1983 veröffentlichte er das Werk *Nationalismus und Moderne* (engl. *Nations and Nationalism*), in dem er sich vor allem mit dem Prinzip des Nationalismus beschäftigt. Aus diesem Grund kann man bei Gellner eher von einer Nationalismustheorie als von einer Nationentheorie sprechen – wobei an dieser Stelle die Betrachtung von Gellners Nationenbild und weniger die seines Nationalismus im Vordergrund stehen soll.

Dennoch muss zuerst einmal festgehalten werden, dass Gellner einen engen Zusammenhang zwischen Nation und Nationalismus sieht. Er behauptet: „Es ist der Nationalismus, der die Nationen hervorbringt, und nicht umgekehrt“ (Gellner 1995: 87). Den Nationalismus versteht Gellner als ein politisches Prinzip, nach dem politische und nationale Einheiten deckungsgleich sein sollten (vgl. Gellner 1995: 8). Er „ist eine Form des politischen Denkens, die auf der Annahme beruht, daß [sic!] soziale Bindung von kultureller Übereinstimmung abhängt“ (von Gellner 1999, zitiert nach Jansen & Borggräfe 2007: 87). Erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, also dem Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft, ordnet Gellner einen wachsenden Teil der Menschheit den nationalismusfähigen Gesellschaften zu (vgl. Ionescu 2011: 52). Demnach ist die Nation in Gellners streng funktionalistischer Argumentation klar als ein Produkt der Moderne zu bezeichnen.

Die Definition des Nationalismus ist bei Gellner mit zwei Begriffen verbunden: Staat und Nation.

Für die Definition des Staates zieht Gellner den bedeutenden deutschen Sozial- und Kulturwissenschaftler Max Weber heran, der den Staat als eine gesellschaftliche Institution bezeichnet, die das Monopol legitimer Gewalt innehat (vgl. Gellner 1995: 11). Er ist zuständig für die gesellschaftliche Arbeitsteilung sowie die Aufrechterhaltung der Ordnung und in modernen Industriegesellschaften unvermeidlich. Da somit nicht alle Gesellschaften über einen Staat verfügen, kann auch der Nationalismus nur da entstehen, wo bereits ein Staat vorhanden ist. Die Existenz dieser politisch zentralisierten Einheiten

und eines moralisch-politischen Klimas ist eine notwendige Bedingung des Nationalismus (vgl. Gellner 1995: 12f.).

Sowohl Staat als auch Nation gelten als historische Phänomene und stellen keine universellen Notwendigkeiten dar. Obwohl Staat und Nation dem Nationalismus zufolge füreinander bestimmt sind, sind sie nicht deckungsgleich und können auch unabhängig voneinander entstehen. „Der Staat ist mit Sicherheit ohne die Hilfe der Nation entstanden. Einige Nationen sind mit Sicherheit ohne den Segen ihres eigenen Staates entstanden“, so Gellner (1995: 16).

Bezüglich des Nationenbegriffs unterscheidet Gellner zuerst provisorisch zwischen zwei Arten. Er stellt zum einen fest, dass Menschen, die dieselbe Kultur teilen, einer Nation angehören. Kultur definiert er dabei als System von Gedanken, Zeichen, Assoziationen sowie Kommunikations- und Verhaltensweisen, in dem bisherige kommunikative Schranken zwischen Gruppen nicht mehr vorhanden sind. Außerdem müssen sich die Menschen als Angehörige dieser Nation anerkennen. Zu einer Nation werden sie durch die wechselseitige Anerkennung bestimmter gegenseitiger Rechte und Pflichten (vgl. Gellner 1995: 16f.) – „Der Mensch macht die Nation; Nationen sind Artefakte menschlicher Überzeugungen, Loyalitäten und Solidaritätsbeziehungen“ (Gellner 1995: 16). In diesem Aspekt der »Willensnation« knüpft Gellner damit zunächst an die Nationentheorie von Ernest Renan an, der den gemeinsamen Willen als grundsätzliches Element zur Definition der Nation sieht.

Zwar geht Gellner davon aus, dass Kultur und Wille bei der Definition der Nation durchaus eine Rolle spielen, aber als alleinige Entstehungsfaktoren einen „viel zu reichen Fang“ (Gellner 1995: 84) bringen würden und somit nur bedingt brauchbar erscheinen. Der Wille ist nicht nur Grundlage für die Nation, sondern auch für viele andere Dinge. Auch die gemeinsame Kultur hat teilweise zwar scharfe, andererseits aber auch verschwommene Grenzen, die den Weg zur Definition der Nation versperren (vgl. Gellner 1995: 85).

Nationen und nationales Bewusstsein entstehen vielmehr, wie oben angesprochen, mit und durch den Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft. Letztere definiert Gellner als Entstehungsgrundlage des Nationalismus, also auch als Ausgangspunkt der Nation – „Nationen können nur in Begriffen des Zeitalters des Nationalismus definiert werden und nicht, wie man hätte denken sollen, umgekehrt“ (Gellner 1995: 86). Sie sind demnach „ein rein modernes Phänomen [und] das Ergebnis bestimmter sozialer Verhältnisse“ (Jansen & Borggräfe 2007: 87).

Der Zerfall der vormodernen Ordnung und die damit aufkommende berufliche und soziale Mobilität erzeugen Ungewissheit und Unsicherheit in der Gesellschaft. In dieser Situation erlangt die Nation höchste Bedeutung, weil sie in der Lage ist, Halt und Identität zu bieten. Auf Grundlage der sozialen Umwälzungen der Industrialisierung entstand so die moderne Nation als eine auf Ausbildung basierende, schriftgestützte, homogene Hochkultur mit einer anonymen, mobilen und fließenden Gesellschaft. Diese umfasste nicht mehr nur eine privilegierte Minderheit, sondern die gesamte Gesellschaft, da kulturelle Homogenitätsanforderungen und ein gesteigerter Bedarf an ausgebildeten Menschen eine Ausbreitung der Schriftkunde über soziale Stufen hinweg mit sich brachten. Die Aufrechterhaltung dieser Kultur, in der es fortan keine Vermittlerschicht mehr gab, sondern eine gesellschaftliche Partizipation, erforderte den Schutz des Staates als politische Schale (vgl. Gellner 1995: 201-205). Ohne den Staat und das Denken in staatlichen Kategorien ist die Nation demnach nur schwer vorstellbar. In diesen Punkten stimmt Gellner mit Mauss überein, bei dem ebenfalls von einer homogenen Gesellschaft mit demokratischer Hauptmacht die Rede ist.

Moderne Gesellschaften basieren auf einem Gleichheits- und Freiheitsgedanken, für dessen Realisierung es eben einer relativen kulturellen Homogenisierung bedarf. So kann die Gesellschaft ungeachtet ihrer differenzierten Vielfalt zu einer handlungsfähigen Einheit verbunden werden (vgl. Böckenförde 1999: 58). „Gellner arbeitet mit der staatlich organisierten Ausbildung ein Kernelement der Verbreitung und Sicherung der Idee Nation heraus“ (Jansen & Borggräfe 2007: 91).

Waren Kultur und Macht in Zeiten der Agrargesellschaft noch zwei verschiedene Phänomene, bewirkte die Industrialisierung eine Verschmelzung von Volkskultur auf der einen und Hochkultur auf der anderen Seite zu einer gemeinsamen Hochkultur. Die Industriegesellschaft bringt also eine kulturelle Analogie mit sich, die Gellner folgendermaßen zusammenfasst:

„Der Nationalismus ist seinem Wesen nach die allgemeine Durchsetzung einer Hochkultur in einer Gesellschaft, in der zuvor niedrige Kulturen das Leben der Mehrheit und in manchen Fällen der Gesamtheit der Bevölkerung ausgemacht hatten“ (Gellner 1995: 89).

Gellner geht außerdem auf das künstliche Element ein, das in die Bildung einer Nation mit einfließt. Er erklärt, dass es ein Mythos sei, dass „Nationen als

eine natürliche, gottgegebene Art der Klassifizierung von Menschen gelten“ (Gellner 1995: 77). Damit ist die Nation „nicht als eine ursprüngliche oder unveränderliche soziale Einheit“ (Hobsbawm 2005: 20) anzusehen, sondern laut Gellner eine durch die Industriegesellschaft hervorgebrachte, staatlich abgesicherte, hochkulturelle Einheit, mit der sich die Menschen „bereitwillig und häufig glühend identifizieren“ (Gellner 1995: 86).

In diesem Zusammenhang sei noch Gellners Kritik am nationalistischen Denken zu erwähnen. Er ist der Auffassung, die nationalistische Ideologie leide unter einem falschen Bewusstsein ihrer selbst und verkehre die Realität, denn sie

„behauptet, eine authentische Volkskultur zu verteidigen, während sie doch in Wahrheit eine neue Hochkultur schmiedet; sie behauptet, eine alte Volksgesellschaft zu beschützen, während sie doch in Wirklichkeit dazu beiträgt, eine anonyme Massengesellschaft zu schaffen“ (Gellner 1995:183).

2.1.4 Benedict Anderson: Die Nation als vorgestellte Gemeinschaft

Der 1936 in China geborene amerikanische Politikwissenschaftler Benedict Anderson erlangte Bekanntheit mit seiner Theorie von der Nation als vorgestellter Gemeinschaft. Etwa zeitgleich mit Ernest Gellners *Nationalismus und Moderne* veröffentlichte Anderson 1983 sein Essay *Imagined Communities*, mit dem er in der Nationen- und Nationalismusforschung großes Ansehen erlangte (vgl. Kiani 2011: 85f.). Gegenwärtig setzt Andersons Theorie, stärker noch als Gellners Werk, den theoretischen Maßstab der Nationalismusforschung (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 98).

Anderson prägte die Definition der Nation als »Imagined Community« – als vorgestellte begrenzte und souveräne politische Gemeinschaft. Der Titel der deutschen Übersetzung *Die Erfindung der Nation* ist nicht ganz glücklich formuliert, da er den Anschein erweckt, die Nation sei die bloße Erfindung einer gesellschaftlichen Gruppe. Vielmehr sieht Anderson in ihr eine neue Form gesellschaftlicher Beziehungen (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 92).

Mit seiner Auffassung der Nation als soziales Konstrukt verbindet sich Anderson in gewissen Punkten mit Renans und Gellners Theorien, zeigt sich jedoch in einem stärkeren Maß als diese auf die kulturellen Aspekte fixiert.

Von besonderer Wichtigkeit in Andersons Theorie ist die Tatsache, dass es den Mitgliedern einer Nation aufgrund der großen Zahl von Menschen und der territorialen Ausbreitung nicht möglich ist, jeden einzelnen der Gemeinschaft durch direkte Begegnungen persönlich kennenzulernen. Die meisten Mitglieder der Nation existieren für den Einzelnen nur in der Vorstellung, sind also für ihn nur gedacht. Im Laufe seines Lebens begegnet man lediglich einem minimalen Bruchteil durch persönlichen Kontakt. Alle anderen wird man nie mit eigenen Augen sehen. Die Zugehörigkeit zu einer Nation funktioniert daher nur durch Vorstellungen und Fantasie – „im Kopf eines jeden [existiert] die Vorstellung ihrer Gemeinschaft“ (Anderson 1996: 15). Anderson definiert alle Gemeinschaften, die größer sind als die dörflichen, als vorgestellte Gemeinschaften (vgl. Anderson 1996: 15f.).

An selber Stelle geht Anderson auch auf seine »Vorgänger« Ernest Renan und Ernest Gellner ein. Beide hatten sich zuvor bereits zu dieser Art des Vorstellens geäußert. So spricht Renan davon, dass es das Wesen einer Nation ausmacht, „daß [sic!] alle Individuen vieles miteinander gemein haben; aber auch, daß [sic!] alle manche Dinge vergessen haben“ (Renan 1996: 15), wie etwa die Franzosen ihre unterschiedliche stammesgeschichtliche Herkunft als Burgunder, Alanen oder Wisigoten (vgl. Renan 1996: 15). Demgegenüber kommt Gellner zu dem Schluss, dass man Nationen erfindet, „wo es sie vorher nicht gab“ (von Gellner 1964, zitiert nach Anderson 1996: 16). Anderson weist jedoch darauf hin, dass Gellners Erfindung weniger mit »vorstellen« und »kreieren« zusammenhängt, sondern mit der Erzeugung von etwas Falschem (vgl. Anderson 1996: 16).

Die Art und Weise, in der sich die Vorstellung einer Nation vollzieht, hängt laut Anderson auch von einer territorialen und personellen Begrenztheit ab. Jede Nation verfügt nur über eine bestimmte Größe und fällt niemals mit der Menschheit zusammen. Zwar sind die Grenzen einer Nation durchaus variabel, jedoch liegen diese immer jenseits der Grenzen anderer Nationen. Auch ist es niemals Wille einer Nation, sich mit der gesamten Menschheit gleichzusetzen, da der Sinn dieser auch darin besteht, sich von anderen in bestimmten Aspekten zu unterscheiden und somit getrennte nationale Identitäten zu besitzen (vgl. Anderson 1996: 16).

Als souverän definiert Anderson eine Nation insofern, als dass ihre Entstehung mit der Aufklärung und dem Zerfall göttlich legitimierter hierarchisch-dynastischer Herrschaftsstrukturen einhergeht. Eine Nation soll durch sich

selbst begründet und selbstständig sein, selbstbestimmt und unabhängig in dem, was sie darstellt und wofür sie einsteht. Hauptziel einer Nation ist die Freiheit mit dem Staat als souveränem Maßstab (vgl. Anderson 1996: 16).

Die Idee der Gleichheit ist schließlich Grundlage für die Vorstellung der Nation als eine Gemeinschaft. Anderson spricht hier von einem „kameradschaftliche[n] Verbund von Gleichen“ (Anderson 1996: 17).

Die Bezugsgröße der Nation als vorgestellte begrenzte und souveräne politische Gemeinschaft

„gibt dem partizipierenden Volk ein verbindliches Werte- und Normengerüst und damit zugleich einen Orientierungsmaßstab für die eigene Verortung innerhalb des Staates. Unterschiedliche soziale, ökonomische oder politische Interessen können dadurch überwölbt und homogenisiert werden“ (Scheuble & Wehner 2006: 27).

Die kulturellen Wurzeln vorgestellter Gemeinschaften liegen in verschiedenen Faktoren. Die Vorstellung von Gemeinschaften wurde erst möglich, „als drei grundlegende historische Modelle ihren langen axiomatischen Zugriff auf das Denken der Menschen verloren hatten“ (Anderson 1996: 42). Der Verlust dieser Aspekte ließ ein Vakuum entstehen, das ein neues Konzept – also die vorgestellte Gemeinschaft der Nation – möglich und notwendig machte.

Als Erstes geht es um den Zerfall der zuvor als nicht hinterfragbar geltenden Religionsgemeinschaften und damit verbunden den Rückzug des Lateinischen als Sprache der Eliten. Auf dem im 16. Jahrhundert entstehenden Buchmarkt wurde das Lateinische zu einer von vielen Sprachen degradiert (vgl. Anderson 1996: 26). Der Niedergang der Sakralkulturen führte ab dem späten Mittelalter zu einer Auflösung der hierarchisch vertikalen und der Bildung einer horizontalen Weltordnung. Hiermit verbunden folgte seit dem 17. Jahrhundert auch der Abstieg der religiös legitimierten monarchischen Dynastien und dadurch die Auflösung des Glaubens, Gesellschaften seien als Untertanen unter herrschenden Oberhäuptern gruppiert (vgl. Anderson 1996: 29).

Neben diesen Verlusten der alten Bezugssysteme war es aber vor allem ein weiterer ganz entscheidender Aspekt, der die Basis dafür bildete, dass die Nation auf der Suche der Menschen nach neuem Sinn und neuer Orientierung schließlich hervorgebracht wurde. Hierbei handelt es sich um einen grundlegenden Wandel der Wahrnehmungsformen der Zeit (vgl. Anderson 1996: 30). Der mittelalterliche Zeitbegriff zerfiel und mit ihm die Annahme, dass das

menschliche Leben vorherbestimmt sei. Eine neue Form horizontaler Gleichzeitigkeit von Zukunft und Vergangenheit in einer unmittelbaren Gegenwart entstand – und damit auch die Möglichkeit, sich die Nation vorzustellen (vgl. Anderson 1996: 32f.).

Illustriert wird dieser Gedanke durch Anderson mit Hilfe der im 18. Jahrhundert aufkommenden Zeitungen und Romane, die „die technischen Mittel, d.h. die Repräsentationsmöglichkeiten für das Bewußtsein [sic!] von Nation“ (Anderson 1996: 32) lieferten. Unabhängig von direkter Interaktion wurde so eine gleichförmig handelnde Gesellschaft vorstellbar. Während der allwissende Leser im Roman das gleichzeitige Handeln der Figuren beobachtet, die in einer Gesellschaft leben, ohne dass sie sich selbst begegnen müssen, stellt die Zeitung verschiedene zeitgleich stattfindende Ereignisse zusammen. Durch das Druckgewerbe wird so „jenes bemerkenswerte Vertrauen in eine anonyme Gemeinschaft, welches das untrügliche Zeichen moderner Nationen ist“ (Anderson 1996: 42), erzeugt.

Antrieb dessen und damit für die Zerschlagung der vornationalen Welt war also der mit dem Kapitalismus aufkommende Buchdruck und das Verlagswesen. Mit diesen verschwand das Lateinische letztlich nahezu vollständig aus dem alltäglichen Leben. Verleger hatten die Intention, Bücher in möglichst großen Mengen zu verkaufen und ersetzten das Lateinische durch die einzelnen Volkssprachen. „Die Logik des Kapitalismus drängte nach der Sättigung des lateinischen Elitenmarktes zu den riesigen Märkten der einsprachigen Massen“ (Anderson 1996: 45). Diese immer weiter voranschreitende Durchsetzung der einzelnen Landessprachen war ein wichtiger Faktor für die Entstehung des Nationalbewusstseins.

Im Laufe der Entwicklung wurden die diversen Umgangssprachen zu Schriftsprachen zusammengefasst und bildeten von da an das Fundament eines einheitlichen Kommunikationszusammenhangs. Die massenhaft verbreiteten Schriftsprachen förderten das Nationalbewusstsein und ermöglichten die gleichzeitige Verständigung von Millionen von Menschen (vgl. Jansen & Borggräfe 2007: 94). Im Kreis der Mitleserschaft, die über den Buchdruck miteinander verbunden ist, sieht Anderson den Beginn der Nation. Sie bildete trotz ihrer Unsichtbarkeit eine Art der national vorgestellten Gemeinschaft (vgl. Anderson 1996: 51). Die Schriftsprachen ermöglichten den Menschen eine einheitliche Verständigung und einen Austausch unterhalb des bisher gebräuchlichen Lateins und oberhalb der gesprochenen Umgangssprachen (vgl.

Anderson 1996: 51). Außerdem verlieh der Buchdruck der Sprache eine „Fixierung, die auf lange Sicht jenes Bild vergangener Zeiten zu errichten half, das für die subjektive Vorstellung der Nation von zentraler Bedeutung ist“ (Anderson 1996: 51).

In dieser Sprache wird, wie Anderson abschließend ausführt, „die Vergangenheit wieder herbeigeschworen, werden Gemeinschaften vorgestellt und die Zukunft erträumt“ (Anderson 1996: 154). Auch hier stellt er eine Verbindung zu Renan her, der bezüglich der Nation ja bekanntlich von einem gemeinsamen Besitz an Erinnerungen und dem Wunsch eines gemeinsamen zukünftigen Lebens spricht (vgl. Renan 1996: 34f.).

Anderson ist der Auffassung, dass es ein Fehler ist,

„Sprachen so zu behandeln, wie es gewisse nationalistische Ideologien tun: als Symbole des ‚Nation-Seins‘, wie Flaggen, Trachten, Volkstänze und dergleichen. Die weitaus wichtigste Eigenschaft der Sprache ist vielmehr ihre Fähigkeit, vorgestellte Gemeinschaften hervorzubringen, indem sie besondere Solidaritäten herstellt und wirksam werden läßt [sic!]“ (Anderson 1996: 133).

Da das »Nationsein« vom politischen Bewusstsein praktisch nicht mehr zu trennen ist, weist Anderson auch darauf hin, dass Nationen durchaus auch ohne eine sprachliche Einheit vorgestellt werden können, wie es beispielsweise in der sprachlich heterogenen Schweiz der Fall ist (vgl. Anderson 1996: 135).

Anderson verfolgt einen konstruktivistischen Ansatz. Die Nation ist demnach keine historisch vorgegebene Größe, sondern konstituiert sich durch das in der Bevölkerung verbreitete Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit immer wieder neu. Damit lehnt er sich ebenfalls an Renans Formel vom täglichen Plebiszit an. Die mit der Nation verbundenen Bilder sind das Ergebnis eines Prozesses einer sozialen Konstruktion, an der sich verschiedene Gesellschaftsgruppen beteiligen (vgl. François et al. 1995: 14).

2.1.5 Fazit

Auch wenn es neben den oben genannten noch viele weitere bedeutende Erklärungstheorien für den Begriff der Nation gibt und man sich letztlich wohl nie auf die eine allgemeingültige Definition wird festlegen können, soll hier für die weiteren Überlegungen der Nationenbegriff Ernest Renans die Basis bilden.

Obwohl seine Theorie des täglichen Plebiszits schon relativ alt und auch nicht völlig kritiklos zu betrachten ist, bietet Renans Auslegung in ihrer Gesamtheit wohl immer noch den komplexesten Ansatz. Dieser wird nicht nur von Mauss, Gellner und Anderson in einigen Punkten wieder aufgegriffen, sondern auch nahezu in jeder Literatur, die sich mit dem Thema beschäftigt, besprochen bzw. als Quelle verwendet. Dennoch beinhalten auch die Theorien von Mauss sowie besonders die Ansätze von Gellner und Anderson wichtige Überlegungen und Erklärungen zum Begriff der Nation. Gerade die beiden letztgenannten prägten die jüngste Nationalismusforschung mit ihren Thesen der vorgestellten und gedachten Gemeinschaften.

Um es noch einmal zusammenzufassen, ist die Nation nach Renan das Ergebnis des gemeinsamen Willens der Menschen in Bezug auf Zusammenleben und Handeln. Darüber hinaus ist sie ein geistiges Prinzip, das auch über diesen Willensakt hinausgeht und von zwei Momenten, einer gemeinsamen Geschichte und einem Einverständnis über die gemeinsame Gegenwart und Zukunft, geleitet wird. Die Nation muss sich ihrer Geschichte bewusst sein, um die Zukunft gestalten zu können. Sie ist eine tägliche Entscheidung eines jeden Bürgers, beruht damit auf subjektiven Faktoren und ist insofern nicht festgelegt, sondern variabel und wandelbar. Die Klassifizierung einer Gemeinschaft aufgrund objektiver Kriterien lässt Renan nicht gelten und spricht diesen zwar nationenfördernde, aber keine nationsschaffende Eigenschaften zu.

Renans Beschreibung der »großen Solidargemeinschaft«, die nur durch das fortwährende Mitwirken der Bürger am staatlichen und gesellschaftlichen Geschehen gewahrt werden könne, kann verallgemeinernd für die meisten europäischen Staaten als grundlegende Transformation des 19. Jahrhunderts beschrieben werden. Die Nation wird somit zur einheitlichen, normativen Bezugsgröße von Politik und Gesellschaft. Alle übrigen vorstaatlichen Instanzen erhalten auf diese Weise einen dem Staat untergeordneten Stellenwert (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 26).

Dennoch ist auch klar, dass diese Konstruktion der Nation vor allem eine diskursive ist. Das Konzept der Nation ist daher nicht statisch, sondern unterliegt einem ständigen dynamischen Prozess und wird aus diesem Grund nie eindeutig festgelegt werden können. Da weder objektive noch subjektive Kriterien allein letztlich hinreichend für die Definition sind, erscheint Bruckmüllers Feststellung, die „Nation“ ist in hohem Maße stets *Imagi-Nation*“ (Bruckmüller 1996: 357), weitgehend zutreffend.

2.2 Nationale Identität und Patriotismus

Die Existenz einer Nation ist nicht möglich ohne entsprechende emotionale Bindungen der in ihr lebenden Menschen. „Ohne das Unterfutter von Wir-Gefühlen sind Staaten nur willkürlich konstruierte Gewalthülsen, die unter Belastung zerfallen“, so der Soziologe Karl Otto Hondrich (1994: 4). Jüngst wies auch der Historiker Fritz Stern darauf hin, dass „ein nationales Bewußtsein [sic!] [...] von fundamentaler Bedeutung für eine Gesellschaft [sei]. Kein Staat könne ohne die loyale Unterstützung seiner Bürger existieren“ (Gauger 2006: 12).

Wenn von der Nation die Rede ist, dann wird in pluralen Personalpronomen gesprochen. Das »Wir« steht einem »Ihr« oder einem »Sie« gegenüber. Die Mitglieder dieses »Wir« sind auf eine bestimmte Weise durch Gleichheit miteinander und mit ihrer Nation verbunden und entwickeln infolge dessen eine nationale Identität. Sie empfinden sich im Hinblick auf mindestens einen Referenzpunkt außerhalb ihres »Ich« als gleich oder ihnen wird von außen diese partielle Identität zugeschrieben (vgl. Bergem 2011: 165).

Ohne die Bedingung von Differenz und Pluralität wäre nationale Identität allerdings kaum möglich. Sie wird somit zum Prädikat für mindestens zwei Objekte, die verschieden sein könnten, es aktuell aber nicht sind. Identität charakterisiert sich nicht durch vollkommene Gleichheit und Konformität der Bürger in jeder Hinsicht, sondern vielmehr durch eine teilweise ausgeprägte Übereinstimmung. Hierbei geht es um verbindende Kriterien wie eine gemeinsame Herkunft, Sprache und Geschichte sowie den subjektiven Willen hinsichtlich der Bildung einer politischen Gemeinschaft mit normativen Zielen und Ordnungsmerkmalen (vgl. Bergem 2011: 169f.). Für die Stabilität und den Fortbestand politischer Systeme sind das Zusammengehörigkeitsgefühl der in einer nationalen Gemeinschaft lebenden Menschen und die Existenz einer nationalen Identität von großer Bedeutung (vgl. Neller 2006: 14).

Nationale Identität entsteht in der Regel wohl ohne bewusstes Zutun des Menschen und wohnt ihm normalerweise in mal weniger, mal stärker ausgeprägter Form inne. Es gibt wohl kein Kollektiv, das nicht automatisch das Eigene vom Fremden unterscheidet. Dieser Vorgang zeigt sich auch im Nationalbewusstsein. Der Historiker Leopold von Ranke hat sich schon im 19. Jahrhundert, also lange bevor der Begriff nationale Identität überhaupt gebräuchlich war, damit beschäftigt. Er formulierte seine Gedanken folgendermaßen:

„Nicht dort ist unser Vaterland, wo es uns endlich einmal wohlergeht. Unser Vaterland ist vielmehr mit uns, in uns. [...] Wir beruhen darauf von Anfang an und können uns nicht emanzipieren. Dieses geheime Etwas, das den Geringsten erfüllt wie den Vornehmsten, diese geistige Luft, die wir ein- und ausatmen, geht aller Verfassung voran, belebt und erfüllt alle ihre Formen“ (Bottlenberg-Landsberg 2012: 123).

Trotz dieser unterbewussten Bildung nationaler Identität spielen soziale Prozesse und gesellschaftliche Vermittlung eine wichtige Rolle. Die Nation als bloße Idee hat zunächst kaum Prägewirksamkeit hinsichtlich der Identität. Einen solchen Charakter erhält sie erst durch gesellschaftlich vermittelte Präsenz, die Gleichheit und Unterschiedlichkeit aufzeigt (vgl. Bergem 2011: 177).

Ohne das Wissen um Selbst- und Anderssein und die Zustimmung zu sich selbst können emotionale Bindungen erst gar nicht entstehen. Dieses Selbst- und Anderssein vermittelt sich wiederum nur über historische und kulturelle Tradition und Differenz bei gleichzeitiger Abgrenzung eigener als wertvoll erachteter kultureller Prioritäten von anderen (vgl. Gauger 2006: 12). Der Begriff nationale Identität meint deswegen nicht

„den objektiven, etwa systemischen Zusammenhang selbst, den Menschen miteinander bilden, sondern seine Interpretation durch die ihm Angehörigen. In einem strengeren Sinn ist von ihr nur dann zu sprechen, wenn diese Interpretation einerseits gemeinschaftliche Elemente enthält [...] und sie andererseits sozial geteilt ist, die Beteiligten sich also, wenigstens mehrheitlich, in ihr einwissen“ (Estel 2002: 108).

Die Angehörigen einer Nation wissen sich also als zusammengehörig und verfügen daher über eine Wir-Identität. Was dieses »Wir« verbindet, sind, wie bereits erwähnt, gemeinsame Verstehensbedingungen wie Sprache, Kultur und Vergangenheit. Erst dadurch wird eine Nation zur Heimat (vgl. Schröder 2006: 105). Diese Identifikation ist ein wesentlicher Punkt für das Funktionieren des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Um eine Ab- oder sogar Ausgrenzung derjenigen zu vermeiden, die nicht zu dieser Nation gehören, sollte die Identifikation allerdings nicht übermäßig sein und nicht in Nationalismus umschlagen. Der Begriff nationale Identität bezeichnet daher auch nicht, was die Mitglieder einer Nation von den Mitgliedern anderer Nationen trennt, sondern das, was die Mitglieder einer Nation untereinander verbindet und sie gleichzeitig von denen anderer Nationen unterscheidet (vgl. Bergem 2011: 176).

Nationale Identität ist nicht unabänderlich, sondern hat vielmehr einen prozesshaften Charakter. Sie ist kein Zustand, der ein für allemal da ist und kann nur Bestand haben, wenn sie lebendig erhalten wird, indem sie den nachfolgenden Generationen vermittelt und von diesen übernommen und beeinflusst wird. In der Regel beinhaltet sie daher auch eine Variabilität und hat eine zeitliche Konstanz, selbst über Generationswechsel der Nationsmitglieder hinweg. Die Nation kann als Identität bezeichnet werden, die sich ständig in sich bewegt (vgl. Böckenförde 1999: 54).

Einen bedeutenden Aspekt für die Ausbildung der nationalen Identität bildet auch der Patriotismus (von lat. »patria« – Vaterland, Heimat). Er ist fester Bestandteil, wenn nicht sogar Grundlage, der Nation. Diese muss sich ihrer Geschichte mit einem gewissen Maß an Stolz vergewissern, um den gemeinsamen Weg einer nationalen Zukunft gehen zu können. Laut Matussek ist eine Nation ohne Stolz nicht fähig, die eigene Zukunft zu meistern. Damit knüpft der *Spiegel*-Journalist an Ernest Renans Worte an, nach denen eine Nation von dem Gedanken getragen wird, in der Vergangenheit große Dinge gemeinsam getan zu haben und auch in der Zukunft miteinander tun zu wollen (vgl. Matussek 2007: 15).

Der ehemalige französische Staatspräsident Charles de Gaulle definierte den Begriff Patriotismus einst kurz und prägnant wie folgt: Ein „Patriot ist jemand, der sein Eigenes liebt, aber das Andere achtet“ (Gauger 2006: 22). Eine ähnliche Definition wählte auch der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede zum 40-jährigen Bestehen des deutschen Grundgesetzes im Jahr 1989: „Patriotismus ist Liebe zu den Seinen; Nationalismus ist Haß [sic!] auf die anderen“, heißt es dort (Internetauftritt des Bundespräsidenten 1989).

Zwar ist die besondere Identifikation mit dem eigenen Land der Kern, den der Nationalismus und der Patriotismus gemein haben und ihre Grenzen verlaufen auf den ersten Blick oft fließend, dennoch unterscheiden sich beide in bestimmten Dingen ganz wesentlich: So stellt der Patriotismus eigene Interessen und Bedürfnisse hinter das Allgemeinwohl zurück. Im Gegensatz zum Nationalismus, der sich selbst gegenüber meist kritiklos ist, setzt der Patriotismus eine kritische Distanz und den Willen zu verbessern frei. Er steht in Akzeptanz und Solidarität mit dem Patriotismus anderer Nationalstaaten und zeigt sich somit auch in diesem Punkt deutlich gegensätzlich zum Nationalismus (vgl. Gauger 2006: 22). Der Patriotismus ist auf internationaler Ebene ein solides

Fundament, das die verschiedenen Gesellschaften zusammenhält und auch ideologischen Konstruktionen klar überlegen ist. Patrioten erkennen grundsätzlich verschiedene Richtungen an. Auch wenn man sich für das Eigene engagiert, bleibt der Pluralismus bestehen (vgl. Mayer 2007: 27f.).

Während sich der Patriotismus der gesamten Vergangenheit – sowohl der positiven als auch der negativen – seiner Nation stellt, behandelt der Nationalismus die Geschichte seines Landes „wie einen Steinbruch, aus dem die guten Stücke herausgebrochen und hoch gelobt, die schlechten dagegen übersehen und verschwiegen werden“ (Rößler 2006: 46). Er wählt sozusagen zu seinen Gunsten aus und verdreht dadurch die Tatsachen.

Der Patriotismus steht in enger Verbundenheit mit Freiheit und Demokratie, weil nur unter deren Bedingungen die moralische und nicht erzwungene Entscheidung für oder gegen etwas möglich ist. Daher hat er einen emanzipatorischen Impuls und zeigt sich auch einem Weltbürgertum gegenüber durchaus offen. Der Soziologe Ralf Dahrendorf war sogar der Überzeugung, dass Patriotismus die Voraussetzung des Weltbürgertums sei (vgl. Gauger 2006: 22). „Man kann sich zugleich zu einer [...] Nation und zu Europa bekennen. Der Weltbürger fühlt sich zudem [...] mit den anderen Republikanern weltweit eng verbunden“ (Bizeul 2007: 38).

Im heutigen vereinten Europa trägt der patriotische Gedanke wesentlich dazu bei, dass die historische und kulturelle Schicksalsgemeinschaft der Nation nahezu unverzichtbar geworden ist. Das »Europa der Vaterländer«, das Charles de Gaulle in den sechziger Jahren visionär vor Augen stand, entspricht immer noch in hohem Maße der idealen und auch gewollten Form des Zusammenlebens der europäischen Nationen. Rößler spricht in diesem Zusammenhang von der Stärke der Vielfalt der nationalen Kulturen, die sich durch einen großen gemeinsamen Kernbestand verbinden (vgl. Rößler 2006: 45).

Patriotismus kann nur in einer Nation mit einem demokratischen Gemeinwesen entstehen. Die Existenz einer nationalen Identität sollte dabei als selbstverständlich angesehen werden. Ist sich eine Nation ihrer Werte sicher, muss sie nicht ständig ihre Identität unter Beweis stellen (vgl. Jesse 2006: 128). Eine patriotische Einstellung kann zudem Demokratien stabilisieren, weil die Bürger ihrem Land auf diese Weise einen Vertrauensvorschuss geben und davon überzeugt sind, dass dort innerhalb der vereinbarten und bewährten demokratischen Regeln alles grundsätzlich richtig und zum Wohle der Bürger entschieden wird (vgl. Mayer 2007: 27).

Der heutige Bundespräsident Joachim Gauck betonte 2006 in einem Gespräch mit der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* ebenfalls die Wichtigkeit des selbstverständlichen Bezugs zur eigenen Nation. „Ich kann nur einer Nation vertrauen, die an sich glaubt. Die glaubt, daß [sic!] sie fähig ist, aus dem Schatten von Schuld und Verbrechen hervorzutreten“, sagte Gauck damals (Schmid 2006: 3) und verwies damit ebenfalls auf den Aspekt von Gegenwart und Zukunft als bedeutendes Element des »Nationseins«. Die Fixierung auf die Vergangenheit sollte demnach nicht im Vordergrund stehen.

Ein gesundes Nationalbewusstsein stützt sich auf einen aufgeklärten Patriotismus. Er hält die Balance zwischen den Bindungen und Verpflichtungen der Menschen untereinander im privaten Bereich wie auch auf staatlicher Ebene (vgl. Jesse 2006: 129).

Papst Johannes Paul II. äußerte sich in seinem letzten Buch *Identität und Erinnerung* von 2004 ebenfalls zum Thema Patriotismus. Er spricht vom Vaterland als gemeinsames Gut aller Bürger, das als solches eine große Verpflichtung ist. Nation ist demnach – wie die Familie – eine Gemeinschaft, in die jeder Mensch hineingeboren wird. Sie trägt ihn, er muss sie aber auch seinerseits mittragen (vgl. Jestaedt 2006: 145). Genau auf diesen Aspekt ging schon John F. Kennedy mit seinem berühmten Zitat „Frage nicht, was dein Land für dich tun kann. Frage, was du für dein Land tun kannst“ in seiner Inaugurationsrede 1961 ein (Etges 2008).

In ähnlicher Weise äußerte sich auch Bundeskanzlerin Angela Merkel in einem Gespräch mit der Tageszeitung *Die Welt* im Jahr 2004, als sie darauf hinwies, dass im Patriotismus das eigene Wohlergehen zugunsten des persönlichen Einsatzes für das Vorankommen des gesamten Landes zurückstehen müsse. „Dazu gehören auch die Prinzipien der sozialen Marktwirtschaft. Wenn das Gemeinwesen funktioniert, ist man gern in Deutschland. Das vermittelt Selbstbewußtsein [sic!] und ein positives Gefühl“, sagte Merkel seinerzeit (Graw 2004). Außerdem definiert sie den Patriotismus an selber Stelle als Bekenntnis zur eigenen Geschichte – mit ihren Höhen und ihren Tiefen – sowie zu Kultur, Sprache und den Leistungen der Menschen und sieht in ihm einen unbedingt notwendigen Aspekt des nationalen und europäischen Zusammenlebens: „Ohne ein klares Bekenntnis zur eigenen Nation ist Europa nicht denkbar“ (Graw 2004).

Ein Musterbeispiel für einen offensiv nach außen getragenen Patriotismus sind die USA, die jedes Jahr am 4. Juli Fahnen schwenkend ihre Unabhängig-

keit feiern. In dieser Form des offen zur Schau gestellten Patriotismus unterscheiden sich die Vereinigten Staaten beispielsweise von Ländern wie Deutschland. Offensichtlich spielen hier unterschiedliche nationale Temperamente und Traditionen eine Rolle. Die Völker haben verschiedene Bedürfnisse und Einstellungen gegenüber dem, was als noch »normal« gilt und was möglicherweise zu weit geht (vgl. Marschall 2012). Dabei ist es gerade für ein multikulturelles Land dieser Größe wichtig, von einer gemeinsamen Idee getragen und zusammengehalten zu werden.

Im Prozess der nationalen Identitätsbildung ist, wie Renan schon sagte, der Blick in eine gemeinsame Historie von großer Wichtigkeit. Im nationalen Gedächtnis wird die Überlieferung und Erscheinung einer Gesellschaft bzw. einer Nation sichtbar. Hinsichtlich der Vereinigten Staaten richtet sich der Blick vor allem auf das revolutionäre Erbe der Vergangenheit – die Metapher des »Landes der unbegrenzten Möglichkeiten« symbolisiert bis heute einen Freiheitsgeist und eine demokratische Grundordnung. Als Darstellung von gewachsenen und kollektiv legitimierten Symbolen und Normen kann sie nur schwer hinterfragt oder neu verortet werden (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 27). Die Identifikation mit diesen nationalen Selbstbildern ist eine Mischung „aus Bindung, kollektivem Erleben und Orientierung auf Kommendes, die sich im Seelenhaushalt des Einzelnen niederlässt, dort Zustimmung erfährt und zu Eigenbeitrag anspornt“ (von Schmid 2005, zitiert nach Scheuble & Wehner 2006: 28). In ihrer Erscheinung als Nation kommen die Vereinigten Staaten Renans Vorstellung damit schon sehr nahe.

Der Patriotismus übernimmt also die Funktion des gesellschaftlichen Klebstoffs (vgl. Marschall 2012). Er ist somit nicht nur geprägt von Normalität, sondern auch von einer Notwendigkeit für das menschliche Leben in Gemeinschaft. Fehlt er ganz oder auch nur zum Teil, fehlt den Menschen etwas Wesentliches (vgl. Jestaedt 2006: 145). Kronenberg vergleicht den Patriotismus sogar metaphorisch mit dem

„Zement, der Säulen sowie das gemeinsame Haus, die Nation, zusammenhält. Um der Freiheit der Menschen, der Bürger willen. Ganz pragmatisch, ohne jegliches Pathos. Das Gefühl kommt, je weniger man es diskursiv beschwört, von ganz allein“ (Kronenberg 2006: 165).

Außerdem ordnet Kronenberg ihm noch weitere Eigenschaften zu: So steht der Patriotismus für ein freiwilliges Gemeinwohl-Handeln mit emotionaler

Dimension, bei dem man füreinander einsteht, ohne sich nach außen abzugrenzen. Dabei zeigt er sich politisch weder rechts- noch linksorientiert. Vielmehr ist er ein bürgerschaftliches Projekt und kann nicht erzwungen werden, sondern muss von der Bürgerschaft selbst kommen. Patriotismus ist zudem ein wichtiger Wirtschaftsfaktor in einer globalisierten Welt, weil er sich als Teil des Sozialkapitals wesentlich zu einer höheren Zufriedenheit und Lebensqualität in einem Land auswirkt, was sich in der Konsequenz auch auf die ökonomische Attraktivität eines Landes überträgt. Letztlich nennt Kronenberg das historische Gedächtnis des Patriotismus, der versucht, das Gute für die Zukunft zu bewahren, aber auch aus Fehlern der Vergangenheit und Missständen der Gegenwart zu lernen (vgl. Kronenberg 2010: 131-133).

Die von Renan erklärte »Willensnation« ist also nur möglich, wenn ihr eine entsprechende kollektive nationale Identität zugrunde liegt. Eine Nation steht demnach in einer Abhängigkeit vom patriotischen Handeln der in ihr lebenden Menschen, da sie sich auf diese Weise immer wieder in ihrer Zusammengehörigkeit bestätigt und als Gemeinschaft agiert. Die Hülle der Nation muss also erst mit einer nationalen Identität gefüllt werden, um dem Begriff in seiner Bedeutung gerecht zu werden.

3. Die geschichtliche Karriere Deutschlands als Nation

„Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden ...“

Friedrich Schiller
(Schulze 1998: 18)

3.1 Die Lage vor und während der Weltkriege

Im Jahr 1892 hielt der deutsche Kaiser Wilhelm II. in Berlin eine Rede vor dem brandenburgischen Provinziallandtag. Darin hieß es unter anderem: „[...] zu Großem sind wir noch bestimmt und herrlichen Tagen führe Ich Euch noch entgegen“ (Eugen-Richter-Archiv 1898). Etwa 30 Jahre früher, im Jahr 1861, hatte der Dichter Emanuel Geibel in seinem Gedicht *Deutschlands Beruf* als Resümee geschrieben: „Und es mag am deutschen Wesen. Einmal noch die Welt genesen“ (Bertau 1995: 103).

Die hohen Ansprüche kurz vor und während des Kaiserreichs waren also unverkennbar. Sah man sich auf deutscher Seite doch als Vorbild und richtungsweisend im internationalen Vergleich.

Was innerhalb weniger Jahre schließlich daraus wurde, hatte Berthold Brecht frühzeitig erkannt. Bereits im Jahr 1933 angesichts der heraufziehenden »Götterdämmerung« der deutschen Geschichte, sofern es denn eine solche überhaupt gab, schrieb er in seinem Gedicht *Deutschland*: „O Deutschland, bleiche Mutter! Wie haben deine Söhne dich zugerichtet. Daß [sic!] du unter den Völkern sitzt. Ein Gespött oder eine Furcht!“ (Karcher 2006: 70).

So kam es dann auch und noch schlimmer. Deutschland hatte sich im Dritten Reich in nur kurzer Zeit so zugrunde gerichtet, dass Winston Churchill vorausschauend bereits in der Hochzeit deutscher militärischer Erfolge anlässlich der Dünkirchen-Niederlage im Juni 1940 äußerte: „Die Deutschen sollen Sklaven werden und bleiben für alle Zeiten“ (Charmley 1993: 410).

Die hohen Erwartungen Wilhelms II. verflüchtigten sich also wesentlich schneller als angenommen. Das »deutsche Wesen« als Vorbild für die ganze Welt hatte sich ins Gegenteil verkehrt. Die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft ließen einen immer größeren Hass auf die deutsche Nation und ihre Führung entstehen. Die Niederlage im Zweiten Weltkrieg tat ihr Übriges und verfestigte das Bild Deutschlands vom gehassten Verlierer.

Auch auf Seiten der meisten Deutschen sah man sich im Abseits angekommen. Noch vor Kriegsende versuchte die Widerstandsgruppe der »Weißen Rose« um die Geschwister Sophie und Hans Scholl in ihrem fünften Flugblatt Anfang 1943 die Deutschen mit folgendem Satz aufzurütteln: „Sollen wir auf ewig das von aller Welt gehasste und ausgestoßene Volk sein?“ (Kronenberg 2005: 175).

Bis 1945 entwickelte sich also eine immer größere Abneigung gegen das deutsche Volk. Es wurde zu einem Paria unter den Staaten, einem Gebrandmarkten und Ausgestoßenen. Der Tag der Kapitulation am 8. Mai schien das Ende Deutschlands, das »Finis Germaniae« (Kronenberg 2005: 175), zu sein. Zwar war ein Großteil der Bevölkerung mehr als glücklich über den gleichzeitigen Sturz des gesamten nationalsozialistischen Regimes, doch standen die Menschen zunächst einer absoluten Leere gegenüber. Der Krieg war zwar beendet. Verloren war er sowieso. Aber die Nation war im wahrsten Sinne des Wortes am Boden zerstört, und zwar nicht nur physisch, sondern auch psychisch.

„An einem Völkermord nicht [...] als das Volk der Opfer, sondern gar als jenes der Täter beteiligt gewesen zu sein, ist eine seelische Last und schwere moralische Hypothek auch für die Nachgeborenen. Nicht viel leichter ist die Bürde einer Nation, die in keinen vierzig Jahren zwei Niederlagen in zwei als Existenzkämpfen geführten Weltkriegen erlitten hat“ (Patzelt 2006: 58).

Die Übriggebliebenen hatten zwar den schlimmsten Krieg in der deutschen Geschichte überlebt, nun mussten sie jedoch auch noch das nachfolgende Chaos überstehen. Dieser Weltkrieg war zudem noch, anders als wohl der Erste Weltkrieg, unstreitig allein von Deutschland ausgegangen.

Für nationale oder gar patriotische Gedanken war in dieser Zeit also noch nicht einmal ansatzweise Raum. Die Erfüllung elementarer Lebensbedürfnisse stand im Vordergrund. Die von den Nationalsozialisten beschworene deutsche Volksgemeinschaft, ein ideologisch besetzter Begriff für die deutsche Nation, war als Resultat des verlorenen Krieges am Ende. Eine neue Art der nationalen Gemeinschaft war noch nicht in Sicht.

Für die Deutschen war das schwierige bzw. nicht vorhandene Verhältnis zur eigenen Nation aber nicht neu. Denn lange Zeit war Deutschland „nichts anderes als ein Bündel aus vielen Staaten, Regionen und Städten, Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen-Coburg-Gotha, Hamburg und vielen ande-

ren“ (Schulze 1998: 14). „Deutschland war nie ein Volk, das sich natürlicherweise auf die Staatsnation hinbewegte“ (Fabian 2006: 19). Es handelte sich vielmehr um „eine in sich äußerst zerrissene Großgruppe mit nur wenig scharf ausgebildeter nationaler Identität“ (Mommsen 1990: 11), ein in seinen Grenzen stark wechselndes Gebilde, dessen geschichtliche Entwicklung alles andere als gradlinig war (vgl. Krüger 1993: 66).

Schon die räumliche Definition Deutschlands war schwierig. Es fehlte an natürlichen oder wenigstens auch festen Grenzen. In relativ bescheidenem Rahmen gab es natürliche Grenzen nur an der Nord- und Ostseeküste. Schleswig-Holstein lag im dänischen Einzugsbereich, Ost- und Westpreußen lagen im polnischen, das Memelland im litauischen, Schlesien wieder im polnischen, vormals im Bereich der k. u. k. Monarchie, so auch das Sudetenland. Im Westen waren die Grenzen unter anderem im Elsass geschichtlich unklar.

Auch die Geschichte der deutschen Nation weist einen vielfachen Bruch an Kontinuität auf, was das Verhältnis der Deutschen zu ihr entscheidend erschwerte – ein kurzer Rück- und Überblick:

Am Beginn dieses Prozesses stand der erste entscheidende Bruch, der zur Problematik des Nationsbegriffs in Deutschland beitrug: das Ende des »alten Reiches«, des Heiligen Römischen Reiches, nach fast 900 Jahren seines Bestehens im Jahr 1806 (vgl. Aretin 1967: 28).

Knapp sieben Jahrzehnte später kam es mit der Gründung des kleindeutschen Nationalstaates im Jahr 1871 zum nächsten bedeutenden Einschnitt im deutschen Geschichtsbewusstsein. Die Reichsgründung galt als neuer Aufstieg nach jahrhundertelangem Zerfall (vgl. Aretin 1967: 32). Da die historische Wirklichkeit Deutschlands immer geprägt war von einer Vielzahl von Völkern, die trotz kultureller Gemeinsamkeiten politisch separaten Territorialstaaten angehörten, sprach man nach der Reichsgründung im Jahr 1871 in diesem Zusammenhang auch von Deutschland als einer »verspäteten Nation« (vgl. Fabian 2006: 19).

Zum dritten Mal riss dann knapp 50 Jahre später, im Jahr 1918, die Kontinuität der deutschen Geschichte ab. Der Erste Weltkrieg war verloren, die Monarchie hatte ausgedient und die nun folgende Weimarer Republik wurde nur als ein aus der Not geborener Übergang angesehen. Das nach 1871 entwickelte Geschichtsbild ließ den Nationalstaat mittlerweile als einzig mögliches Staatsmodell erscheinen, was die Weimarer Republik in ihrer Form nicht erfüllen konnte (vgl. Aretin 1967: 34).

Der vierte, und insgesamt wohl schwerste, Bruch kam dann bekanntermaßen im Jahr 1945. Die Nation war unhaltbar geworden, denn vom Nationalsozialismus ging ein Gift aus, das das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Nation zerstörte. Die Nation in ihrer damaligen Bedeutung „überhöhte das deutsche Volk zu einer Nation mit einem missionarischen Auftrag in der Geschichte“ (Heck 1967: 65). Von diesem Stempel konnte man sich auch nach dem Zerfall der nationalsozialistischen Ideologie nicht lösen. 1945 legte sich damit die „völlige Katastrophe eines hemmungslos übersteigerten Nationalismus [...] wie eine bleierne Last auf das ganze Volk [...]; die Nation war zerschlagen“ (Heck 1967: 78).

In den meisten übrigen europäischen Ländern zeigte sich ein völlig anderes Bild als in Deutschland. In Frankreich beispielsweise ging es stets um die gleiche Nation mit gleicher Geschichte. Es sind die gleichen Daten und Figuren. Der Faden der Identität zieht sich unverändert bis zur Gegenwart durch (vgl. Schulze 1998: 18).

Das Nationalbewusstsein der mit Deutschland konkurrierenden europäischen Großmächte Frankreich und auch England verstand sich schon immer als etwas Gegebenes. So äußerte sich auch Schulze weiter wie folgt: „Das Bild der Franzosen von ihrer Geschichte ändert sich nicht, die Stichworte, die Epochen, die Namen, die Urteile bleiben unverrückbar [...]“ und: „Der Blick nach England ergibt nichts anderes; in diesem Land ist die geschichtliche Identität so selbstverständlich, daß [sic!] die ‚Encyclopedia Britannica‘ dem Begriff ‚Nation‘ keine einzige Zeile widmet [...]“ (alle Schulze 1998: 19).

Den Deutschen hingegen fehlt es, zeitlich gesehen, an Kontinuität und, räumlich betrachtet, an einer Mitte und eben an festen Grenzen. Es gibt kein Land in Europa, das in seiner Geschichte so viele Hauptstädte hatte – mit vielen Zwischenstationen von Aachen über Wien nach Berlin (vgl. Schulze 1987: 170). Schon Schiller schrieb im Jahre 1796: „Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden [...]“ (Schulze 1998: 18).

Das deutsche Nationalbewusstsein schwankte „seit seinen Anfängen zwischen Hybris und Minderwertigkeitskomplexen, zwischen Selbstbespiegelung und Selbstmitleid hin und her“ (Mommsen 1990: 11) – und dies nicht ohne Grund. Die Nation entwickelte sich – politisch – nicht von unten nach oben, sondern wurde von oben initiiert. Vom Kaiserreich abgesehen, gescheitert mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und nach einer vorübergehenden halbwegs demokratischen Phase der Weimarer Republik haben die Nationalsozialisten

noch einmal versucht, die deutsche Nation als die bereits angesprochene deutsche Volksgemeinschaft zu etablieren. Dies ist ihnen für die erste Zeit ihrer Herrschaft infolge eines machtpolitischen Vabanquespieles und späterer militärischer Erfolge zunächst gelungen.

Die beschworene Volksgemeinschaft brach aber dann 1945 zusammen. Dies geschah allerdings nicht plötzlich, denn nach den Ereignissen von Stalingrad 1943 hatte sich auch in der Bevölkerung, nicht zuletzt mit der Zerstörung deutscher Städte durch die ständigen Luftangriffe, die Erkenntnis durchgesetzt, dass es mit »Großdeutschland« zu Ende ging oder sogar schon war. Auch die Nation in ihrem hergebrachten Sinne war aufgrund der Ereignisse vorerst am Ende.

Als fast symptomatisch für die Definitionsprobleme und das ewige Hin und Her der deutschen Nation kann auch die Geschichte der deutschen Nationalhymne angesehen werden.

Das »Lied der Deutschen« oder »Deutschlandlied« wurde im Jahr 1841 von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben auf der Insel Helgoland geschrieben. Seine Melodie entstammt Joseph Haydns Kaiserlied. Erst gut 80 Jahre später, im August 1922, erklärte der damalige Reichspräsident Friedrich Ebert das Werk zur Nationalhymne (vgl. Die Bundesregierung 2013). Der wenig später aufkommende Nationalsozialismus brachte die Hymne schließlich folgenreich in Verruf:

Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, durfte das »Deutschlandlied« nur noch in Kombination mit dem »Horst-Wessel-Lied« gesungen werden – einem Marschlied, das Kampf und Sieg über politische Gegner zum Inhalt hatte. Dabei wurde absichtlich nur die erste Strophe des Liedes gesungen. »Deutschland, Deutschland über alles« bekam unter Hitlers Führung allerdings eine ganz andere Intention als die von Hoffmann von Fallersleben. Voll und ganz dem Tenor der Nationalsozialisten entsprechend, sollte die Strophe Deutschlands gewollte Übermacht in der Welt zum Ausdruck bringen (vgl. Die Bundesregierung 2013). Damit wurden die Tatsachen allerdings vollkommen verdreht.

Hoffmann von Fallersleben zielte mit seinem Text nämlich auf die seinerzeit als Utopie anmutende Einheit einer deutschen Nation. Denn das deutsche Gebiet bestand, wie bereits angesprochen, seit 1815 aus insgesamt 39 Einzelstaaten. Folglich gab es kein gemeinsames Staatsoberhaupt, keine einheitliche Verwaltung und Gesetzgebung, keine Wirtschafts- und Zolleinheit und kein einheitliches Heerwesen (vgl. Die Bundesregierung 2013).

Das »Lied der Deutschen« brachte also ein Wunschbild von einer geeinten deutschen Nation zum Ausdruck. Es trug dazu bei, dass sich bei den Menschen in Deutschland allmählich ein Bewusstsein dafür entwickelte, nicht nur Bayern, Sachsen oder Hannoveraner, sondern vielmehr Deutsche zu sein und einer gemeinsamen Nation anzugehören. Hoffmanns Worte »Deutschland über alles« bedeuteten also 1841 nicht, dass Deutschland über allen anderen Ländern in der Welt stehen sollte, sondern, dass dieses Land mehr war als die jeweiligen Einzelstaaten des Deutschen Bundes. Das oberste Ziel musste es sein, sich zu vereinigen. In der Zeit der politischen Uneinigkeit, in der Hoffmann von Fallersleben lebte, konnten diese Worte „nur als ein Bekenntnis verstanden werden, für das noch nicht geschaffene einige Deutsche Reich die besten Kräfte und Gefühle einzusetzen“ (Plötzsch 2009). Dies zeigt sich nicht zuletzt auch an der emphatischen Verwendung des Wortes »Deutschland« durch Wortwiederholung. Fallersleben geht es eben erkennbar nicht um die Überhöhung Deutschlands gegenüber anderen Nationen, sondern um Deutschland als Nation selbst.

Nachdem die Alliierten das Lied aufgrund seiner jüngsten Vergangenheit kurzzeitig verboten, erfolgte durch Bundeskanzler Konrad Adenauer schließlich eine Rückbesinnung auf die eigentliche Aussage des Textes. Adenauer hatte sich nach dem Krieg und dem Sturz der nationalsozialistischen Diktatur ausdrücklich für die Wiederbelebung des Deutschlandliedes als Nationalhymne eingesetzt und überzeugte schließlich auch den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss. Mit Wirkung vom 6. Mai 1952 wurde die dritte Strophe des Deutschlandliedes wieder offiziell zur Nationalhymne erklärt. Gerade ihr Text – »Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland« – hat die Hoffnung auf Verwirklichung der staatlichen Einheit auch in den Jahrzehnten der Teilung wachgehalten (vgl. Plötzsch 2009). Die erste Strophe wurde jedoch nicht, wie weit verbreitet angenommen, verboten, sondern ist bis heute legaler Bestandteil des Liedes – auch wenn sie nicht zur offiziellen Hymne gehört.

Diesen Beschluss zur Nationalhymne bestätigten Bundeskanzler Helmut Kohl und Bundespräsident Richard von Weizsäcker nach der Wiedervereinigung im August 1991:

„Als ein Dokument deutscher Geschichte bildet es in allen seinen Strophen eine Einheit. [...] Die 3. Strophe des Liedes der Deutschen von Hoffmann von Fallersleben mit der Melodie von Joseph Haydn ist die Nationalhymne für das deutsche Volk“ (Plötzsch 2009).

Fortan gab es keine Diskussionen mehr über die deutsche Hymne. Die wiedervereinigte Republik hatte ihr gemeinsames Lied gefunden. Hoffmann von Fallerslebens »Lied der Deutschen« war damit nach 160 Jahren an seinem endgültigen Bestimmungsort angekommen.

Zurück zum eigentlichen Thema: Identitätsstiftende Merkmale wie politische Zusammengehörigkeit und feste Grenzen waren in Deutschland in der Zeit vor 1871 also nur teilweise vorhanden. Auch der Aspekt der Religion war zu keinem Zeitpunkt in der Lage, als identitätsstiftendes Kriterium bezeichnet zu werden. Dies verhinderte die Reformation bereits frühzeitig.

Was blieb, waren Sprache und Kultur. Damit war der Nationenbegriff in Deutschland lange insgesamt „ethnisch-kulturell orientiert. Gemeinsame Sprache, Kultur, Geschichte, mithin die ethnische Zugehörigkeit und Eigenart, bestimm[t]en die Nation“ (Böckenförde 1999: 62). Allerdings gestaltete sich auch der Aspekt der ethnischen Zusammengehörigkeit eher schwierig. Denn so lebten neben den Bayern und Preußen unter anderem auch Dänen, Sorben und Polen auf deutschem Gebiet.

Die Art der auf kulturellen Aspekten basierenden Nation gründete sich bereits zu Zeiten des Heiligen Römischen Reiches. Mangels nationalstaatlicher Einheit war dort

„über die vielfältigen politischen Grenzen hinweg eine vornehmlich bürgerlich getragene Bildungsgesellschaft entstanden, die – an hochdeutscher Sprache, sich entfaltender deutscher Dichtung, Literatur und Theaterkultur orientiert – sich als deutsche Kulturnation verstand. [...] Die Kulturnation bestand und verstand sich unabhängig von einer politischen Nation, wie sie in Frankreich in Erscheinung trat, stand selbständig [sic!] neben einer solchen“ (Böckenförde 1999: 47f.).

Anders als zum Beispiel England und Frankreich, die sowohl Kultur- als auch Staatsnationen waren und sind (vgl. Mayer 1986: 28), zeigte sich Deutschland demnach bis 1871 im Hinblick auf die Nation immer eingeschränkt. Während man in Frankreich die Nation als staatlich-politische Bekenntnisgemeinschaft definierte, bei der Staat und Nation schon immer miteinander vereint waren, ist der historische deutsche Nationenbegriff durch vorstaatliche, sogenannte natürliche Merkmale charakterisiert. Geschichtlich betrachtet war die Nation in Deutschland damit primär eine Schicksalsgemeinschaft, in die man hineingeboren wird, und keine Willensgemeinschaft, wie es in Frankreich schon immer der Fall war (vgl. Böckenförde 1999: 34f.). Erst wenn in einer Kulturnation die

allgemeine Forderung nach Selbstbestimmung und nationaler politischer Selbstständigkeit laut wird, ist der Weg zu einem kulturell geschlossenen Nationalstaat, wie im Falle Deutschlands ab 1871, bereitet (vgl. Böckenförde 1999: 27).

Letztlich definierte sich die deutsche Nation viele Jahrzehnte und in kritischen Jahren immer wieder über ihre kulturellen »Schätze«. Der Begriff der Kulturnation wurde nicht nur in der bürgerlichen Bildungswelt des 18. und 19. Jahrhunderts hoch bewertet, sondern auch in der Ratlosigkeit nach dem Zusammenbruch von 1945 und angesichts der scheinbaren Ausweglosigkeit der deutschen Teilung immer wieder zur Sprache gebracht (vgl. Willms 1982: 58). Es war die Zeit von Goethe und Schiller, die die deutsche Geschichte grundlegend mitprägte. Nicht zu vergessen sind in diesem Zusammenhang auch die bedeutenden Komponisten Johann Sebastian Bach und Ludwig van Beethoven als herausragende Persönlichkeiten der deutschen Kulturgeschichte. Bezüglich der Nation als Kulturbegriff bemerkte Schiller im Jahr 1797:

„Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten [...] Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist“ (Schulze 1998: 27).

Erst mit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 bildete sich also ein unter anderem auch auf einen Staat im politischen und geographischen Sinne projiziertes Nationalbewusstsein heraus. Bundespräsident von Weizsäcker hat dies zutreffend so formuliert:

„Ich meine, Nation ist ein Inbegriff von gemeinsamer Vergangenheit und Zukunft, von Sprache und Kultur, von Bewußtsein [sic!] und Wille, von Staat und Gebiet. Mit allen Fehlern, mit allen Irrtümern des Zeitgeistes und doch mit dem gemeinsamen Willen und Bewußtsein [sic!] hat diesen unseren Nationsbegriff das Jahr 1871 geprägt. Von daher – und nur von daher – wissen wir heutigen, daß [sic!] wir uns als Deutsche fühlen. Das ist bisher durch nichts anderes ersetzt“ (Schulze 1987: 167f.).

Das Verhältnis der Begriffe Staat und Nation im Zusammenhang mit Deutschland war immer schon ein schwieriges: Wenn die Deutschen von »Wir« sprechen, ist dann der Staat gemeint, die Nation oder vielleicht sogar beide gemeinsam? Auf welche Basis stützt sich dieses Wir-Bewusstsein?

Klar ist: Die alte sozialistische Parole »Der Staat sind wir« entspricht nicht ganz der Realität. Zwar wird der deutsche Staat demokratisch gewählt und auch in Artikel 20 des Grundgesetzes steht »Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus«; dennoch sind die Deutschen grundsätzlich kein Staat, sondern sie haben einen Staat. Die Nation nimmt den Staat sozusagen in Dienst. Der Staat ist kein »Wir« und damit nicht mit dem Volk oder der Nation gleichzusetzen (vgl. Schröder 2006: 105). Vielmehr ist er eine

„Herrschaftsordnung, die als Grundrechts- und Verfassungsstaat die Freiheitsrechte der Bürger garantiert und diejenigen Regeln und Institutionen vorgibt, nach denen [...] das Staatsvolk seine Souveränität ausübt, einen gemeinsamen Willen formuliert und selbst oder durch Beauftragte handeln kann“ (Schröder 2006: 104f.).

Die politische Organisation eines Staates stützt sich also auf die Nation und ihre Souveränität. Der Ursprung aller Souveränität, das heißt aller unabhängigen staatlichen Herrschaftsmacht und Entscheidungsgewalt, liegt bei der Nation und muss sich vom Volk her konstituieren. Die Ausübung der Souveränität geschieht durch Delegation an verschiedene Gewalten. Von den Bürgern gewählt, sollen sie für die Nation handeln. Das Volk tritt damit als Träger der Souveränität auf (vgl. Böckenförde 1999: 18f.).

Man kann den Staat als eine politisch-soziale Zweckeinheit bezeichnen, die nicht den nationstypischen Charakter einer Wir-Identität innehat. Was dieses »Wir« verbindet, ist eben nicht die politische Komponente, sondern, wie schon angesprochen, gemeinsame Verstehensbedingungen der Sprache, Kultur und Geschichte (vgl. Schröder 2006: 105).

Ein Staat im Allgemeinen ist zwar vielfach national bestimmt, er bedarf jedoch zu seiner Definition nicht zwangsweise der nationalen Bezüge. Genauso kann die Nation ohne einen Staat oder in mehreren Staaten, wie während der deutsch-deutschen Teilung zu erkennen war, bestehen – wenn auch nicht ohne problematische Begleitumstände (vgl. Mayer 1986: 30). Im Hinblick auf den Staat lässt sich die Nation meist als dessen konkrete Wirklichkeit im Bewusstsein der Bürger erklären. Diese setzten den Staatsbegriff zu allen Zeiten in die Tat um. Ohne die Nation als Stütze würde dem Staat als rein politisches Subjekt damit auch die Geschichte fehlen (vgl. Willms 1982: 49). Die Hülle des Staates wird sozusagen durch die Nation gefüllt.

Das ewige Phänomen der Frage nach Staat und Nation in Deutschland zieht sich wie ein langer Faden durch die deutsche Vergangenheit. So konnte zu Zeiten des Nationalstaats ab der Reichsgründung 1871 noch davon gesprochen werden, dass beide Begriffe nahezu gleichzusetzen sind. Dies änderte sich dann aber schlagartig mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus. Plötzlich war die Nation nicht mehr konkordant mit dem deutschen Staat, sondern größer als dieser. Der von den Nationalsozialisten immer wieder verwendete Begriff »heim ins Reich« bedeutete nur vordergründig die Rückführung sogenannter Volksdeutscher in das Staatsgebiet des Deutschen Reiches. Dahinter steckte der Gedanke der unbändigen Expansionspolitik, der schließlich in den Aggressionskrieg Richtung Osten führte und von langer Hand geplant war. Getreu der durch die Nationalsozialisten absichtlich missbrauchten ersten Zeile aus dem Deutschlandlied »Deutschland, Deutschland über alles« war der Begriff »deutsche Nation« damit nicht nur auf der ganzen Welt, sondern als Folge der schlimmen Erfahrungen im Dritten Reich auch unter den Deutschen kontaminiert.

Von der Überhöhung der Nation konnte dann während der deutsch-deutschen Teilung keine Rede mehr sein. Sie war, nachdem sie sich als Begriff erst wieder finden musste, aufgeteilt in zwei grundsätzlich unterschiedliche Staatsformen. Auch Bundeskanzler Willy Brandt sprach im Oktober 1969 von zwei deutschen Staaten, aber einer Nation. Sein Prinzip hieß: Man muss die Realität annehmen, um sie zu verändern. Brandt erkannte also „die DDR als Staat an, beharrte aber darauf, dass die Bundesrepublik und die DDR eine Nation und ‚füreinander nicht Ausland‘ seien“ (Thoemmes 2013: 20).

Dass dieses Bewusstsein derselben Nation so lange – und trotz der gegenteiligen Intention der DDR-Führung – Bestand haben konnte, lag zum einen am Selbstverständnis der nationalen Zusammengehörigkeit der Deutschen in Ost und West und zum anderen daran, dass es sich bei den Deutschen um eine konkrete und geschichtlich zusammengehörende Gruppe von Menschen handelte. Wie schon angesprochen, ist dieses Geschichtsbewusstsein eben ein zentrales Element der gemeinsamen Identität (vgl. Kühnl 1986: 104f.).

Mit der Wiedervereinigung näherten sich der Staat und die Nation dann so weit wieder an, dass man heute von einem deutschen Nationalstaat spricht. Eine Konformität zwischen beiden Begriffen ist seit dem 3. Oktober 1990 wiederhergestellt und die Bundesrepublik Deutschland in ihren Grenzen ist „die einzig denkbare staatliche Hülle der deutschen Nation, ohne jede legitime

Konkurrenz in den Köpfen der großen Mehrzahl ihrer Bürger“ (Schulze 1998: 64). Zwar sind Nation und Staat nicht absolut deckungsgleich, sie stimmen aber insoweit überein, dass sie, auch ohne internationale Ressentiments, als Nationalstaat bezeichnet werden können.

Greift man Renans Definition noch einmal auf, nach der die Nation durch zwei Momente, nämlich die gemeinsame Erinnerung und den Willen einer gemeinsamen Zukunft bestimmt ist, so ist anzunehmen, dass der Wille zu einem gemeinsamen Leben auf beiden Seiten der Grenze vermutlich erloschen wäre, wenn die deutschen Staaten noch weitere Jahrzehnte nur nebeneinander existiert hätten. Da der Wille zur Wiedervereinigung in den Jahren der Teilung auf beiden Seiten aber offenbar erhalten blieb, die Nation als Gedankenkonstrukt sowohl in West als auch in Ost immer vorhanden war, folgt die deutsche Nation heute in gewisser Weise dem Konzept Renans, wonach der Wille der Grundgedanke einer jeden Nation ist. Damit gehört nun auch die Kulturnation, als die Deutschland lange Zeit galt, eher der Vergangenheit an.

In Zeiten, in denen die Deutschen von sich als »Wir« reden, beispielsweise wie in den letzten Jahren oft erlebt bei einer Fußball-Welt- oder Europameisterschaft, steht also nicht der Staat im Vordergrund. Man feiert sich als Nation, aber nicht als politisches Gebilde. Auch wenn im Nationalstaat eine Homogenität zwischen beiden herrscht, muss man die Verbindung zwischen Staat und Nation als politisch notwendiges Konstrukt betrachten. Sobald die Nation aber auf einer emotionalen Ebene als Einheit agiert, steht das Wir-Gefühl, die nationale Identität, im Vordergrund und nicht das politische Element des Staates.

Nach dem 8. Mai 1945 gab es zunächst weder den Staat noch das Wir-Gefühl als Grundlage der Nation. Gegenstand der Überlegungen im Folgenden ist die Situation und Entwicklung der deutschen Nation vor dem Hintergrund der Teilung.

3.2 Die Lage während der deutsch-deutschen Teilung

Nazi-Deutschland war die scheinbare Vollendung des deutschen Nationalstaates und gleichzeitig dessen Zerstörung. Diese hatte im Inneren schon mit der Zerstörung des Rechtsstaates durch Hitler im Januar 1933 begonnen. Ihre äußere Vollendung fand sie schließlich 1945 in der militärischen Niederlage (vgl. Thamer 1993: 137).

Der 8. Mai war der Kulminationspunkt der deutschen und europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Das alte Europa war untergegangen. Es fanden sich plötzlich ganz neue Konstellationen, wie beispielsweise die Blockbildung im Westen – so etwa die späteren NATO-Staaten – und im Osten – so der spätere Warschauer Pakt.

Selbstverständlich war dieser Tag der Tag der Befreiung. So formulierte es auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker vier Jahrzehnte später in einer viel beachteten – und für die Deutschen wohl auch geschichtsträchtigen – Rede in Bonn anlässlich des 40. Jahrestages des Kriegsendes: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ (Internetauftritt des Bundespräsidenten 1985).

Er verkannte dabei nicht, dass die Deutschen seinerzeit diesen Tag nur sehr differenziert sehen konnten:

„Der 8. Mai ist für uns Deutsche kein Tag zum Feiern. Die Menschen, die ihn bewußt [sic!] erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück. Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos. Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. Viele waren einfach nur dafür dankbar, daß [sic!] Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren. Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes. Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche vor dem geschenkten neuen Anfang“ (Internetauftritt des Bundespräsidenten 1985).

Vom täglichen Kampf ums Überleben abgesehen, war die deutsche Nachkriegsgesellschaft zunächst traditionslos. Dies ist begründet durch den tiefen Bruch mit der Vergangenheit, der sich überall zeigte:

„Die riesigen, erzwungenen Wanderbewegungen zerstörten lokale, kleinräumige Einbindung und mischten die Bevölkerung neu durcheinander. Die Bombenangriffe zerstörten auch die alten Arbeitersiedlungen [...]. Nachbarschaften verschwanden, Strukturen zerfielen, nachdem die totalitäre Diktatur bereits vorher die autonomen Organisationen der Arbeiterbewegung zerstört hatte“ (Kocka 1991: 37f.).

Die Zukunft der Nation war nach zwölf Jahren nationalsozialistischer Willkürherrschaft und völkermordender Expansionskriege vorerst zerbrochen. Das alte Deutschland gab es nicht mehr.

In den ersten Jahren nach Kriegsende war man bei teilweise extrem heißen Sommern mit Ernteausfällen – auch infolge fehlenden Saatgutes – und sehr kalten Wintern mit nachfolgendem Nahrungsmangel und Mangel an Heizmaterial nur mit sich selbst beschäftigt. Für nationale Überlegungen war noch kein Platz.

Ausgenommen waren allerdings die in den Grenzregionen zur Ostzone und im Raum Berlin lebenden Bundesdeutschen. Diese waren zwar von der allgemeinen Not genauso betroffen, wurden jedoch mit nationalen Fragen eher konfrontiert: Der langsam beginnende »Kalte Krieg« zwischen den ehemals Verbündeten im Kampf gegen (Hitler-)Deutschland, den drei Westmächten einerseits und der UdSSR andererseits, deutete sich ziemlich schnell an. In diesen Regionen musste man daher frühzeitig und zwangsläufig vom Auseinanderdriften der verschiedenen Teile der deutschen Nation Kenntnis nehmen.

Das Schicksal Deutschlands schien gleichwohl in den unmittelbaren Jahren nach dem Kriegsende zunächst noch relativ offen. Erst nach der Berlinblockade und der Gründung der Bundesrepublik und nachfolgend der DDR, vorbereitet durch zwei Währungsreformen in West und Ost, drifteten die Besatzungsgebiete zunehmend auseinander. Dabei blieb die Vereinigung des von den faktisch verlorenen Ostgebieten abgesehenen Restdeutschlands, also der Trizone im Westen und der sowjetischen Besatzungszone, Grundziel der Konsolidierung des zentralen mitteleuropäischen Raumes.

So stand in der Verfassung der DDR vom 7. Oktober 1949 in Artikel 1 noch: „Deutschland ist eine unteilbare demokratische Republik; sie baut sich auf den deutschen Ländern auf“ und „Es gibt nur eine deutsche Staatsangehörigkeit“ (alle Dokumenten- und Quellensammlung zur deutschen Geschichte 2004a).

Etwa zwanzig Jahre später, in der Verfassung vom 6. April 1968, war in Artikel 8 dann aber schon die Rede von zwei deutschen Staaten:

„Die Herstellung und Pflege normaler Beziehungen und die Zusammenarbeit der beiden deutschen Staaten auf der Grundlage der Gleichberechtigung sind nationales Anliegen der Deutschen Demokratischen Republik. Die Deutsche Demokratische Republik und ihre Bürger erstreben darüber hinaus die Überwindung der vom Imperialismus der deutschen Nation aufgezwungenen Spaltung Deutschlands, die schrittweise Annäherung der beiden deutschen Staaten bis zu ihrer Vereinigung auf der Grundlage der Demokratie und des Sozialismus“ (Dokumenten- und Quellensammlung zur deutschen Geschichte 2004b).

In dieses Bild gehört auch Stalins Note an die Westmächte vom 10. März 1952, in der er Verhandlungen über eine Wiedervereinigung Deutschlands anbot. Es mag hier dahingestellt sein, welche Intentionen hinter diesen Formulierungen bzw. Angeboten steckten und wie ernst dies alles überhaupt gemeint war. Jedenfalls hatte es natürlich Auswirkungen auf Einschätzungen in der Bevölkerung und der Politik.

Ohnehin hielten die Parteien und Politiker in West- und Ostdeutschland nach 1945 generell am Ziel der staatlichen Vereinigung Deutschlands fest. Dieser Grundkonsens fand seinen Ausdruck auch in der Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik von 1949, wonach „das gesamte deutsche Volk [...] aufgefordert [blieb], in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden“ (Kühnl 1986: 96). Diesen Satz erklärte die Bundesregierung zur absolut verbindlichen Richtlinie jeglicher Politik der nationalen Frage. Die Bundesrepublik wurde dementsprechend zuerst noch als Provisorium (so Carlo Schmid – einer der Väter des Grundgesetzes) oder Transitorium (so Bundespräsident Theodor Heuss) verstanden, das sein Selbstverständnis nicht in sich, sondern in der Stellvertretung für ein später wiederzuvereinigendes Deutschland sah (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2013a).

Man tat sich schwer mit der offenen Situation Deutschlands, weil nicht geklärt war, was man unter der deutschen Nation nunmehr verstehen sollte und durfte. Dies führte

„zu einem Nebeneinander von drei verschiedenen Volksbegriffen, die auch im Grundgesetz der Bundesrepublik ihren Niederschlag gefunden haben. Unter dem deutschen Volk wurde zunächst das Staatsvolk der

Bundesrepublik verstanden, sodann die Bevölkerung des gesamten Nachkriegsdeutschland, und schließlich gab und gibt es im Artikel 116 des Grundgesetzes den Begriff der Volksdeutschen, der mit seiner ethnischen Prägung auf die bereits genannten Folgelasten des untergegangenen Reiches verweist“ (Dann 1995: 75f.).

Ein entscheidender Einschnitt erfolgte bereits vorab mit den schon angesprochenen Währungsreformen. Nach der Reform in der Trizone am 20. Juni 1948 erfolgte zwangsläufig drei Tage später die entsprechende Währungsreform in der Ostzone, weil es dort einen starken Zufluss von Reichsmark aus den Westzonen gab. Im Westen hatte sie nur noch ein Zehntel des ursprünglichen Wertes, während sie in der Ostzone ihren Wert zunächst behielt. Auf die Gründung der Bundesrepublik am 23. Mai 1949 erfolgte dann entsprechend am 7. Oktober 1949 die Gründung der DDR. Damit waren weitere Weichen für das Auseinanderdriften der beiden Teile Deutschlands gestellt.

Im Westen begann relativ schnell ein wirtschaftlicher Aufschwung, der in den fünfziger Jahren ungeahnte Ausmaße annahm:

„Zwischen 1950 und 1960 stieg der Index des Bruttosozialprodukts von 100 auf 215; die jährlichen Wachstumsraten beliefen sich auf 7,6 Prozent, in der Spitze sogar auf 11,5 Prozent (1955); damit einher ging eine Verdopplung der Reallöhne. Die Arbeitslosenzahl sank schließlich bis 1960 auf 235.000 (1,2 Prozent)“ (Epkenhans 2011: 125).

Lebensmittelkarten wurden in der nunmehrigen Bundesrepublik auf Beschluss der Bundesregierung unter Konrad Adenauer bereits 1950 gänzlich abgeschafft, anders in der DDR, wo das Ende der Lebensmittelkarten erst 1958 besiegelt war (vgl. Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung 2005). Sogar in Großbritannien, das zu den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges gehörte, Mittelpunkt des so stolzen Empires, erfolgte die Abschaffung in letzten Teilen erst 1954 (vgl. Imperial War Museums 2012).

Im Westen ging es also rasant aufwärts. Gleichwohl war zunächst von nationalen Entwicklungen noch nichts bis wenig zu spüren. Im Laufe der fünfziger Jahre änderte sich dies jedoch allmählich. Der Neuanfang im Hinblick auf die Begriffe Nation und Patriotismus konnte letztlich nämlich auch erst dort beginnen, wo es den Deutschen zum einen persönlich besser ging und zum anderen gesamtstaatliche Strukturen sichtbar wurden, also nicht nur solche, die auf Regionen bezogen waren.

Letztere gab es zwar in Ansätzen in Form der verschiedenen Zonenbereiche auch bereits nach dem Kriegsende 1945. Die Länder jedoch, soweit sie in ihren alten Grenzen wiederauflebten oder neu errichtet wurden, waren insoweit sicher nicht hinreichend geeignet, um ein deutsches Gemeinschaftsgefühl aufkommen zu lassen.

Dies zeigt sich symptomatisch am Beispiel Bayerns: Bei der Abstimmung des Bayerischen Landtags im Jahr 1949 über das zur Disposition stehende Grundgesetz stimmte die Mehrheit der Abgeordneten gegen eine einheitliche Verfassung der westdeutschen Länder (101 Nein-Stimmen, 64 Ja-Stimmen, 9 Enthaltungen) (vgl. Bayerischer Landtag 1949: 174). Um sich letztlich nicht selbst auszugrenzen, fand sich jedoch eine Mehrheit für den Beschluss, die Rechtsverbindlichkeit des Grundgesetzes aber dann anzuerkennen, wenn dieses in zwei Dritteln der deutschen Länder angenommen werde (6 Nein-Stimmen, 97 Ja-Stimmen, 70 Enthaltungen) (vgl. Bayerischer Landtag 1949: 177).

Man war also von einer einheitlichen Nation auch hier deutlich entfernt. Westdeutschland glich eher einer Notgemeinschaft, verhaftet im Westen, in Antihaltung gegen den kommunistischen Osten. Diese war allerdings nicht nur reine Abwehr, sondern wandelte sich im aufflammenden »Kalten Krieg« zunehmend auch in eine gewisse Art von Aggression gegenüber dem entstehenden kommunistischen Vasallenstaat im Osten und gegen alles, was mit Kommunismus zusammenhing. So kam es 1956 auch zu einem Verbot der KPD, der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Ein einheitlicher Staat rückte zwar nicht aus dem Blickfeld, real aber in immer weitere Ferne. In den fünfziger Jahren konsolidierte sich die Lage in der Bundesrepublik in vielerlei Hinsicht. Den Menschen ging es materiell zunehmend besser, die Hungerjahre waren vorbei.

Daher begann man, sich mehr auf sich selbst zu besinnen, insbesondere vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Aufschwungs und des bisher Erreichten. Dies waren zum Beispiel der Wiederaufbau von Städten und Infrastruktur des Landes und der zunehmende Wohlstand, der sich besonders im Konsumbereich zeigte. Die Westdeutschen erfreuten sich an Fernsehgeräten, Autos und Reisen, zu der Zeit vorrangig nach Italien. Dass dies alles plötzlich möglich war, erfüllte sie weitgehend auch mit Stolz. Dies war es aber nicht allein, was den Menschen Mut machte. Die Außenwirkung des Aufschwungs, die Stabilität und zunehmende Werthaltigkeit der westdeutschen Währung und die Anerkennung deutscher Wertarbeit im Ausland führte in Westdeutschland zu einem »D-

Mark-Patriotismus« und »Made-in-Germany-Patriotismus« (vgl. Jestaedt 2006: 137). Der Stolz der Deutschen stützte sich zu Beginn der fünfziger Jahre lediglich auf »materielle« Dinge. An einen nationsbezogenen Patriotismus, der beispielsweise bei den Engländern oder den Franzosen, der »Grande Nation«, als ganz natürlich empfunden wurde, war aber noch nicht zu denken.

Noch 1948 war Deutschland als in der Welt geächtetes Land von den Olympischen Spielen in London und St. Moritz ausgeschlossen. Auch die deutsche Fußball-Nationalmannschaft musste sich nach dem Ausschluss des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) aus dem Weltverband (FIFA) im Jahr 1945 noch bis September 1950 mit der Zuschauerrolle begnügen. Damit blieb Deutschland auch eine Teilnahme an der Weltmeisterschaft in Brasilien im Sommer desselben Jahres versagt. Folglich war man erst Mitte der 1950er Jahre langsam wieder in der Staatengemeinschaft angekommen, jedenfalls auf westdeutscher Seite. Realität und Wunschdenken lagen in dieser Zeit relativ weit auseinander.

Die Bundesrepublik tat sich zudem schwer mit der Aufarbeitung der »braunen« Diktatur der Nationalsozialisten, zumal bei den zur Machtübernahme führenden Wahlen vom 6. November 1932 zunächst ein Drittel der deutschen Wahlberechtigten für Hitlers Partei gestimmt hatte. Bei den letzten noch relativ freien Wahlen am 5. März 1933 – SPD und KPD waren bereits deutlich beeinträchtigt – kam die NSDAP schon auf 43,9 % (vgl. Deutsches Historisches Museum 2013), obwohl sich die Partei noch mehr erhofft hatte.

Nach dem Krieg muss den Deutschen also durchaus bewusst gewesen sein, dass viele von ihnen an den schlimmen Geschehnissen der Jahre bis 1945 auf die eine oder andere Art beteiligt waren, gerade auch, weil die Anzahl der »Sieg-heil«-Schreier bis zur Wende von Stalingrad immer mehr zugenommen hatte.

Es gab allerdings eine Möglichkeit, dem Trauma, das auf den Deutschen lastete, einigermaßen zu entgehen: Das Stichwort hieß Verdrängung. Man redete nicht mehr über die Jahre Großdeutschlands, wollte nichts mehr davon wissen und wandte sich unter Ausblendung der jüngeren Vergangenheit der Zukunft zu.

Dies zeigte sich auch darin, dass sich nicht nur viele Mitläufer, sondern auch aktive nationalsozialistische Persönlichkeiten im öffentlichen Leben in mehr oder weniger leitenden Stellungen wiederfanden. Der Staatssekretär und Leiter des Bundeskanzleramtes von Konrad Adenauer, Hans Globke, vormals

bekennender Nazi und Mitarbeiter bei den Nürnberger Rassegesetzen, sei hier nur als ein Beispiel genannt. Dies galt im Übrigen auch für die Judikative. Zahlreiche Richter und Staatsanwälte konnten sich trotz ihrer Tätigkeit im Dritten Reich bei den Gerichten und Staatsanwaltschaften wieder etablieren.

So gewöhnten sich die Westdeutschen nicht nur an die sich langsam festigende Demokratie, sondern fanden vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Aufschwungs zunehmend Gefallen an ihr. Die Nationalsozialisten hatten den Begriff Nation durch ihre jahrelange Herrschaft komplett »vergiftet«. Nun galt es, das Verhältnis zur Nation wiederherzustellen, zu normalisieren und mit positiven Inhalten zu füllen. Eine wirkliche Aufarbeitung der Vergangenheit fand allerdings erst sehr viel später statt.

Mangels des eigentlich normalen nationsbezogenen Patriotismus gab es in den fünfziger Jahren noch eine weitere, ganz andere Art, nämlich den von Dolf Sternberger geprägten »Verfassungspatriotismus«. Das 1949 in Kraft getretene Grundgesetz sicherte eine freiheitliche demokratische und rechtsstaatliche Grundordnung, die die Deutschen mit Stolz erfüllte und Anlass zu patriotischen Gedanken bot. Da das politische Selbstbewusstsein der alten Bundesrepublik auf dem Boden der immer noch geteilten Nation keine fruchtbare Grundlage finden konnte, lag es nicht fern, sich ersatzweise auf die allgemein und unproblematisch bejahte Verfassung, also das Grundgesetz, zu beziehen. Darin verankerte sich fortan ein politisches Eigenbewusstsein der westdeutschen Bürger, das an der Ordnungsidee des freiheitlichen Verfassungsstaates orientiert war (vgl. Böckenförde 1999: 56f.).

Für Sternberger war diese Art des Patriotismus aber auch nur ein weiteres patriotisches Versatzstück (vgl. Jestaedt 2006: 138). Nach dem »D-Mark-Patriotismus« und dem »Made-in-Germany-Patriotismus« entstand also noch eine neue Art, die vorübergehend an die Stelle des nationsbezogenen Patriotismus trat. Jestaedt erklärt den Status dieses »Verfassungspatriotismus« folgendermaßen:

„So wie der Deutsche auf die [...] wirtschaftlichen Erfolge stolz sein durfte, so durfte er nun auch in Bezug auf die grundgesetzliche Ordnung ein gewisses Hochgefühl entwickeln und zum Ausdruck bringen. Aber stolz, ein Deutscher zu sein oder das Vaterland zu lieben, erschien doch vielen als zu undifferenziert, damit latent gefährlich und deshalb nach wie vor tabu“ (Jestaedt 2006: 138).

Diese auch heute noch geschätzte Verfassung ist eine föderale. Mit Genehmigung der Alliierten und auch nach dem Willen der Gründungsväter der neuen Republik wandte man sich wieder vom Zentralstaat ab, der sich in keiner Weise, weder aus deutscher noch aus internationaler Sicht, bewährt hatte. Denn auch hier lag

„nicht nur ein inneres, sondern auch internationales, europäisches Problem. Denn nicht allein die Ausdehnung Deutschlands konnte für die anderen Länder eine Bedrohung werden, auch der Grad seiner inneren Organisiertheit, die Verfassung also: Ein lockeres föderatives Gebilde z.B. konnte erträglich sein, weil nicht besonders mächtig; ein zentralistisch organisierter Machtstaat hingegen, Stärke konzentrierend, eine große Bedrohung für die Nachbarn, eine potentielle Hegemonialmacht Europas“ (Krüger 1993: 43).

Ostdeutschland, das aus westdeutscher Sicht lange die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) blieb, nahm eine andere Entwicklung.

Die unterschiedlichen Lebensbedingungen in der sich rasant entwickelnden freien Marktwirtschaft im Westen und dem wegen der ausbremsenden Planwirtschaft nur langsam steigenden Wohlstand im Osten wurden immer deutlicher. Deren negative Auswirkungen wurden durch die großen Reparationslasten als Folge von Demontagen verschärft, während die Reparationsleistungen, die der Westen zu erbringen hatte, nicht erst mit dem »Petersberger Abkommen« vom 22. November 1949 rückläufig waren und immer mehr im Sande verliefen (vgl. Stiftung Haus der Geschichte der BRD 2013).

„Wurden in den Westzonen nur ca. 5 Prozent des Anlagevermögens von 1944 demontiert, so lag dieser Prozentsatz für die SBZ zwischen 30 und 50 Prozent. Konkret hieß dies, dass bis Ende 1946 ca. 1.000 Betriebe demontiert waren und fast alle Bahnstrecken nur noch ein Gleis besaßen. [...] Insgesamt ergab sich daraus hinsichtlich der im weiteren Sinne kriegsbedingten Belastungen ein Verhältnis von etwa 1:3 von der späteren Bundesrepublik zur DDR. Inklusive der Kosten für die Besatzung beliefen sich die sowjetischen Reparationen auf ungefähr 12,2 Mrd. US-Dollar“ (Kimmel 2005).

Um den selbst gesteckten Zielen einigermaßen nahezukommen, hielt die DDR-Führung die »Werk tätigen« nicht nur zur »Sollerfüllung« an, sondern forderte freiwillige Erhöhungen der Arbeitsnormen und ordnete schließlich 1953 die Steigerung der Normen um durchschnittlich zehn Prozent an (vgl. Ploetz 1998:

1421). Dies war neben allgemeiner Unzufriedenheit schließlich der Auslöser für den Volksaufstand vom 17. Juni 1953, bei dem sich die DDR-Bürger gegen ihr Regime zur Wehr setzten.

Dieser Aufstand wiederum löste im Westen einen Schub gesamtdeutscher Gefühle aus und führte genau ein Jahr später zur Gründung des »Kuratoriums Unteilbares Deutschland«. Diese überparteiliche Organisation wollte mit ganzjährigen Aktionen die Verfestigung der Zweistaatlichkeit verhindern und den Gedanken an die nationale Einheit erhalten (vgl. Wolfrum 2003). Unter anderem geschah dies durch die Ausrichtung von Feiern an verschiedenen deutschen Erinnerungsorten, aber auch durch kleinere Aktionen wie das Stellen von Kerzen in die Fenster am Silvesterabend, um die Verbundenheit der Westdeutschen mit den »Brüdern und Schwestern« im Osten zu demonstrieren. So hatte der 17. Juni auch bis zur Wende den Status »Tag der deutschen Einheit« als gesetzlicher Feiertag in der Bundesrepublik.

Trotz der zunehmenden Konkurrenz zwischen den von der deutschen Nation letztlich übriggebliebenen zwei Teilstaaten, wobei die »DDR« – man beachte die laut offiziellem westdeutschen Sprachgebrauch über Jahrzehnte verwendeten Anführungszeichen – als Staat nicht anerkannt wurde, blieb das gesamtdeutsche Bewusstsein bestehen: „In den 50er Jahren fühlten sich die Deutschen in ihrer übergroßen Mehrheit noch nicht als Bürger der Bundesrepublik oder der DDR, sondern betonten ihre Gemeinsamkeit über die innerdeutsche Grenze hinweg“ (Wengst & Wentker 2008: 8).

Der tiefste Eingriff in das noch vorhandene nationale Gefüge erfolgte dann am 13. August 1961, dem Tag des Beginns des Mauerbaus. Damit schottete sich die DDR endgültig vom Westen ab. Die aus DDR-Sicht nachvollziehbaren Gründe, die insbesondere im wirtschaftlichen Bereich lagen, sollen hier nicht weiter erörtert werden. Jedenfalls führten sie zu einer noch festeren Einbindung der Westhälfte Deutschlands in das transatlantische Bündnis vor dem Hintergrund der realen militärischen Bedrohung durch den kommunistischen Osten.

Zunächst zeigte sich insbesondere in Berlin, wo es naturgemäß zahlreiche enge verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Einwohnern in Ost und West gab, dass der Zusammenhalt zwischen den Menschen noch vorhanden war. Im Laufe der folgenden Jahre entfremdeten sich beide Staaten aufgrund des immer weniger durchlässigen »Eisernen Vorhangs« jedoch immer mehr. Dies hatte seinen Grund auch darin, dass die Deutschen im Osten durch strikte ideologische Indoktrination auf allen gesellschaftlichen Ebenen »eingeeostet« wurden,

während die Deutschen im Westen ihr Heil nicht nur in der Westbindung allgemein, sondern insbesondere in Europa suchten.

Der Boden hierfür war gut vorbereitet: Im Osten bestand nach Kriegsende naturgemäß eine starke politische und wirtschaftliche Abhängigkeit vom »großen Bruder«, der UdSSR. Zudem rühmte sich die DDR-Führung, einziger antifaschistischer Staat auf deutschem Boden zu sein.

„Sie erklärte sich einfach zum Erben und Vollender aller Traditionen des besseren, anderen Deutschland, ja aller schönen und wertvollen Früchte der Geschichte Deutschlands überhaupt, und für den Rest hatte die Bundesrepublik aufzukommen“ (Krüger 1993: 66).

Anders die Bundesrepublik: Hier ist die

„rechtliche Identität mit dem Reich [...] amtlich stets betont, und in dem wichtigen Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 31.7.1973 über den Grundlagenvertrag mit der DDR ist noch einmal festgehalten worden: ‚Mit der Errichtung der Bundesrepublik Deutschland wurde nicht ein neuer westdeutscher Staat gegründet, sondern ein Teil Deutschlands neu organisiert.‘ Sie sei nicht Rechtsnachfolger des Deutschen Reichs, ‚sondern als Staat identisch mit dem Staat ‚Deutsches Reich‘ –, in bezug [sic!] auf seine räumliche Ausdehnung allerdings ‚teilidentisch‘, so daß [sic!] insoweit die Identität keine Ausschließlichkeit beansprucht“ (Krüger 1993: 67).

Aus westdeutscher – amtlicher – Sicht gab es also noch den einen deutschen Staat, wobei dessen Definition in räumlicher Hinsicht immer schwerer fiel. Gleichwohl bezog man sich hier auf die Grenzen des Deutschen Reiches von 1937, sah also die Bundesrepublik als »Rumpfstaat« und als verbliebenen Teil des Deutschen Reiches. Die DDR als sowjetische Besatzungszone und die deutschen Ostgebiete, vornehmlich Pommern, Schlesien und Ostpreußen, aus westdeutscher Sicht nur vorübergehend unter polnische und sowjetische Verwaltung gestellt, standen außen vor. Die Bundesrepublik hielt sich somit für das einzig legitime Deutschland, was lange Jahre durch die sogenannte »Hallstein-Doktrin« festgeschrieben wurde.

Man vermied allerdings die Bezeichnung Deutsches Reich aus vielerlei Gründen. Unter anderem verhinderte dies die letzte deutsche Geschichte; zudem war die Bundesrepublik anders als das zuletzt zentralistische Deutsche Reich als ein durch und durch föderalistischer Staat gedacht und aufgebaut.

Dafür fand sich erstmalig in der deutschen Geschichte der Name »Deutschland« statt »deutsch« im Staatsnamen (vgl. Krüger 1993: 66f.).

Die Bundesrepublik machte also lange Zeit den Alleinvertretungsanspruch für ganz Deutschland geltend, konnte diesen jedoch nur im Rahmen der Westbindung in der Welt durchzusetzen versuchen. Ein wesentlicher Teil dieser Westbindung spielte sich aber auch dort ab, wo die Bundesrepublik geographisch geortet war, in Europa. Dies hatte nicht nur Konrad Adenauer frühzeitig erkannt: „Angesichts des mentalen und emotionalen Vakuums brauche das Volk [...] eine neue Ideologie: Das könne ‚nur eine europäische sein‘“, sagte Adenauer im Januar des Jahres 1952 (Wehler 2010: 238).

Schon sechs Jahre zuvor bereiste Steven Spender, ein britischer Besatzungsoffizier mit deutsch-jüdischen Wurzeln, im Auftrag der alliierten Kontrollkommission die britische Zone. Er traf dort unter anderem auf einen vertriebenen ostpreußischen Großgrundbesitzer. Als er mit diesem über die Möglichkeit einer europäischen Orientierung sprach, äußerte sich der Deutsche nicht ohne eine gewisse Resignation vorsichtig zustimmend zu einer Entnationalisierung Deutschlands:

„Vielleicht haben sie ja recht. Nun, in den letzten siebzig Jahren hat Deutschland Europa in drei Kriege verwickelt, die mit der Zerstörung eines großen Teils von Europa endeten. Vielleicht sollten wir die Idee einer deutschen Nation völlig aufgeben. Wir haben uns als unfähig erwiesen, unseren Platz in Europa einzunehmen, und statt schöpferisch zu sein, haben wir zerstört“ (Spender 1995: 264).

Die Flucht in eine europäische Identität war den Deutschen nicht neu. Es scheint sie bereits seit Jahrhunderten gegeben zu haben, denn auch Johann Wolfgang von Goethe, der sich seinerzeit mit diesem Problem beschäftigte, äußerte sich dazu schon wie folgt: „Keine Nation, am wenigsten vielleicht die deutsche, hat sich aus sich selbst gebildet. [...] Deutsche Politik und deutsche Kultur waren zu allen Zeiten abhängig von Einflüssen europäischer Politik und europäischer Kulturen“ (Schulze 1998: 67f.).

Gerade vor dem Hintergrund, dass sich die Zerschlagung des Reichs und seine Aufteilung unter den Besatzungsmächten (vgl. Wehler 2010: 238) nach 1961 besonders deutlich zeigte,

„rückte Europa als neuer Loyalitätspol in den Vordergrund. Offensichtlich gehört es zu den anthropologischen Konstanten, daß [sic!] größere Herrschaftsverbände ohne variierende Loyalitätsbindungen [...] nicht

auskommen, so daß [sic!] sich die Westdeutschen mangels anderer, attraktiverer Alternativen ganz folgerichtig auf das unbeschädigte Projekt der europäischen Einheit hin zu orientieren begannen“ (Wehler 2010: 238).

Man wandte sich in Westdeutschland also Europa zu. Als die lange vertraute nationalstaatliche Referenzgröße nach dem Zweiten Weltkrieg weggefallen war, trat die Europabegeisterung nirgendwo auf dem Kontinent so deutlich hervor wie in der Bundesrepublik.

„Insofern half der Europaenthusiasmus als Ersatz für den zutiefst diskreditierten Nationalismus nicht nur über ein Vakuum der Zugehörigkeitsgefühle hinweg, indem er als funktionales Äquivalent des Nationalismus fungierte, sondern eröffnete auch, wie es schien, den Zugang zu neuen Chancen einer überlegenen künftigen politischen Ordnung“ (Wehler 2010: 238).

Einen erneuten Einschnitt in das mentale Gefüge der Deutschen, wenigstens im Westen, gab es mit der sogenannten 68er-Bewegung, die sich hauptsächlich aus studentischen Kreisen rekrutierte. Diese war mit ihren Protesten gegen beispielsweise den Vietnamkrieg und Atomwaffen zwar primär international ausgerichtet, hinterfragte dann aber auch elterliches und großelterliches Verhalten, also das der »Aufbaugenerationen«, in den »dunklen« Jahren Deutschlands zwischen 1933 und 1945.

„Jene deutsche Intelligenz, die seit dem Kaiserreich in ihrer überwältigenden Mehrheit die herrschende Politik mitgetragen hatte, wandte sich nun von dieser Linie ab. Dies kann als ein Bruch von historischen Ausmaßen gekennzeichnet werden“ (Kühnl 1986: 57).

Statt Verdrängung der Vergangenheit gab es nunmehr auch in politischer Richtung Denkanstöße, wie die aktuelle Situation Deutschlands, die deutsche Teilung und die Teilung Europas durch den »Eisernen Vorhang« zwar nicht beseitigt, aber erträglich gemacht werden könnte. Man begann sich demzufolge auch rechtlich immer mehr auf eine zumindest auf längere Zeit bestehen bleibende Aufteilung der deutschen Nation in die Einzelstaaten Bundesrepublik Deutschland und Deutsche Demokratische Republik einzurichten.

Es gab nunmehr eine politische Tendenz nach links, die sich bereits mit Beginn der großen Koalition zwischen CDU und SPD im Jahr 1967 angedeutet hatte und sich mit der Koalition zwischen SPD und FDP 1969 fortsetzte. 1967

war das erste Jahr, in dem die SPD an der Macht in der Bundesrepublik teilhatte. Zwei Jahre später stellte sie erstmals in der Geschichte des Landes mit Willy Brandt den Bundeskanzler.

Diese Entwicklung mündete ab 1970 in die sogenannten Ostverträge, die einerseits die Außengrenzen Deutschlands festschrieben, andererseits die deutsche Frage insoweit zumindest theoretisch offen ließen, als man sich in der Bundesrepublik darauf festlegte, dass es sich innerhalb Deutschlands um zwei Staaten handelt. Man sah die DDR also nicht als einen ausländischen Staat an. So gab es auch keinen Botschafteraustausch, sondern nur die »Ständigen Vertretungen«.

In der DDR wurde dies natürlich anders gesehen und großer Wert auf die dortige staatliche Souveränität gelegt. Faktisch gab es nunmehr zwar noch ein Deutschland in mittlerweile klaren Grenzen, also nicht mehr von der Maas bis an die Memel und von der Etsch bis an den Belt, sondern nur noch bis zur Oder und zur Grenze nach Österreich. Dieses Gebiet beinhaltete aber mit der DDR und der BRD zwei völlig unterschiedliche Staaten. Von der »großdeutschen Nation«, die selbst unter Hitler die deutschsprachigen Teile der Schweiz und Südtirol nicht umfasste, hatte man sich 1945 nach der Verselbstständigung Österreichs ohnehin schon verabschiedet.

Dass man in dieser Zeit weiterhin versuchte, an der Einheit der Nation festzuhalten, zeigten die jährlichen »Berichte zur Lage der Nation« (seit 1968), in denen die verschiedenen Bundesregierungen immer wieder das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen konstatierten und seine Stärkung postulierten. Im Rahmen dieser Berichte zeichnete sich ab, dass die Teilung zwar auf westdeutscher Seite nie akzeptiert, die Realisierung der Wiedervereinigung jedoch für unwahrscheinlich gehalten wurde. Das Identitätsgefühl einer wachsenden Zahl von Bundesbürgern bezog sich zunehmend auf die BRD und Westeuropa, während das gesamtdeutsche Nationalgefühl abnahm (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2013a).

Das tatsächliche Auseinanderleben zeigte sich auch bei den Olympischen Spielen 1972 und der Fußball-Weltmeisterschaft 1974, die beide in der Bundesrepublik stattfanden. 1972 übertrumpfte die DDR die Bundesrepublik und fand sich hinter der UdSSR und den USA und vor der Bundesrepublik auf Platz drei des Medaillenspiegels wieder (Olympia-Lexikon 2013). 1974 besiegte die Fußball-Nationalmannschaft der DDR das westdeutsche Team in der Vorrunde durch das berühmte Tor von Jürgen Sparwasser mit 1:0, obwohl am Ende die

Bundesrepublik Weltmeister wurde. Beides führte – von der dortigen Staatsführung durch die extreme Sportförderung mit allen ihren negativen Seiten initiiert – zu einem gewissen partikularen Nationalstolz in Ostdeutschland.

Dennoch bildeten laut Kühnl (vgl. 1986: 98) im selben Jahr die DDR und die Bundesrepublik trotz politischer Teilung für 70 % der Bundesbürger immer noch eine nationale Einheit. Dass dies nicht selbstverständlich war, zeigt auch das Ergebnis derselben Befragung zehn Jahre später. Hier meinten nur noch gut 40 %, also etwas mehr als die Hälfte von 1974, dass beide Seiten sich als eine deutsche Nation verstehen würden. Das Identitätsbewusstsein bezieht sich also mehr und mehr auf die Bundesrepublik auf der einen und die DDR auf der anderen Seite – und nicht auf ein fiktives Gesamtdeutschland.

Man etablierte sich also in den Gegebenheiten, die entstanden waren, ohne aber letztlich die Einheit der Nation gänzlich aus den Augen verlieren zu wollen. Insoweit entwickelte sich der Kernbegriff »Wandel durch Annäherung«, obwohl an den Wandel niemand mehr glauben wollte. Tatsächlich aber war dieser »Wandel durch Annäherung« neben nicht minder schwerwiegenden wirtschaftlichen Gegebenheiten ein Auslöser für die Wende 1989/90. Wenn sich die Westdeutschen mittlerweile im Rahmen ihres »Verfassungspatriotismus«, der später dann in den »Europapatriotismus« mündete, mehr und mehr von der deutschen Nation als gesamtdeutsche Größe entfernten, war dies in Ostdeutschland offenbar nicht in dem Maße der Fall. Zwar hatte man sich dort zunächst notgedrungen mit dem Staat arrangiert, auf Dauer aber nicht mit dessen Unfreiheit, was sich am Ende im Jahr 1989 zeigte.

Fest steht, dass die Deutschen auf beiden Seiten nach den vielen Jahrzehnten der Teilung genug hatten von all den nationalen Katastrophen der Vergangenheit und dem »Eisernen Vorhang«. Man war auf der Suche nach schönen und erfreulichen Dingen, die genau das Gegenteil dessen darstellten. Als die Westdeutschen 1982 gefragt wurden, worauf sie stolz seien, nannte wohl aus diesem Grund fast die Hälfte aller Befragten »schöne Landschaften« sowie »Fleiß und Strebsamkeit«. Dagegen rangierte »die Nation allgemein« gleichauf mit »großen Staatsmännern« (beide 18 %) ziemlich am Ende. Die »großen militärischen Siege« wurden mit 5 % endgültig in die Vergangenheit abgeschoben (vgl. Kühnl 1986: 114).

Ein emotionaler Bezug zur deutschen Nation existierte Mitte der achtziger Jahre also zumindest auf westdeutscher Seite kaum mehr. Zur Wiederherstellung der nationalen Identität war die Wiedervereinigung also dringend notwendig.

3.3 Die Lage nach der Wiedervereinigung

1989 kam es dann in der DDR während der Montagsdemonstrationen, zu denen sich eine immer größer werdende Anzahl von DDR-Bürgern ausgehend von Leipzig in verschiedenen Städten friedlich zusammenfand, zum Ausbruch: »Wir sind das Volk« war der entscheidende Satz, der zur »Friedlichen Revolution« und dem anschließenden Mauerfall führte.

Dies allerdings hatte noch keine gesamtdeutsche, mithin nationale Komponente. Erst nach und nach wandelte sich der Satz »Wir sind das Volk« zu den auf die Nation bezogenen Leitsprüchen »Wir sind ein Volk«, wobei eher der Satz »Deutschland einig Vaterland« im Vordergrund stand (vgl. Fischer 2005). Dieser wiederum entstammte der DDR-Nationalhymne von Hanns Eisler und Johannes Becher, deren Text nach 1974 nicht mehr gesungen wurde, sondern nur noch textlos zum Einsatz kam (vgl. Fischer 2005). Die Ostdeutschen riefen also nicht nur nach Freiheit, sondern auch nach Wiedervereinigung. Es war der Ruf nach dem Nationalstaat.

Doch war der Vereinigungsprozess auch mit internationalen Ängsten vor dem Erstarken des Nationalismus verbunden. Insbesondere in Großbritannien und Frankreich befürchtete man ein Wiedererwachen des nationalen Hegemonialstrebens. Nach Gesprächen mit den vier Siegermächten des Zweiten Weltkriegs erlangte die Bundesrepublik mit dem Abschluss des »Vertrages über die abschließende Regelung in Bezug auf Deutschland« vom 12. September 1990 jedoch – weitgehend unstrittig – die vollständige Souveränität in inneren und äußeren Angelegenheiten zurück. Deutschland hatte diesbezüglich alle Bedingungen erfüllt. Die Regierung handelte nicht nur im Interesse der alliierten Mächte, sondern hatte längst auch die Mentalität westlicher Demokratien adaptiert und politische Reife bewiesen (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2013a). Im Vorgriff hierauf hatte der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl bereits mit der am 1. Juli 1990 eingeführten Währungsunion zwischen der noch existierenden DDR und der Bundesrepublik die wieder gewonnene Souveränität Deutschlands selbstbewusst demonstriert, noch bevor sie rechtlich in Kraft getreten war.

So fand sich dann schließlich Deutschland als das endlich vereinigte in einem Überschwang wieder, den Willy Brandt im November 1989 so kennzeichnete: „Es wächst zusammen, was zusammengehört“ (Wagner 2012). Die Bedeutung dieses Satzes begriffen die Zeitgenossen damals zunächst nur

langsam, seine große Wirkkraft entfaltete sich erst im Laufe der folgenden Jahre, dann aber umso stärker (vgl. Wagner 2012).

In diesem Überschwang wurde selbst der Preußenkönig Friedrich II. – auch Friedrich der Große genannt – instrumentalisiert. Er, der eigentlich für das militaristische Preußen stand, jedoch in der DDR bereits eine überraschende Renaissance erlebt hatte, wurde auf Veranlassung Helmut Kohls 1991 von der Burg Hohenzollern, dem preußischen Stammsitz, auf die Terrasse von Schloss Sanssouci in Potsdam überführt und dort neben seinen Hunden in einer von ihm geplanten und noch vorhandenen Gruft beigesetzt. Damit wurde sein testamentarischer Wunsch 205 Jahre nach seinem Tod erfüllt, allerdings nicht so, wie er es gewollt hatte. Statt – nach seinen Wünschen – mit kleinstem Gefolge und beim Schein einer Laterne erfolgte eine Art Staatsakt. Kohl wollte die Einheit der Nation mit Glanz und Gloria feiern, indem er Puzzlestücke demonstrativ wieder zusammenfügte, die zuvor auf zwei Staaten verteilt waren. Allerdings verkannte er dabei, dass Friedrich II. weniger für die deutsche Nation insgesamt stand als vielmehr für Preußen als aufstrebende europäische Hegemonialmacht (vgl. Wasmuth 2011: 30).

Überdies vertat man beim verfassungsgemäßen Beitritt der ostdeutschen Länder zur Bundesrepublik eine große Chance: Das Grundgesetz hätte nämlich auch im Hinblick auf die immer im Auge behaltene Wiedervereinigung die Möglichkeit geboten, sich gemeinsam eine neue Verfassung zu geben. Diese hätte dann auch nicht mehr – seinerzeit der politischen Not gehorchend – den Namen »Grundgesetz« getragen, sondern den einer gemeinsamen »Verfassung« der Bundesrepublik Deutschland (vgl. Böckenförde 1999: 56).

Nach der allgemeinen Euphorie folgte so die Ernüchterung umgehend. Genauso schnell, wie der Jubel mit dem Fall der Mauer aufbrandete, war er dann auch schon wieder beendet. Dennoch wurde der Begriff Nation zum Schlüsselwort für den Wiedereintritt in eine Normalität, die es für die Deutschen nie lange gegeben hatte. Ihr Nationalstaat entwickelte sich erst spät, entartete dann zu einem massenmordenden Imperium und zerfiel schließlich für Jahrzehnte in zwei Teilstaaten (vgl. Schnibben 1993: 118).

Frage man die Deutschen laut *Spiegel* zu Beginn der neunziger Jahre, was ihnen einfällt, wenn sie an ihr Land denken, antworteten sie in folgender Reihenfolge: Industrie, Heimat, Leistung, Ordnung, Fortschritt, Sauberkeit. Ihr Nationalbewusstsein ruhte auf der Stärke der D-Mark, der Sicherheit ihres Arbeitsplatzes und der Qualität deutscher Wertarbeit. Für die Bundesdeutschen

war die Nation während der Teilung mehr Arbeitsgemeinschaft und Sozialversicherung (vgl. Schnibben 1993: 120). „Die Nation als Versorgungseinrichtung, als Garant für Arbeit und Brot, als Arbeitsamt und Rentenbehörde – das wurde zum Kern westdeutscher Vaterlandsliebe“ (Schnibben 1993: 120). Das ist auch der Grund, weshalb die Einheit mit den Ostdeutschen nach über vier Jahrzehnten der Trennung so schwer fiel. Diese wurden von westdeutscher Seite vielfach als »Wirtschaftsflüchtlinge« eingestuft, die die über einen langen Zeitraum geschaffene Basis ihrer (teil-)nationalen Gemeinschaft gefährdeten (vgl. Schnibben 1993: 120).

Ein Fünftel der Westdeutschen und nur ein Zehntel der Ostdeutschen fühlten sich nach Informationen des *Spiegel* zu Beginn der neunziger Jahre als »gemeinsame Deutsche«. In den wenigen Jahren seit der staatlichen Einheit ist die gegenseitige Anerkennung beider Seiten – also die Basis der Nation – nicht gewachsen, sondern sogar gesunken. Nur 35 % der Westdeutschen hofften in dieser Zeit noch auf ein Gelingen der sozialen Einheit und auch der Stolz, deutsch zu sein, bröckelte auf beiden Seiten (vgl. Schnibben 1993: 121).

Als Helmut Kohls Versprechen von den „blühenden Landschaften“ (Schulz 2006: 86) sich also im Dunstkreis der nunmehr gesamtdeutschen Realität verflüchtigte, spaltete sich die wiedervereinigte Nation ziemlich schnell in die jeweils vom anderen Teil so genannten »Ossis« und »Wessis« auf. Die einen fühlten sich von der ihnen abverlangten – insbesondere finanziellen – Solidarität überfordert, die anderen benachteiligt, weil der erwartete und versprochene Wohlstand nicht eintrat. Außerdem sahen sich die Ostdeutschen als übervorteilt und ausgenommen an, weil die DDR von westdeutscher Seite unter Ausnutzung ihrer marktwirtschaftlichen Unerfahrenheit angeblich industriell ausgeplündert worden sei.

Es tat sich dann – themenbezogen – in den Folgejahren nicht viel. Man begann, sich mit der neuen Situation zu arrangieren, die gegenseitigen Ressentiments verblieben, wenn sie auch wohl verblassten. Es gab letztlich also nur in der unmittelbaren Zeit nach der Wende ein deutliches Bekenntnis zum eigenen Land, der neuen gesamtdeutschen Nation. Eine klare Identifikation ließ aber noch auf sich warten. Mit dem Abklingen der Feierlichkeiten wichen die Deutschen vorerst wieder aus „ins Vage, ins Europäische, ins Ungefährliche“ (Matussek 2007: 18). Lange Zeit „bot Europa den Deutschen, die sich unwohl in ihrer Haut fühlten, eine Art fader Ersatzidentität“ (Matussek 2007: 24).

Die Nachwirkungen der sozialen und wirtschaftlichen Spaltung dauerten auch das gesamte Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung an und es existierten weiterhin habituelle Unterschiede zwischen den Ost- und Westdeutschen. Die Wir-Gefühle und das nationale Bewusstsein machten größtenteils immer noch an der alten deutsch-deutschen Grenze halt. Empirische Untersuchungen zum Ende der neunziger Jahre ergaben, dass beide Seiten vielfach noch über ein Ost- bzw. Westbewusstsein verfügten, das nicht mit dem nationalen identisch war (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2013a).

In diesem Zusammenhang steht auch das nächste für die Deutschen einschneidende Ereignis: Die Abschaffung der D-Mark und Einführung des Euro im Jahre 2002. Diesen gab es zwar wirtschaftsrechtlich schon seit 1999, er wurde aber erst drei Jahre später für alle sichtbar als Münz- und Papiergeld in Umlauf gebracht. Vielen fehlte nunmehr die altvertraute D-Mark, war sie doch aufgrund weniger anderer Alternativen viele Jahre Identifikationsobjekt gewesen.

Der Wandel im deutschen Nationalbewusstsein und eine allmähliche Rückbesinnung auf die eigene Nation begannen sich dann allerdings in den folgenden Jahren immer stärker abzuzeichnen. Neben einer neuen »Pro-Deutschland-Stimmung«, die etwa seit der Jahrtausendwende von der deutschen Regierung verbreitet wurde, war ein Ereignis dabei von sehr großer Bedeutung: die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 im eigenen Land, bei der die Bundesrepublik und ihre Bewohner ein bis dahin völlig neues Gesicht zeigten und dabei nicht nur sich selbst, sondern auch die internationalen Beobachter positiv überraschten. Aber dazu später mehr.

Alfred Grosser, der Grandseigneur der deutsch-französischen Freundschaft und einer der Wegbereiter zur Überwindung des vormals geschichtlich stark belasteten deutsch-französischen Verhältnisses, sagte dazu in einem Gespräch mit der Wochenzeitung *Die Zeit*:

„Wären die Fahnen schwarz-weiß-rot, würde ich mich empören. Aber Schwarz-Rot-Gold ist doch wunderbar. Dieses Mal ist es vielleicht ein bißchen [sic!] viel, aber ich finde es wunderschön, daß [sic!] sie auch ihre ‚halben Helden‘ gefeiert haben, obwohl die eine Niederlage erlitten haben. Das wäre in Frankreich sicher anders gewesen“ (Heitmeyer & Hofmann 2009: 299f.).

Dass die Nation in Deutschland besonders im vergangenen Jahrzehnt also immer mehr an Normalität zurückgewann, zeigt sich neben der Weltmeister-

schaft von 2006 auch an einer Begebenheit, die sich bereits im Jahr zuvor vollzogen hatte: Die Wahl des deutschen Papstes Benedikt XVI. Als Kardinal Joseph Ratzinger aus Bayern im April 2005 zum Oberhaupt der katholischen Kirche gewählt wurde, druckte die *Bild*-Zeitung tags darauf eine ihrer wohl berühmtesten Schlagzeilen überhaupt. »Wir sind Papst« stand dort über die gesamte Titelseite geschrieben. Innerhalb weniger Wochen erlangte dieser Satz eine Art Kultstatus in Deutschland und wird auch in abgewandelter Form bis heute vielfach in anderen Medien und Werbeslogans wieder aufgegriffen. Selbst seriösere Blätter wie die *Süddeutsche Zeitung* und *Der Spiegel* konnten die Genialität und Zugkraft der Schlagzeile nicht verkennen. So betitelte letzterer beispielsweise einen Artikel zum Oscargewinn des deutschen Films »Das Leben der Anderen« im Jahr 2007 mit »Wir sind Oscar« (vgl. *Spiegel Online* 2007).

Auch in der Rangliste zum »Wort des Jahres 2005« der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) schaffte es die Wendung hinter der »Bundeskanzlerin« auf den zweiten Platz. Sie sei nicht nur sprachlich einprägsam, sondern habe aufgrund ihrer Bedeutung selbst im Ausland Echo gefunden, so die GfdS (vgl. Gesellschaft für deutsche Sprache 2005).

Mit »Wir sind Papst« suggeriert die *Bild* einschlägig eine besondere Identifikation der deutschen Bevölkerung mit »ihrem« ersten Papst seit knapp 500 Jahren. Durch die große Bedeutung des Axel-Springer-Blattes sowohl in der nationalen als auch in der internationalen Medienwelt trug die *Bild* damit einen langsam wieder aufkommenden Nationalstolz der Deutschen offensiv in die Welt hinaus. »Wir«, das heißt, alle Deutschen, nehmen aufgrund des Innehabens derselben Nationalität wie Benedikt auf eine gewisse Art und Weise auch an diesem Amt teil, stehen also mit ihm an der Spitze der mehr als eine Milliarde Katholiken weltweit – so die Botschaft der Zeitung. Jeder ist gemeint, jeder gehört zur Nation. Die *Bild* räumt damit alle Zweifel am Vorhandensein einer nationalen Identität aus und sieht diese als selbstverständliche Gegebenheit an.

Als Meinungsmacher mit großem Einfluss in der deutschen und europäischen Medienlandschaft hat die *Bild* ihre Intention nicht verfehlt. Der Bekanntheitsgrad dieser drei Worte dürfte in Deutschland sehr hoch sein. Und, bei aller Kritik am extremen und oft gewöhnungsbedürftigen Boulevard-Stil der Zeitung, findet sich sicherlich ein Großteil der Deutschen in diesem »Wir« wieder.

All dies zeigte endlich, dass die Wiedervereinigung die deutsche Nation nicht nur zurück auf die politische Bühne gebracht und aus der teilungsbedingten Quarantäne entlassen hatte, sondern auch, dass sie wieder mitten im internationalen Leben stand (vgl. Böckenförde 1999: 57). So konnte – letztlich erwartungsgemäß – „der Rückgriff auf die Nation, solange eine solche besteht, auf das in ihr enthaltene, emotional bindungsfähige Wir-Bewußtsein [sic!], nicht mehr umgangen werden“ (Böckenförde 1999: 57).

Dazu gehört schließlich auch, dass sich die Situation jetzt grundlegend anders darstellte als in den Jahren der Teilung vor den Anfang der siebziger Jahre geschlossenen Ostverträgen: Deutschlands Grenzen sind nunmehr endgültig festgeschrieben. Die Wiedergeburt des deutschen Nationalstaates kam nicht von oben, sondern von unten durch eine friedliche Revolution. Alle Befürchtungen des Auslands über ein großspuriges und bedrohliches wiedervereinigtes Deutschland bestätigten sich ebenfalls nicht. Nicht nur die britische Premierministerin Margaret Thatcher und der französische Staatspräsident François Mitterrand, die aus diesem Grund als strikte Gegner der deutschen Wiedervereinigung galten, wurden durch Deutschlands Verhalten und seine Entwicklung seit 1990 eines Besseren belehrt.

Auch wenn gut 40 Jahre der Teilung in knapp 25 Jahren des Zusammenlebens nicht komplett kompensiert werden können und West- und Ostdeutschland daher heute noch nicht zu einhundert Prozent miteinander verschmolzen sind, so stehen die beiden wohl wichtigsten deutschen Politiker Angela Merkel und Joachim Gauck sinnbildlich für die neue Selbstverständlichkeit im Miteinander der Menschen aus beiden Teilen. Seit Merkels Wahl zur Bundeskanzlerin 2005, aber spätestens seit Gaucks Wahl zum Bundespräsidenten 2012, hat auch die Frage nach der deutschen Herkunft klar an Bedeutung verloren. Beide können damit als Musterbeispiel der ostdeutschen Integration seit 1989 gesehen werden.

Dass die Spitze des deutschen Staates aktuell von zwei ehemaligen DDR-Bürgern gebildet wird, war in den ersten Jahren nach der Wende praktisch nicht vorstellbar. Lange Zeit spielten die Ostdeutschen in der Bundesrepublik in Bezug auf wichtige Ämter nur eine Nebenrolle. Merkels Aufstieg zur Bundeskanzlerin 15 Jahre nach der Einheit galt damals noch als Politikwunder. Sieben Jahre später, bei Gaucks Wahl, war von einem Wunder schon lange keine Rede mehr. Das Verhältnis zwischen West- und Ostdeutschland hat sich

in den letzten Jahren weitgehend normalisiert. Man agiert auf nahezu derselben Ebene – und das nicht nur im Bereich der Politik.

Diese positive Entwicklung wird bestätigt durch die Ergebnisse einer Umfrage im Zusammenhang mit der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) aus dem Jahr 2008. Knapp zwei Jahrzehnte nach dem Mauerfall sprachen sich 89 % der Westdeutschen und 91 % der Ostdeutschen dafür aus, dass die deutsche Wiedervereinigung als gut zu bewerten sei. Dies ist nach den Ergebnissen aus früheren Jahren als durchaus positiver Trend einzustufen (vgl. Heitmeyer 2009: 21).

Schulz hat das Resümee der neueren deutschen Nationalgeschichte im Jahr 2006 so formuliert:

„Die Bundesrepublik Deutschland ist ein normales Land unter anderen europäischen Ländern geworden. Nicht mehr nur ‚die Bundesrepublik‘, der in diesem Sprachgebrauch die Nationalität fehlte. Aber die Deutschen wären keine Deutschen, wenn sie über diese Normalität nicht auch erschrocken wären. [...] Der neue deutsche Staat ist souverän, demokratisch, mächtig, noch immer reich und leicht neurotisch. Es besteht keine Sehnsucht nach Vergangenheit [...]“ (Schulz 2006: 86f.).

Hierzu äußerte sich auch die amerikanische Philosophin Susan Neiman im Jahr 2006 in der *Süddeutschen Zeitung* und brachte ihre Sicht auf die Deutschen dort folgendermaßen auf den Punkt: „Die Deutschen sind das einzige Volk, das meint, in den Augen der anderen Völker weniger beliebt zu sein, als es in Wahrheit ist. Alle anderen halten sich für beliebter, als sie es tatsächlich sind“ (Matern 2006: 7).

Neimans These wird unterstützt durch eine Umfrage der britischen BBC unter weltweit 26.000 Befragten aus 25 Ländern. Demnach war die Bundesrepublik im Jahr 2013 das Land, dessen Einfluss international am positivsten eingestuft wurde. Sie belegte daher Platz eins im Länderranking vor Kanada und Großbritannien und durfte sich damit zu dem Zeitpunkt als das, wenn man sich denn so titulieren darf, »beliebteste Land der Welt« bezeichnen – von der teilweise negativen Kritik etwa einiger krisengeschüttelter Mittelmeerstaaten wie Griechenland einmal abgesehen. Schon in den Jahren 2008 bis 2011 hatte Deutschland den Bestwert bei der jährlich durchgeführten Befragung erzielt und musste sich 2012 nur den Japanern geschlagen geben (vgl. BBC News 2013).

Die ewigen Lasten des Dritten Reiches sind also knapp 70 Jahre nach Kriegsende weitgehend ad acta gelegt. Die Deutschen haben sich vor allem durch die nachrückenden Generationen größtenteils von ihren Schuldgefühlen befreit, stattdessen historische Verantwortung übernommen. Deutschland wird auch international in der Regel nicht mehr über dieses negative Kapitel seiner Geschichte beurteilt, sondern vielmehr über die durchaus positive jüngere Vergangenheit und Gegenwart. Auch als Resultat dieser Entwicklung ist die deutsche Nation heute nahezu in der Selbstverständlichkeit angekommen und nimmt keine Sonderrolle mehr ein. Die Deutschen sind vielfach wieder ohne Probleme in der Lage, sich zu ihrer Nation zu bekennen.

4. Der gesellschaftliche Stellenwert des Fußballs

„Amongst all unimportant subjects, football is by far the most important.“

*Papst Johannes Paul II.
(Philosophy Football 2014)*

4.1 Fußball, Politik und nationale Identität

Fußball ist längst mehr als nur ein Spiel, bei dem sich zwei Mannschaften auf dem Rasen gegenüberstehen. Fußball ist ein globales Phänomen, das Menschen jeglichen Alters und jeglicher Herkunft gleichermaßen begeistert und vereint. Das Massenereignis Fußball hat nicht nur eine starke mediale Kraft, sondern schafft hierzulande wohl mehr als alle andere nationale Identität – und ist dabei durchaus auch von großer gesellschaftlicher und politischer Bedeutung.

Bestes Beispiel dafür, dass Deutschlands Sportart Nummer eins eine wichtige politische Funktion und repräsentative Aufgaben übernommen hat, ist die enge Verbundenheit der Nationalmannschaft mit deutschen Politikern, insbesondere auch mit ihrem sogenannten »Edelfan«, Bundeskanzlerin Angela Merkel, die sich bei den vergangenen Welt- und Europameisterschaften als eine begeisterte Anhängerin der deutschen Mannschaft präsentierte. Neben anderen Spitzenpolitikern und Fußballfunktionären auf den Stadiontribünen jubelt Merkel stets ausgelassen über Tore des DFB-Teams.

In diesen Momenten ist es also der Fußball, der Deutschland vor einem weltweiten Millionenpublikum repräsentiert. Dass Merkel stets betont, »die Hoffnungen eines ganzen Landes« würden auf der Nationalmannschaft ruhen, zeigt neben der gesellschaftlich bedeutenden Funktion des Fußballs hintergründig auch seine politische. Ein Sieg Deutschlands auf der großen internationalen Bühne ist auch immer wieder eine kleine Machtdemonstration der Bundesrepublik in Europa und der Welt. Auf der anderen Seite ist eine sportliche Niederlage bei besonderen Konstellationen manchmal auch ein – meist allerdings nur durch die Medien kommuniziertes – »Politikum«. Dass viele andere Länder den Fußball ebenfalls nicht von der Politik trennen, sieht man daran, dass auch deren Staatsoberhäupter regelmäßig im Stadion zu Gast sind. Dolf Sternberger, der als eine der intellektuellen Gründungspersönlichkeiten

der Bundesrepublik gilt, stellte bereits vor Jahrzehnten fest, dass Fußballspiele auf nationaler Ebene nicht von Politik zu trennen sind: „Man braucht die Politik nicht erst hineinzubringen und hineinzumischen, sie ist immer schon darin, insofern eben Nationen politische Körper sind“ (Schümer 1996: 195).

Zwar besuchten beispielsweise auch die Altkanzler Helmut Kohl und Gerhard Schröder zu Amtszeiten gerne die Arenen, das Verhältnis von Merkel zur Nationalmannschaft ist dennoch ein besonderes. Dies zeigen nicht nur die von anderen Politikern bisher nicht gekannten Torjubelekstasen der Kanzlerin, sondern auch ihre regelmäßigen Besuche in der Spielerkabine und im Mannschaftshotel. Auch hiermit demonstriert sie immer wieder öffentlich die nationale Bedeutung des DFB-Teams in Deutschland.

In den unsicheren Zeiten der weltweiten Finanzkrise hat Merkel längst begriffen, dass „Löws Männer eher für den Ruck im Lande taugten als die politische Klasse, die ihn gegen alle Verzagtheit nicht zu geben imstande war“ (Schümer 2010: 38). Während gesellschaftliche, politische und soziale Institutionen in der Bevölkerung als Identitätsstifter zunehmend an Bedeutung verlieren, können sportliche Einrichtungen immer mehr Menschen für sich begeistern. So steigerte etwa der Deutsche Fußball-Bund (DFB) zwischen 1998 und 2012 seine Mitgliederzahl um 9,4 %. Auch der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) wuchs um 2,4 %. Im Gegensatz dazu verloren in dieser Zeit Kirchen gut 12 %, Gewerkschaften 26 % und Parteien gut 28 % ihrer Mitglieder (Abb. 1). Die Zahlen stammen aus einer vom DFB in Auftrag gegebenen Studie des Institute for Sports, Business and Society (ISBS) über die gesellschaftliche Bedeutung der Nationalmannschaft¹:

¹ Grundlage der Studie »Wir sind Nationalmannschaft« bildet eine Serie von Onlineumfragen mit knapp 3000 Teilnehmern. Neben den erhobenen Primärdaten liegt der Untersuchung eine Sekundärdatenanalyse von rund 10.000 Seiten Material zu Grunde. Darüber hinaus wurden 52 Expertengespräche geführt. Das Institute for Sports, Business and Society (ISBS) gehört zur EBS Universität für Wirtschaft und Recht in Wiesbaden.

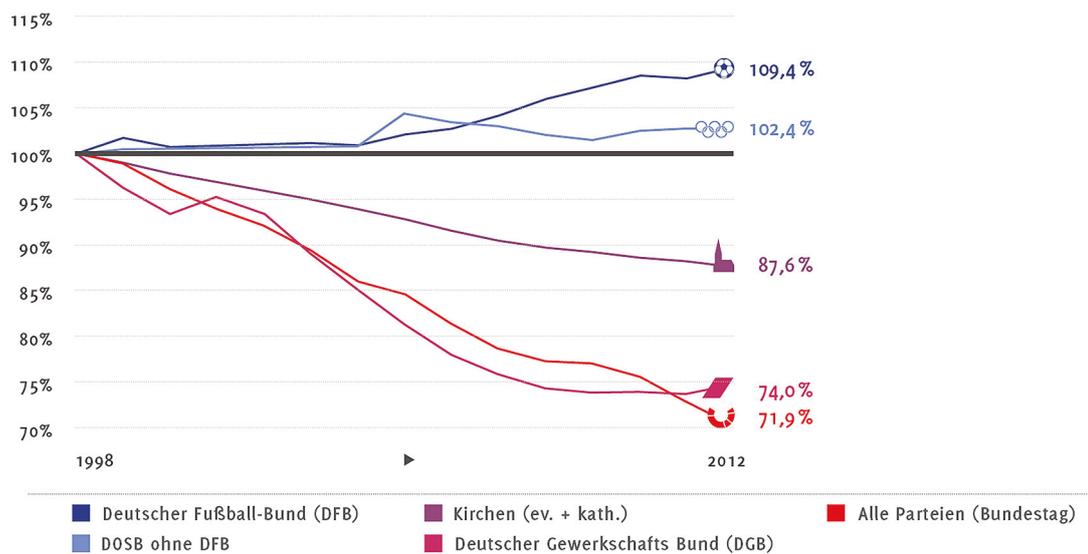


Abb. 1: Entwicklung der Mitgliederzahlen gesellschaftlicher Institutionen in Deutschland 1998-2012 (Schmidt & Bergmann 2013: 22)

Auch der damalige Bundespräsident Christian Wulff schwärmte während der WM 2010 in Südafrika vom durch die Nationalmannschaft verbreiteten bunten Bild Deutschlands in der Welt und erklärte den Fußball nicht nur zum Leitmedium der deutschen Lebensart und Kultur, sondern nahm ihn auch als Zugpferd der Nation in die Pflicht (vgl. Schümer 2010: 41f.).

Fairness, Solidarität, Völkerfreundschaft und Toleranz stehen im Fußball als Werte in Konkurrenz zu Rücksichtslosigkeit, Ausländerfeindlichkeit, Rassismus und Nationalismus. Er ist genauso Projektionsfläche für individuelle und kollektive Machtfantasien wie für Gemeinschaftsgefühle und Heimatbedürfnisse (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 28). Damit übernimmt er sowohl für politische Zwecke als auch für die Entstehung und Auslebung einer nationalen Identität ganz nebenbei wichtige Aufgaben.

Dadurch dass der Sport, und damit auch der Fußball, immer mehr an Bedeutung gewinnt und in zunehmendem Maße alle Gesellschaftsschichten ergreift, avancierte er „zum auffälligsten sozialen Phänomen gegenwärtiger industrieller Gesellschaften“ (Weiß 1999: 161). Er gilt als eine „universelle Kommunikationsform, die jeder versteht“ (Weiß 1999: 170), da die sportlichen Werte und Regeln immer und überall gleich sind und auf diese Weise eine gemeinsame, verbindende Sprache gesprochen wird. Dieser Zugang für alle, egal welcher Herkunft oder welchen sozialen Hintergrunds, schafft ein schichtenübergreifendes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Durch die Geschehnisse auf dem Rasen wird nationale Identität gestiftet und zuerst einmal »spielerisch« auf die Zuschauer übertragen. Das Spiel schafft Erinnerungsmomente, die nationale Identitätsmuster frei werden lassen, und bietet dabei ein emotionales Vehikel, für das in der Zivilgesellschaft meist kein Platz mehr ist. Auf den Tribünen, beim »Public Viewing« und auch vor dem Fernseher kann die wichtige nationale Symbolik für die »gefühlte« Einheit der Nation offensiv nach außen getragen werden. Sportliche und mediale Großereignisse, wie Europa- und Weltmeisterschaften, machen die Mechanismen nationaler Identifikationsstrukturen aufgrund der großen und intensiven Anteilnahme der Fans besonders deutlich (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 28).

Das starke gesellschaftliche Interesse an den Auftritten der Nationalmannschaft spiegelt sich auch in den TV-Einschaltquoten wieder. Bisher wurde bei keiner Sendung im deutschen Fernsehen eine so hohe Zuschauerzahl erreicht wie beim Finale der Weltmeisterschaft 2014 zwischen Deutschland und Argentinien, das im Durchschnitt knapp 35 Millionen Menschen verfolgten – bei einem Marktanteil von in der Spitze knapp 90 % (vgl. *Spiegel* Online 2014). Rechnet man die nicht gezählten Zuschauer bei den zahlreichen »Public Viewing«-Veranstaltungen im Land hinzu, liegt die Quote sogar noch wesentlich höher. Zuvor hielten den Rekord mit dem WM-Halbfinale 2014 zwischen Deutschland und Brasilien (32,6 Millionen) sowie dem WM-Halbfinale von 2010 zwischen Deutschland und Spanien (31,1 Millionen) ebenfalls zwei Fußballspiele (vgl. *Spiegel* Online 2014). Auch in den Jahresbestenlisten rangieren die Spiele der DFB-Elf in der Regel ganz oben.

Die folgende Abbildung aus der oben genannten Studie des ISBS zeigt die TV-Marktanteile der deutschen Spiele bei Welt- und Europameisterschaften zwischen 2000 und 2012 (Abb. 2). Im Schnitt verfolgten dabei 76 % aller Fernsehzuschauer in Deutschland die Spiele der Nationalmannschaft. Bei Weltmeisterschaften lag der Marktanteil sogar stets bei mindestens 80 %:



Abb. 2: TV-Marktanteile der Länderspiele der deutschen Nationalmannschaft bei Turnieren seit 2000
(Schmidt & Bergmann 2013: 38)

Ein weiterer ganz wesentlicher Aspekt des Fußballs ist, dass er als ein Abbild der Gesellschaft verstanden werden kann und auf diese Weise schnell eine Verbindung zum Zuschauer schafft. So stammen auch die Spieler aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Schichten – vom Arbeiterkind bis zum Professorensohn. Bei allen ist die sportliche Leistung einziges Auswahlkriterium. Wer dieses erfüllt, erhält die Chance, in der Nationalmannschaft zu spielen – ungeachtet von Herkunft, Hautfarbe oder Bildung. Nahezu jedem Zuschauer bietet sich auf diese Weise die Möglichkeit der Identifikation.

Ebenso ist das Geschehen auf dem Platz in einzelnen Aspekten vergleichbar mit dem menschlichen Alltagsleben und dadurch nah am Fan. Der Fußball ist Ausdruck der von Wettkampf geprägten gesellschaftlichen Zustände und bietet aus diesem Grund eine bessere Identifikation, als wenn das Spiel eine harmonische Gegenwelt darstellen würde. „Er verkörpert als Barometer unserer Zivilisation die jeweilige Situation der Gesellschaft, in der er gespielt wird“ (Schümer 1996: 183). Der Fußball

„zelebriert individuellen und kollektiven Verdienst in Form eines Wettkampfes, der den Besten belohnen will, aber ebenso die Rolle des Glücks und der kleinen Betrügerei zum Erreichen des Erfolgs unterstreicht. Durch diese Elemente und die spezielle Form, die mit Gerechtigkeit in Zusammenhang steht, stellt der Fussball [sic!] eine Welt dar, die Menschen verstehen, sogar wenn der Erfolg ausbleibt. Er verkörpert eine Kultur des Prometheus-Erfolges ebenso wie eine Sisyphos-Philosophie des Misserfolgs“ (Bromberger 2008: 287).

Gesellschaftlich hochbemessene Inhalte und Vorgänge wie die Bestätigung der allgemeinen Werteordnung (z.B. Leistung und Belohnung) und Unterhaltungswerte (z.B. Selbstdarstellung und Spannung) fallen im Fußball unmittelbar zusammen. Darüber hinaus kann er als Subsystem der Gesellschaft ihre Entwicklungen und Probleme widerspiegeln. Deutlich wird dies am fortschreitenden Prozess der Professionalisierung, Ökonomisierung und Politisierung, am zunehmenden Einfluss von Medien, Sportartikelindustrie und Sponsoren im Fußball (vgl. Weis 2003b: 365).

Der Reiz des Ereignisses Fußball liegt für seine Anhänger zudem in seiner Unvorhersehbarkeit und seiner organisierten Überraschung. Auf der einen Seite führt kein noch so gut durchdachter und genialer Spielzug unweigerlich zum Torerfolg, auf der anderen Seite können Tore aus dem Nichts und damit völlig unverdient fallen (vgl. Schümer 1996: 254f.). Jedes Spiel basiert auf totaler Unsicherheit und kann sich zu jedem Zeitpunkt in eine andere Richtung drehen. Selbst ein sicher geglaubtes 1:0 nach 90 Minuten kann sich innerhalb der Nachspielzeit noch in ein 1:2 umwandeln. Beispiele hierfür hat es schon genügend gegeben.

Der Fußball spielt seinen Zuschauern also keineswegs nur harmonischen Erfolg und Gerechtigkeit vor, sondern übt vor allem durch den schmalen Grad zwischen Scheitern und Siegen auch eine große Anziehungskraft aus. Das Spiel ist gleichzeitig Risiko und Nervenkitzel. Es basiert stark auf dem Prinzip der Hoffnung und schafft dadurch eine Beziehung zum religiösen Alltagsleben. „Dieses Erleben, der unwahrscheinlichen, aber dennoch niemals ganz unmöglichen Rettung, beispielhaft verkörpert durch den genialen Torschuß [sic!] in der letzten Minute, verbindet den Fußball mit der Religion“ (Schümer 1996: 257) und schafft in der sich immer mehr säkularisierenden Welt auch einen Ersatz für diese.

Innerhalb der Stadien hebt die Fankultur individuelle soziale oder politische Differenzen zumindest für gut 90 Minuten auf. Hier kommt auch Andersons »imagined community« zum Ausdruck. Die Zuschauer kennen sich zwar nicht persönlich, entwickeln sich aber dennoch zu einer großen, vorgestellten Solidargemeinschaft, weil sie sich für die Zeit des Spiels an gleichen Werten – zum Beispiel dem Spaß am Fußball – und gleichen Zielen – hier meistens dem Erfolg der eigenen Mannschaft – orientieren. Der Einzelne wird auf diese Weise und unabhängig von seiner persönlichen Herkunft in das Kol-

ektiv integriert. Es entsteht eine gemeinsame Identitätsgrundlage (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 28). Die »imagined community« schafft eine

„Allianz, in der die kulturellen Unterschiede und Klassengegensätze für die Zeit des Spiels verschwinden, während sich eine einzige Kultur und eintrachtige Gemeinschaft bildet. Die nationale Leidenschaft für den Sport übergreift die sozialen Schichten“ (Wahl 1995: 350).

Einen Bezug zu Andersons Theorie stellte auch Eric Hobsbawm her, als er sich über die gesellschaftliche Bedeutung des Fußballs als Nationensport in seinem Werk *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780* folgendermaßen äußerte:

„Die vorgestellte Gemeinschaft von Millionen scheint sich zu verwirklichen als eine Mannschaft aus elf Spielern, die alle einen Namen tragen. Der einzelne, und wenn er nur die Spieler anfeuert, wird selbst zum Symbol seiner Nation“ (Hobsbawm 2005: 168f.).

Nicht nur die Mannschaft, sondern auch der Zuschauer kann also aktiv Einfluss auf die Herstellung eines Einheitsgedankens nehmen. Der Fußball schafft dabei sowohl ein Wir-Gefühl unter den Zuschauern als auch zwischen Publikum und Mannschaft. Alle zusammen verfolgen ein Ziel. So wird aus »ich« und »ihr« ein »Wir«.

Die vorgestellte Gemeinschaft geht dabei weit über das Stadionpublikum hinaus. Durch die TV-Übertragungen wird der Fußball zu einem Millionenergebnis, einem Massenschauspiel. Ein Großteil der Nation – so ist es nicht nur in Deutschland – hat zu diesem Zeitpunkt nur Augen für dieses eine Spiel und hofft auf den Erfolg der eigenen Mannschaft. Alles andere rückt für eineinhalb Stunden in den Hintergrund. Durch die Vorstellung dieser gleichzeitig handelnden Gemeinschaft wird der nationale Gedanke gestärkt.

Dass von der Nationalmannschaft in Deutschland eine besondere Identifikation ausgeht, wird auch durch Umfrageergebnisse der schon angesprochenen Studie des ISBS bestätigt. Eine deutliche Mehrheit der Befragten (88 %) ist der Ansicht, dass das DFB-Team nicht nur hinsichtlich Personen unterschiedlicher Herkunft und Kultur integrationsfördernd wirkt, sondern auch zwischen unterschiedlichen Altersgruppen (75 % Zustimmung), sozialen Schichten (70 % Zustimmung) und Glaubensrichtungen (51 % Zustimmung) als verbindendes Element fungiert (Abb. 3):

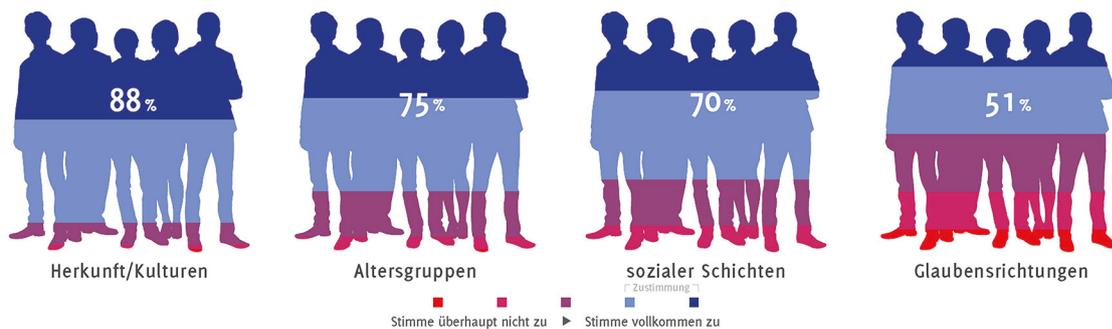


Abb. 3: „Die Nationalmannschaft trägt zur Integration bei – zwischen Menschen unterschiedlicher...“
(Schmidt & Bergmann 2013: 34)

Die vereinende Wirkung und damit den sozialen Mehrwert der Nationalmannschaft für die Gesellschaft beobachtet man auch beim DFB: „Wenn es um die Nationalmannschaft geht, ist die Nation voll und ganz geeint, denn sie polarisiert nicht“, sagt Präsident Wolfgang Niersbach. Und auch der Sportchef der *Bild*-Zeitung, Walter Straten, sieht in der Nationalmannschaft „eines der letzten Lagerfeuer der Nation, um das man gemeinsam zusammen sitzt [sic!], welches wärmt und verbindet“ (alle Schmidt & Bergmann 2013: 35).

Neben der Erfolgswahrnehmung der letzten Jahre, vor allem seit der Heim-WM 2006, entfaltet die Nationalmannschaft ihre Identifikationswirkung auch durch hohe Sympathiewerte und ein positives Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit. Bei einem nahezu einhundertprozentigen Bekanntheitsgrad wird das deutsche Team von der Bevölkerung mit Attributen wie Teamgeist, Erfolg, Sympathie und Zusammenhalt assoziiert (vgl. Schmidt & Bergmann 2013: 23).

Gerade der Aspekt des Erfolgs ist für die Konstruktion nationaler Identität durch den Fußball sehr wichtig. Wäre er nicht ohnehin eine Sportart, die weltweites Interesse hervorruft, und könnte die deutsche Mannschaft nicht regelmäßig um Titel spielen, würde sie als Identifikationsobjekt wohl kaum taugen. Erfolge und Titel schaffen nicht nur Popularität in der Gesellschaft, sondern auch internationale Anerkennung, was hinsichtlich der Bildung von Nationalstolz von großer Bedeutung ist. Auf diese Weise konnte sich der Fußball in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten seine Ausnahmestellung erarbeiten. Entsprechend eignen sich eher erfolgssame Randsportarten wie Curling oder Ringen, um zwei Extrembeispiele zu nennen, nicht als Identifikationsgrundlage.

Im Gegensatz zum Vereinsfußball in der Bundesliga, wo für die Fans regionale Bezüge und Identitäten maßgeblich sind, verbinden sich in der Zu-

neigung zur Nationalmannschaft Menschen über jegliche Grenzen der Vereinsanhängerschaft hinweg. Geht es um die Nationalmannschaft, treten die Sympathien mit einzelnen Vereinen und damit bestimmten Städten und Regionen in den Hintergrund. Bayern München, Borussia Dortmund oder Schalke 04 etwa stehen in dieser Zeit hinter einer nationalen Einstellung zurück. So wie sich in der Nationalmannschaft die Spieler verschiedener, auch stark konkurrierender, Klubs in einem »Team Deutschland« vereinen, so macht es auch für die Zuschauer in der Regel kaum einen Unterschied, in welchem Verein die Spieler ansonsten aktiv sind und welche Vereinssympathien die anderen Fans hegen. Es wird nicht regional, sondern national und gesamtdeutsch gedacht. Auch dies zeigt die Wichtigkeit der Nationalmannschaft für den Aufbau einer nationalen Identität. Sie hat das Potential, ganz Fußball-Deutschland – zumindest zeitweise – in einer großen Gemeinschaft zusammenzuführen.

Sport mobilisiert in besonderem Maße die Identitätsfindung. Das Ereignis Fußball ist demnach als Prozess verstehbar, in dem ein Wir-Gefühl erfahren, entwickelt und nach außen getragen werden kann. Joachim Hohl, Sozialpsychologe an der Universität München, spricht in einem Interview mit dem Magazin *fluter* der Bundeszentrale für politische Bildung von einem »übergeordneten Dritten«, das in Form der favorisierten Mannschaft solche Begegnungen zwischen fremden Menschen erst möglich macht. Die Fans bewegen sich auf einer Identifikationsebene und entwickeln eine gemeinschaftliche Bindung. Anfeuerungsgesänge oder Ähnliches verstärken diese Massenbindung (vgl. Siemens 2006: 22).

An selber Stelle vergleicht der Berliner Soziologe und Sportphilosoph Gunter Gebauer das Stadion mit einer Kathedrale, in der eine glaubensfeste Gemeinde ihre Formen von Emotion und Patriotismus ausleben kann. Er nennt den Fußball eine besondere Droge, die man rational nicht erklären könne (vgl. Schrenk 2006: 47).

Eine wichtige Rolle bei der Entstehung des Wir-Gefühls nehmen natürlich auch die Medien ein. Besonders bei Länderspielen tragen sie erheblich dazu bei, die kollektive Identität einer Gemeinschaft zu beschwören. Durch den häufigen Gebrauch der Wir-Form in Fernsehen und Printpresse wird deutlich, dass die mediale Berichterstattung eine nationale Einheit, gemeinsame Empfindungen und Wahrnehmungen meistens schlicht voraussetzt und in der Folge reproduziert (vgl. Hoffmann 2009: 14f.).

Laut Kaschuba (vgl. 1995: 293f.) modellieren Sportveranstaltungen eine »Imagination der Nation« in plastischer Form. Sie liefern das lebende Bild zum nationalen Gedanken und verleihen dem Nationalen seine Physis. Denn diese Verkörperung der Nation verbindet sowohl den Entwurf eigener Formen, die nationale und vor allem auch ethnisch unterlegte Wir-Gefühle von innen heraus zeigen, als auch die Orientierung an übergreifenden internationalen Regeln solcher Selbstdarstellung, die Vergleichbarkeit und Abgrenzung erst möglich machen. Auf diese Weise schaffen Sportarten wie der Fußball „direkte Möglichkeiten zum Leistungsvergleich und Länderwettkampf und bilden so ein Modell des ritualisierten Konflikts“ (Kaschuba 1995: 294). Zu dieser Verkörperung gehört auch die Repräsentation der Nation mittels Symbolen wie etwa das Singen der Nationalhymne vor dem Spiel oder das Tragen des Nationaltrikots.

Es geht um Formen kollektiver Bewegung und kollektiver Gestik, in denen sich nationale Gemeinschaftsgefühle als physisch und sinnlich erfahrbare Wirklichkeit konstruieren. Internationale Begegnungen vermitteln das Gefühl einer Nation zum Anfassen und schaffen somit eine psychophysische Ebene (vgl. Kaschuba 1995: 294). Im Fokus steht eine unmittelbare Auseinandersetzung mit einem sichtbaren Gegner. Wenn sich die Fans also mit einer Mannschaft identifizieren, so geschieht dies, weil diese „durch ihr Spiel als Symbol einer spezifischen Art kollektiver Existenz und nicht nur als ein einfaches (willkürliches) Zeichen einer gemeinsamen Identität wahrgenommen [wird] [...]“ (Bromberger 2008: 290).

Im Bereich des Fußballs – sowohl aktiv als Spieler als auch passiv in der Zuschauerrolle – „werden die soziokulturellen Grundlagen der Gesellschaft, ihre Wertvorstellungen, Umgangsformen und sozialen Netze permanent revitalisiert“ (Küchenmeister & Schneider 2011: 6). Diese »kulturschaffende« Funktion erkannte auch schon Michel Platini, der Präsident des europäischen Fußball-Verbands UEFA, der einst feststellte: „A football team represents a way of being, a culture“ (Kuper 2009: 8).

Fußball schafft eine Vielzahl an Gelegenheiten zur Mitgestaltung und trägt somit zur sozialen Integration und mittels Symbolen und Ritualen auch zum gesellschaftlichen Zusammenhalt bei (vgl. Küchenmeister & Schneider 2011: 6). Der Sport macht es möglich, individuelle und kollektive Identitäten innerhalb einer Gesellschaft auszubilden, indem er Begegnungen zwischen Indivi-

duen und Gruppen schafft, soziale Beziehungen stiftet und gesellschaftliche Bindungskräfte freisetzt (vgl. Küchenmeister & Schneider 2011: 8).

„Kein anderer Bereich trägt in Deutschland mehr zur schichtenübergreifenden [...] Gemeinschaft und zur nationalen Identitätsstiftung bei als der Fußball. [...] Das Stadion ist der letzte Ort, der alle Klassen versammelt. [...] Es erscheint so, als würden Fußballweltmeisterschaften die Menschen mehr bewegen und sich nachhaltiger in ihren Köpfen festsetzen als historische Ereignisse. Das Wunder von Bern ist in der nationalen Erinnerung präsenter als der Holocaust [...]“ (Scheuble & Wehner 2006: 29).

Der Fußball leistet also einen wesentlichen Beitrag zur Herausbildung einer nationalen Identität. Er ist einer von vielen Spiegeln der Gesellschaft und ein Barometer nationaler Befindlichkeiten und beeinflusst die Stimmungslage in einem Land. In Deutschland ist es, mit Ausnahme der Wiedervereinigung, nur der Sport und dabei besonders der omnipräsente Fußball, der in der Lage ist, das Nationalgefühl in der Bevölkerung zu mobilisieren (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 29).

„Heute kann ein Nationalteam das Selbstbild einer ganzen Nation verkörpern, kann einem Land und der Welt von Risikofreude und Verjüngung und Teamarbeit erzählen. Die Nationalmannschaft spielt [...], wie sich die Deutschen ihr Land wünschen: frisch, geschmeidig, überraschend, uneitel, locker“ (Schümer 2010: 89).

Die Tragweite der gesellschaftlichen Wirkung der Nationalmannschaft wird durch die Umfrageergebnisse des ISBS bestätigt. So geben 95 % der Teilnehmer an, dass die Leistung der Nationalmannschaft die Stimmung im Land beeinflussen kann (Abb. 4). Diese Stimmung wirkt sich sogar auf Bereiche aus, die mit Fußball auf den ersten Blick nicht viel zu tun haben. Spielt Deutschland eine starke Weltmeisterschaft, hat dies meist auch ökonomische Effekte, da die Konsumkonjunktur regelmäßig einen Aufschwung verzeichnet. Insgesamt gilt: Spielt die Nationalmannschaft ein erfolgreiches Turnier, bessert sich auch die allgemeine Stimmung im Land. Scheidet sie früh aus, kann das die Laune der Deutschen auch für einige Wochen in vielen Bereichen trüben:

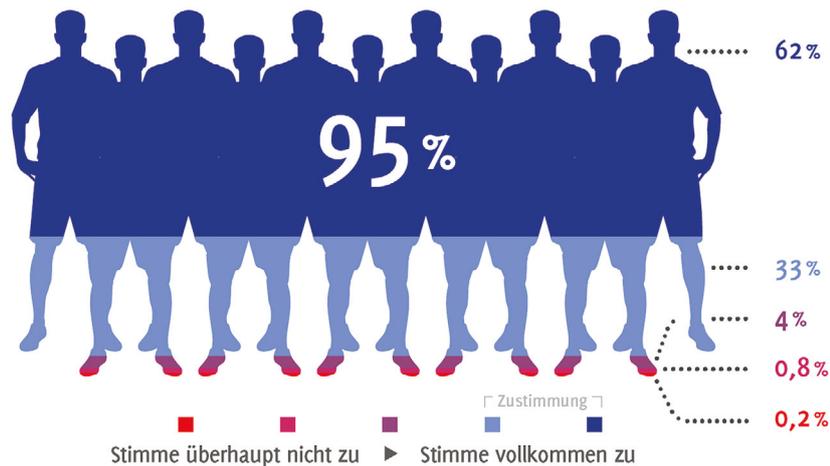


Abb. 4: Die Leistung der Nationalmannschaft kann die Stimmung im Land beeinflussen. (Schmidt & Bergmann 2013: 35)

In besonderem Maße zeigen der deutsche Sieg bei der Weltmeisterschaft 1954 und nicht zuletzt die WM 2006 im eigenen Land die Bedeutung des Fußballs für eine positive Stimmung sowie seine Wirkungskraft hinsichtlich der nationalen Identität. Aber dies ist Thema des folgenden Kapitels.

Der Sport im Allgemeinen, und damit auch der Fußball, gehören neben Familie, Religion, Wirtschaft und Staat zu den national und international einflussreich vernetzten sozialen Institutionen, die üblicherweise verschiedene Kriterien in sich vereinen: Zum einen werden gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigt; dafür werden Regeln aufgestellt und Handlungsmuster vorgeschrieben. Das Verhalten der teilnehmenden Personen wird in sozialen Rollen (Spieler, Trainer, Funktionär usw.) organisiert und als Pflicht empfunden. Die Reglementierung dessen fördert soziale Kontrolle. Als soziale Institution steht der Fußball in einem Zusammenspiel mit Wirtschaft, Politik, Religion, Medien und Erziehungsbürokratien und zeigt sich damit als typisches Produkt einer Gesellschaft (vgl. Weis 2003b: 366). Im Gegensatz aber etwa zu Wirtschaft oder Politik, die zum Teil sehr komplexe Gebilde sind und dadurch schnell an Transparenz verlieren, zeichnet sich der Fußball durch seinen verständlichen Ablauf aus und wirkt daher für jeden zugänglich. Klare Regeln und eine unmittelbare sportliche Auseinandersetzung auf nationaler Ebene sind damit ebenso wichtige Faktoren dafür, dass dem Fußball bei der Konstruktion nationaler Identität in der heutigen Zeit eine große Bedeutung zukommt (vgl. Coakley 1998: 406).

4.2 Fußball und Ritual

4.2.1 Bedeutungsebene des Rituals

Bevor es in diesem Kapitel um die Zusammenhänge zwischen Fußball und Ritual geht, soll hier zunächst einmal die Bedeutungsebene des Begriffs Ritual im Groben erläutert werden. Aufgrund der literarischen Menge an Ritualtheorien, deren breitgefächerte Berücksichtigung den Rahmen dieser Begriffsdefinition sprengen würde, soll sich hier, bis auf wenige Ausnahmen, auf die Werke von Durkheim, der die Ritualforschung populär gemacht hat, Turner, Gebauer, Platvoet sowie Moore und Myerhoff beschränkt werden.

Eine allgemeingültige Definition des Begriffs ist nur schwer möglich, vor allem aufgrund des unterschiedlichen Sprachgebrauchs. Neben der häufigsten Bezeichnung Ritual wird in diesem Zusammenhang oft auch von Ritus, Ritualisierung und rituellem Handeln gesprochen. Auch wenn der Ritus eher den feierlichen religiösen Brauch, die Zeremonie, beschreibt und das Ritual mehr säkular verwendet wird, sind die Übergänge zwischen den Bezeichnungen fließend und nicht strikt zu trennen (vgl. Weis 2003a: 287).

Das Wort Ritual stammt vom lateinischen »ritus«, was so viel wie »vorgeschriebene Ordnung« bedeutet. Dies ist verwandt mit den griechischen Formen »ararisko« (harmonisieren) und »arthmos« (Verbindung). Deren Wurzel »ar« leitet sich vom indoeuropäischen »rta« und »arta« ab, was die Beziehung zwischen Menschen und Göttern bezeichnet (vgl. Gebauer & Wulf 1998: 128). Rituale können also nach ihrem Wortursprung eine Verbindung zwischen der menschlichen Ebene und etwas Übergeordnetem herstellen.

Als szenische Praktiken verarbeiten Rituale Situationen und Informationen symbolisch und informieren den, der die Symbole kennt. Sie verleihen Verhaltenssicherheit und sind Teil funktionierender sozialer Kontrolle, indem sie Verhalten erlauben, steuern und begrenzen. Gebräuchlich, jedoch für heutige Verhältnisse etwas zu eng gehalten, ist die Wahrnehmung von Ritualen in drei Bereichen: Erstens die Interaktions- und Begrüßungsrituale (Gruß, Handschlag, Umarmung, Benimmregeln usw.), zweitens die Rituale des religiösen Kults (zum Beispiel im Christentum Sakramente, Messen, Abendmahl) und drittens die Initiations- und Übergangsriten zum Statuswechsel (Geburtstage, Taufe, Konfirmation, Hochzeit, Priesterweihe usw.). Tatsächlich wird aber alles sozia-

le Leben mehr oder weniger symbolisch vermittelt und rituell praktiziert (vgl. Weis 2003a: 285f.).

Laut des französischen Ethnologen Émile Durkheim lassen sich religiöse Phänomene in zwei Kategorien aufteilen. Zum einen sind dies die Glaubensüberzeugungen, zum anderen die Riten. Die Glaubensüberzeugungen definiert er als Meinungen, die aus Vorstellungen bestehen, die Riten dagegen stellen bestimmte Handlungsweisen dar. Jeder Ritus hat dabei einen bestimmten Grad des Heiligen inne, egal, wie profan er auch sein mag (vgl. Durkheim 1994: 61f.). „Die Glaubensauffassungen fassen dieses Leben in Vorstellungen; die Riten organisieren es und regeln seinen Verlauf“ (Durkheim 1994: 555).

Durkheim teilt die Welt in zwei Bereiche auf. Der eine umfasst alles, was heilig ist, der andere beinhaltet alle profanen Dinge (vgl. Durkheim 1994: 62). Heilige Dinge müssen laut Durkheim unter einem Schutz durch bestimmte Verbote stehen, damit die profanen Dinge von ihnen Abstand halten. Die Riten haben die Aufgabe, dem Menschen Regeln vorzuschreiben, wie er sich gegenüber den heiligen Dingen zu verhalten hat (vgl. Durkheim 1994: 67). Er unterscheidet neben den Sühneriten besonders zwischen den negativen Riten und den positiven Riten. Die negativen Riten beschränken sich vor allem darauf, „bestimmte Handlungsweisen zu verbieten“ (Durkheim 1994: 406), die positiven Riten sind hauptsächlich Gemeinschaftsriten, die „in einem Zustand des Vertrauens, der Fröhlichkeit und sogar des Enthusiasmus vollzogen [werden]“ und als „Freudenfeste“ (alle Durkheim 1994: 522) zu bezeichnen sind. „Beide können dazu dienen, die religiöse Eingestimmtheit der Individuen zu erhöhen“ (Durkheim 1994: 419).

Religiöse Rituale, aus denen sich auch die säkularen Rituale ableiten lassen, charakterisieren sich vor allem durch vier Eigenschaften: „die Außergewöhnlichkeit, die konsequente Formalisierung, die regelmäßige Wiederkehr und die Gemeinschaftsstiftung“ (François et al. 1995: 25). „Rituale und ihre Sakralität sind daher auch kein Selbstzweck, sondern dienen dazu, [...] eine konkrete Gemeinschaft entstehen zu lassen“ (François et al. 1995: 26). Sie sollen einen bestimmten Seelenzustand erwecken, der aus moralischer Kraft und aus Zutrauen besteht. Sie tragen dazu bei, dass Alltag und Sorgen für einen bestimmten Zeitraum in Vergessenheit geraten können und man währenddessen leichter und freier leben kann. Nach Beendigung einer rituellen Handlung empfindet der Teilnehmer Wohlbehagen und kehrt mutiger und motivierter ins profane Leben zurück (vgl. Durkheim 1994: 514-519).

Durch Rituale können kollektiver Glaube und kollektive Ideale gleichzeitig geschaffen werden. „Daher ist das Ritual das Mittel, durch welches individuelle Wahrnehmung und Verhalten sozial angeeignet und koordiniert werden“ (von Durkheim 1965, zitiert nach Bell 2008: 38). Durch rituelles Handeln werden Elemente des kollektiven Bewusstseins wieder belebt. Die Gruppe erneuert auf diese Weise periodisch das Gefühl, das sie von sich und von ihrer Einheit hat (vgl. Durkheim 1994: 505). Damit sieht auch Durkheim das Ritual als wichtiges Mittel zur Stiftung und Aufrechterhaltung einer Gemeinschaft. Die bedeutendste Eigenschaft des Rituals ist es also, die eigene Gruppe zu stärken und damit gleichzeitig Abgrenzung nach außen zu schaffen.

„Dies geschieht durch das bloße [sic!] Mitmachen der Teilnehmer, denn die Gesellschaft – real oder postuliert – wird durch die immer wieder wiederholte Ausführung der Beziehungen zwischen den Teilnehmern im Ritual repräsentiert und zum Ausdruck gebracht“ (Platvoet 2008: 181).

Rituale schaffen soziale Realität. Sie bringen nicht nur Formen des Sozialen hervor, sondern sind gleichzeitig Formen des Sozialen. Mit ihrer Symbolik, ihrer Sequenzierung von Handlungsverläufen und ihrer Inszenierung performativen Geschehens schaffen sie soziale Wirkungen und rufen Antworthandlungen hervor. In Ritualisierung bildet sich eine Gesellschaft, im Zusammenspiel von Ordnung und Spontaneität sowie Struktur und Veränderung wird diese erzeugt (vgl. Gebauer & Wulf 1998: 128).

Rituale sind stets kollektiv und beziehen in vielen Fällen ganze Gemeinschaften ein. Egal welche Art von Ritual, es werden immer mehrere Teilnehmer mit einbezogen, auch wenn diese teilweise unsichtbar und damit nur vorgestellt sind. Als Interaktion braucht das Ritual immer mindestens zwei Teilnehmer: einen Sender und einen Empfänger, wobei der Empfänger – beispielsweise in Form von Gott – nicht anwesend sein muss, sondern auch imaginär sein kann (vgl. Platvoet 2008: 175).

Moore und Myerhoff schreiben Ritualen in ihrem Werk *Secular Ritual* verschiedene formale Eigenschaften zu, die es möglich machen, Botschaften in einer besonders fesselnden Weise und einer bewegenden Präsentation zu proklamieren. Rituale transportieren eine »social message«. Sie werden über darstellerisches Tun – mit Hilfe bestimmter Symbole – und nicht nur über Sagen oder Denken ausgeübt. Sie kommunizieren einen Auftrag und treten dabei als klar organisierte Veranstaltung, als „cultural statement about cultural

order“ (Moore & Myerhoff 1977: 16), mit klar festgelegtem Anfang und Ende auf (vgl. Moore & Myerhoff 1977: 7f.). Sie liefern Bedeutung und geben sichere Aussicht auf Kontinuität (vgl. Moore & Myerhoff 1977: 17). Bestimmte Zustände, Meinungen und Verhältnisse sind durch die Ausübung von Ritualen dauerhaft gültig und stabil und weisen Verlässlichkeit auf: „As such, rituals are promises about continuity“ (Moore & Myerhoff 1977: 17).

Rituale haben die Aufgabe, bestimmten Anlässen, Organisationen und Weltanschauungen Autorität und Legitimität zu verleihen (vgl. Moore & Myerhoff 1977: 4). Sie kommunizieren oftmals gerade die »unsicheren« und mit Zweifeln behafteten Dinge und Themen. Da, wo Konflikte, Gefahr und Unordnung herrschen, kann das Ritual über seinen Inhalt und seine Form Gegenteiliges mitteilen und so vortäuschen, dass aus Konflikt Harmonie und aus Unordnung Ordnung wird und dass für Gefahrensituationen friedvolle Lösungen gefunden werden können (vgl. Moore & Myerhoff 1977: 24).

Angelehnt an Durkheim, unterscheiden auch Moore und Myerhoff zwischen den säkularen und religiösen Ritualen. Während sich das religiöse Ritual in sakralen Sphären bewegt, um Einfluss auf die menschliche Welt zu nehmen, arbeitet das säkulare Ritual nur auf und mit der weltlichen Ebene (vgl. Moore & Myerhoff 1977: 14). Beiden gemein ist aber, dass sie das Unsichtbare »sichtbar« machen. Während die religiösen Rituale die Existenz einer über den Dingen stehenden Welt ausdrücken, erklären die säkularen Rituale die Existenz von sozialen Beziehungen. Beide beeinflussen die Welt und haben soziale oder psychologische Konsequenzen für die in ihr lebenden Menschen (vgl. Moore & Myerhoff 1977: 14f.). Säkulare Rituale sind in allen Industriegesellschaften gleich und treten in verschiedenen Kontexten auf, vor allem aber im alltäglichen Gefüge des menschlichen Zusammenlebens (vgl. Moore & Myerhoff 1977: 4). Sie sind sowohl im ganz normalen Familien- und Arbeitsleben als auch beispielsweise bei öffentlichen Feiern oder Sportveranstaltungen zu finden. Vor allem bei Letzteren sind die solidarischen Beziehungen innerhalb der teilnehmenden Gruppe oft nur zeitlich begrenzt und meist nur auf das eine Ereignis bezogen.

Laut Gebauer sind Rituale Formen sozialer Praxis, die die Interaktion zwischen Menschen intensivieren und die emotionalen und sozialen Beziehungen der am rituellen Geschehen Beteiligten verstärken (vgl. Gebauer & Wulf 1998: 138). Sie können zwar keine sozialen Gegensätze aufheben, aber

„dazu beitragen, mit diesen Differenzen umzugehen. Ihre Möglichkeit, Dichotomien zu überbrücken und Menschen in die Lage zu versetzen, miteinander zu leben, bietet Sicherheit und vermittelt Vertrauen in die Kontinuität der Kommunität“ (Gebauer & Wulf 1998: 142).

Turner spricht sogar davon, dass die Erforschung von Ritualen zum Verständnis der inneren Konstitution menschlicher Gesellschaften beitragen könnte, weil im Ritual tief verborgene Werte zum Ausdruck gebracht werden. Demnach drücken Menschen in einem Ritual „das aus, was sie am meisten bewegt, und da es sich um eine konventionalisierte und obligatorische Ausdrucksform handelt, werden im Ritual Gruppenwerte offenbart“ (Turner 2005: 13).

Rituelles Handeln vermittelt Traditionen und sichert die Abfolge zeitlicher Sequenzen. Es gestaltet soziale Verhältnisse, schafft Identität und Solidarität nach innen und bietet nach außen Wiedererkennbarkeit. Weltliche, also säkulare, Rituale, zu denen auch diejenigen gehören, die im Zusammenhang mit einem Fußballspiel Verwendung finden und im Folgenden genauer betrachtet werden, fördern das wechselseitige Aufeinanderbezogensein der Beteiligten und strukturieren deren Sozialverhalten. Wie schon Moore und Myerhoff festgestellt haben, spricht auch Gebauer davon, dass Ritualen die Funktion der Entschärfung und Handhabbarmachung von Konflikten zukommt, zum Beispiel am Rande sportlicher Wettkämpfe. Sie stellen eine Form dar, Aggressivität in einer für die Gemeinschaft ungefährlichen Weise zu äußern (vgl. Gebauer & Wulf 1998: 138-140). So entfalten sie bezüglich des Fanverhaltens im Fußballstadion sogar eine zweifache Wirkung.

Rituale sind nicht nur eine positive Begleiterscheinung von Sportveranstaltungen, sondern sie lassen sich auch als kulturelle Aufführungen begreifen, die einige Gemeinsamkeiten mit anderen kulturellen Darstellungen haben, wie zum Beispiel mit eben diesen Sportveranstaltungen. Wie diese verkörpern sie symbolische Inhalte an festgelegten Orten zu bestimmten Zeitpunkten in tradierten Formen und Verhaltensweisen. Sie haben einen Anfang, eine bestimmte Dauer und ein Ende und sind damit klar reglementiert (vgl. Gebauer & Wulf 1998: 141).

Bei der Inszenierung von Ritualen haben die eben schon angesprochenen Symbole eine besondere Bedeutung. Sie tragen bestimmte Botschaften, Nachrichten und Hinweise in sich, die erst durch die Interpretation eines Betrachters vermittelt werden.

„Die ‚Botschaften‘ und Reize, die durch ein Ritual gesendet werden, finden ihren Ausdruck in den zahlreichen, komplexen und vieldeutigen Symbolen, die in jeder Kultur vorhanden sind und die ständig neu gebildet werden. Sie treten gebündelt in folgenden Formen auf: verbale Sprache; Gesichtsausdrücke; andere Formen von Körpersprache; Bekleidung; Schmuck und andere symbolische Formen der Selbstdarstellung“ (Platvoet 2008: 179).

Im Zusammenhang mit einem Fußballspiel spielen Symbole ebenfalls eine sehr wichtige Rolle und treten oft in Erscheinung. Auch hierauf wird im Folgenden genauer eingegangen.

4.2.2 Das Fußballspiel als Ritual

Fußball als eine der weltweit beliebtesten Sportarten gehört zu den herausragenden Kulturphänomenen des neuen Jahrtausends und weist mittlerweile sowohl ökonomisch als auch soziokulturell eine große Bedeutung auf. Das auf den ersten Blick eher als bedeutungsloses Spaßereignis erscheinende Spiel kann dabei durchaus auch einen tieferen Sinn haben und Einfluss auf die Gesellschaft nehmen. Rituale spielen in dieser Beziehung eine wichtige Rolle.

Vor allem die im Stadion zelebrierten Rituale weisen trotz ihres eigentlich eher als säkular, also weltlich, zu bezeichnenden Charakters oftmals große Ähnlichkeit mit religiösen Ritualen auf.

„Das Spiel befriedigt emotionale Bedürfnisse, die früher von religiösen Zeremonien gestillt wurden. Alles folgt einer Liturgie: das Auflaufen, das Aufstellen der Spieler auf dem Platz, das Ritual der Nationalhymne, die Übergabe der Fahnen usw. In diesen Momenten bilden Spieler und Zuschauer gleichsam eine religiöse Gemeinschaft, die sich in einem Tempel versammelt hat. Diese religiöse Einheit ist tatsächlich das solide Fundament einer Nation, deren Angehörige sich für dieselbe Sache begeistern“ (Wahl 1995: 351).

Der gesellschaftliche Bedeutungsverlust des Sakralen führte allerdings dazu, dass viele rituelle Handlungen, die einst im Kontext von Religion und Kirche standen, sich heute größtenteils außerhalb dieses Bereichs vollziehen (vgl. Gebauer & Wulf 1998: 129).

Ein Fußballspiel trägt zur Auslebung verschiedener Identitätsempfindungen von Menschen bei, indem es die Möglichkeit bietet, die tägliche Routine durch bestimmtes rituelles Handeln im Positiven zu unterbrechen. Es bildet

eine Auszeit vom Alltag, indem bestimmte Abläufe unterbrochen bzw. außer Kraft gesetzt werden. Neben dem Bruch mit der alltäglichen Routine zeichnen sich die im Fußball praktizierten Rituale vor allem durch ihren streng reglementierten Ablaufplan rund um das Spiel – in Form von Treffen und Gesängen – und ihrer besonderen Struktur aus, die frei von gewöhnlichen Hierarchien ist, in diesem Fall sozialen Rängen (vgl. Bromberger 2008: 293).

„Schon durch die temporale Ordnung des Lebens, die ein geregelter Spielbetrieb stiftet, und die Identifikation mit dem Verein und seinen Stars leistet Fußball einen grundlegenden Beitrag zur Befriedigung des Sinn- und Orientierungsbedürfnisses und zur Ritualisierung des Alltags“ (Herzog 2002: 25).

Bezugnehmend auf die Thesen von Victor Turner präsentiert sich das Fußballspiel auch als eine Art Antiritual, indem es sich als Alternative zu den Alltagsabläufen präsentiert. Solange während des Spiels soziale Grenzen abgebaut werden und ein Prinzip der Egalität herrscht, wird die eigentliche Struktur der Gesellschaft aufgehoben, aufgelockert und teilweise sogar in eine Anti-Struktur umgekehrt. Es kommt zu einem Schwellenzustand, den Turner als »Liminalität« bezeichnet. Die sonst strenge Hierarchie des Status wird aufgehoben und es wird Gleichheit geschaffen. In der Phase der »Liminalität« wird laut Turner die oben schon erwähnte »Communitas« geschaffen, eine Gemeinschaft außerhalb des alltäglichen Lebens. Nach Beendigung des Rituals, das heißt spätestens nach Verlassen des Stadions, kehrt sich diese Anti-Struktur dann wieder in den Ausgangsmodus der Struktur um. Solidarische Verbindungen unter den Zuschauern und emotionale Auslebung verlieren auf der Stelle ihre Legitimität (vgl. Turner 2008: 249-251). Die Fremden, mit denen man eben noch zusammen gesungen und gejubelt hat, sind wieder zu Fremden geworden. Bis zum nächsten Spiel, wenn sich alles wiederholt.

Der Journalist Dirk Schümer bezeichnet das Stadion treffend als „Börse des Sozialen“ (Schümer 1996: 48). Der Stadionbesuch und das Verhalten auf der Tribüne festigt auf der einen Seite die Zusammengehörigkeit derjenigen, die dieselbe Mannschaft unterstützen, vermittelt aber auch eine Abgrenzung zur Anhängerschaft der gegnerischen Mannschaft. Durch die so entstandenen Gesinnungsgemeinschaften kommt es zur Bildung einer kollektiven Identität der jeweiligen Gruppe, egal aus welchem sozialen Milieu ihre Mitglieder stammen. Wie bereits angesprochen, ist dieser Wegfall der hierarchischen

Stufen ein ganz wesentlicher Aspekt der gesellschaftlichen Wichtigkeit des Fußballs. Nach Durkheim ist es der hauptsächliche Zweck von Zeremonien bzw. Ritualen, „die Kontinuität kollektiven Bewusstseins zu sichern“ und „sich selbst und anderen zu versichern, dass man zur selben Gruppe gehört“ (alle von Durkheim 1990 & 1994, zitiert nach Bromberger 2008: 293). Es

„dominiert ein Empfinden für die *Communitas*, ein wesentliches und gattungsgemässes [sic!] menschliches Band, ohne das keine soziale Gruppe je existieren könnte. Das Ritual [...] vereinigt von Zeit zu Zeit die verschiedenen Teile eines fragmentarischen sozialen Gebildes“ (Bromberger 2008: 293).

Dass Spiel und Ritual in einem engen Zusammenhang stehen, hat auch der niederländische Historiker Johan Huizinga in seinem Buch *Homo Ludens* festgestellt. Er spricht von einer „weitgehende[n] Gleichartigkeit ritueller und spielmäßiger Formen“ (Huizinga 2004: 29) und ordnet somit auch dem Fußballspiel den Charakter der Eigenständigkeit und Freiheit zu. Durch seine Abgeschlossenheit und Begrenztheit ist es „nicht das ‚gewöhnliche‘ oder das ‚eigentliche‘ Leben. Es ist vielmehr das Heraustreten aus ihm in eine zeitweilige Sphäre von Aktivität mit einer eigenen Tendenz“ (Huizinga 2004: 16). Auch die Fußballarena ist demnach ein „abgesondertes, umzäuntes, geheiligtes Gebiet, in dem besondere Regeln gelten“ (Huizinga 2004: 18f.). Das Stadion trägt ohnehin viele Merkmale, die für einen heiligen Ort typisch sind: Neben der Abgegrenztheit erfordert es von den Teilnehmern jeder Art einen gewissen Verhaltenskodex, außerdem ist es in unterschiedliche Tabuisierungszonen eingeteilt. So beginnt die Begegnung beispielsweise im Mittelkreis, im Strafraum und Fünfmeteraum gelten jeweils strenge Regeln (vgl. Kopiez 2002: 295). Auch die Trainer und Mannschaftsbetreuer haben am Spielfeldrand eine abgegrenzte »Coachingzone«, die sie während des regulären Spielbetriebs nicht verlassen dürfen.

Laut Huizinga unterbricht das Spiel den Prozess des gewöhnlichen Lebens und steht außerhalb der unmittelbaren Befriedigung von Notwendigkeiten und Begierden. Dennoch hat es eine wichtige kulturelle Bedeutung als Ideal des Zusammenlebens. Es schmückt nicht nur das Leben, sondern es ergänzt es auch und ist somit unentbehrlich, weil es geistige und soziale Verbindungen schafft (vgl. Huizinga 2004: 17). Damit wirkt der Fußball auch der von Huizinga beklagten Entritualisierung unseres Lebens entgegen. In einer Welt,

in der alle Instanzen immer anonym werden und sich mehr und mehr voneinander entfremden, übernimmt der Sport als Massenritual die Funktion, eine Gemeinschaft zu stiften (vgl. Schümer 1996: 261f.).

Huizinga spricht hier von einer zeitweiligen Welt innerhalb der gewöhnlichen Welt, die durch ihre Ordnung temporäre und begrenzte Vollkommenheit in das verworrene Leben bringt (vgl. Huizinga 2004: 19). Ähnlich der Geisteshaltung während des rituellen Handelns kann auch die Spielhaltung tiefernt und seriös sein und eine große Bedeutung tragen (vgl. Huizinga 2004: 30). Genau wie Kinder spielen Fußballspieler – zumindest im Profibereich – in allertiefstem Ernst und haben in der Regel nicht die geringste Neigung, dabei zu lachen (vgl. Huizinga 2004: 14). Es geht nicht nur um Ehre und Prestige, sondern zum Teil auch um Millionenbeträge, die abhängig vom Ausgang des Spiels sind. Die Fußballer stehen oft unter starkem Druck und müssen teilweise die Erwartungen ganzer Nationen erfüllen. Somit verliert das Spiel mehr und mehr seinen eigentlichen Charakter und ist mit teilweise großer Ernsthaftigkeit behaftet.

Die Wichtigkeit des Spielens für die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten stellte einst auch schon Friedrich Schiller fest, als er sich in seinen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* folgendermaßen äußerte: „Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ (Schiller & Matuschek 2009: 64). Damit stimmt Schiller in das Konzept Huizingas mit ein, welches das Spiel als Grundlage und Faktor einer jeden Kultur definiert.

Um auf den Fußball und den Vergleich mit den oben angesprochenen religiösen Ritualen zurückzukommen, lässt sich feststellen, dass ein Fußballspiel nicht nur gelegentliche oder zufällige, sondern wesentliche permanente Charakterzüge religiöser Rituale aufweist. Bromberger teilt diese in sieben Punkte ein, die zum Teil schon kurz angerissen worden sind (vgl. Bromberger 2008: 294).

Als Erstes wäre hier die spezielle örtliche Konfiguration zu nennen. In diesem Fall geht es um das Stadion als Ort, an dem sich alle weiteren Rituale abspielen. Bromberger spricht hier vom „Heiligtum der industriellen Welt“ (Bromberger 2008: 294). Der Rasen bzw. der Innenraum obliegt extremem Schutz und darf vor und nach dem Spiel nur in Ausnahmefällen und nur von bestimmten Personen betreten werden. Nach gewonnenen Titeln stürmen

die Zuschauer sogar immer wieder durch die Absperrungen auf das Spielfeld, um sich ein Stück des »heiligen Rasens« zu sichern.

Hinzu kommt, dass die Verteilung der Zuschauer innerhalb des Stadions in vielerlei Hinsicht an die Einordnung sozialer Gruppen bei religiösen Zeremonien erinnert. In beiden Fällen werden drei Hauptprinzipien verfolgt:

„Die normale soziale Hierarchie (VIPs, die sich auf den besten Plätzen und in den Kabinen offen zeigen), die Hierarchie der Fussballwelt [sic!] selbst (Direktoren, Delegierte der Ligen und Verbände etc. [...]); dann die Hierarchie, die auf Inbrunst und Stärke an Unterstützung basiert (welches das Verteilungsprinzip der Fanclubs von der Mitte bis zu den äusseren [sic!] Enden ist)“ (Bromberger 2008: 294).

Dritter Punkt, der die Abläufe beim Fußball mit religiösen Ritualen vergleichbar macht, sind die „räumliche[n] Ähnlichkeiten zusammen mit zeitlichen und rhythmischen Affinitäten“ (Bromberger 2008: 294). Eine Saison oder ein Turnier folgt immer einem vorher genau festgelegten Plan, der seinen Höhepunkt stets zu bestimmten Zeiten im Jahr erreicht, wenn Finalspiele ausgetragen und Meisterschaften entschieden werden. Ein Spiel dauert zweimal 45 Minuten, dazwischen gibt es immer eine Viertelstunde Halbzeitpause. In bestimmten Konstellationen folgen auf die reguläre Spieldauer noch 30 Minuten Verlängerung und ggf. noch ein Elfmeterschießen. Auch der kirchliche Kalender arbeitet auf bestimmte Höhepunkte wie Ostern oder Weihnachten hin und der sonntägliche Gottesdienst folgt stets einem genauen und nur in kleinen Teilen abgewandelten Verlaufsplan.

Viertens ist es der zeremonielle Charakter, der durch das Verhalten der Menge ausgestrahlt wird. Die Gruppen von »Gläubigen« begleiten das Spiel mit Worten, Gesängen und Gesten, die alle kodifiziert sind. Sie sind mit spezieller Fankleidung und Accessoires ausgestattet, um so ihre Zugehörigkeit zu der Mannschaft, an die sie »glauben«, auszudrücken, und tragen auf diese Weise zu einer „Metamorphose der Erscheinungen und des Verhaltens bei, die für die rituelle Zeit charakteristisch sind“ (Bromberger 2008: 295).

Der fünfte von Bromberger genannte Aspekt ist die Gemeinsamkeit der Organisation und der geltenden Rituale der Fußballwelt mit der Welt der Religion. „Wie die kirchlichen Körperschaften so hat auch der Fussball [sic!] seine eigenen Gesetze und strikten Hierarchien, von der FIFA bis zu lokalen Klubs, wobei überall die gleichen Regeln gelten [...]" (Bromberger 2008: 295).

Außerdem weist der sequenzartige Aufbau des Spiels bzw. des gesamten Spektakels Gemeinsamkeiten mit dem Aufbau eines religiösen Rituals auf (vgl. Bromberger 2008: 295). Die Vorbereitung auf das Spiel folgt sowohl bei Fans als auch bei den Spielern meist dem gleichen Muster. Man trifft sich stets am selben Ort, fährt in einer immer gleichen Gruppe zum Stadion, dort folgen die Fans vorher genau festgelegten Gesten und Handlungen bis zum Anpfiff. Das Singen der verschiedenen Vereinshymnen erfolgt immer zu bestimmten Zeiten – mal mit Klubschal in der Hand, mal ohne. Jeder regelmäßige Stadionbesucher weiß genau, wann was zu tun ist, und betrachtet dies als selbstverständlich. Nicht anders ist es bei den Fußballern selbst. Auf das Eintreffen im Stadion folgt die erste Rasenbegehung, etwa eine halbe Stunde vor Spielbeginn begibt sich die Mannschaft zum Warmlaufen auf den Rasen, danach geht es wieder zurück in die Kabine, um sich dort gemeinsam mit den Betreuern auf das Spiel einzuschwören. Wenige Minuten vor Anpfiff stellen sich die Spieler dann in festgelegter Reihenfolge hintereinander im Stadiontunnel zum Einlaufen auf. Bei Länderspielen gibt es zudem noch das Ritual des gemeinsamen Singens der Nationalhymne. Auch nach Abpfiff sind es vielfach immer wieder die gleichen Handlungen – wie beispielsweise das Abklatschen mit Mitspielern und Gegnern, das Verabschieden der Mannschaft von den Fans in der Kurve und Gespräche mit Pressevertretern –, die deutlich machen, dass ein Fußballspiel einerseits bewusst, andererseits unbewusst immer dem gleichen Muster folgt und es so mit rituellen religiösen Verhaltensweisen vergleichbar macht.

Siebter und letzter Aspekt ist die oben schon mehrmals angesprochene »Gesinnungsgemeinschaft«, die rund um ein Fußballspiel kreiert wird und die normalen gesellschaftlichen Hierarchien in den Hintergrund rücken lässt (vgl. Bromberger 2008: 295). Selbst der einzelne Fernsehzuschauer ist Teil einer großen Gemeinschaft. Sie wird gebildet von all jenen Personen, die an unzähligen Orten, teilweise weltweit, vor den Bildschirmen sitzen und als Fan das Spiel verfolgen – geeint in dem Bewusstsein, eine große Gemeinde zu bilden (vgl. Gebauer 2002: 309f.). Frei nach dem Motto »You'll never walk alone« schafft das Ereignis einen Gemeinschaftssinn, der im alltäglichen Leben verloren gegangen ist. Während des Spiels gehört man zusammen, hat ein Gefühl von Solidarität.

Außer diesen von Bromberger hervorgehobenen Aspekten besteht auch in der im Fußballsport verwendeten Sprache eine eindeutige Verbindung zur Religion. So gibt es

„die ‚Wunder‘ unerwarteter Spielresultate und sensationeller Spielverläufe, die ‚Heiligen‘ in Gestalt besonders begnadeter Spieler und den ‚heiligen Rasen‘, Fans titulieren ihren Verein als ‚Religion‘, Stars werden ‚angehimmelt‘ oder ‚verteufelt‘, spielentscheidende Treffer als ‚erlösende Tore‘ empfunden, brillante [sic!] Technik wird mit Absolutheitsepitheta ausgezeichnet, die man sonst den Göttern der Religionen zuschreibt“ (Herzog 2002: 21f.).

Auch wenn, wie hier zu sehen, im Fußball zu findende Rituale viele Gemeinsamkeiten mit religiösen Ritualen aufweisen und Fußballspieler von den Fans oft mit religiösen Göttern auf eine Stufe gestellt werden, muss festgehalten werden, dass der Fußball lediglich ein fruchtbares Feld für die Ausübung magisch-religiöser Praktiken darstellt und keine spezifische und autonome Welt mit einem eigenen Glaubensgefüge ist. Fußballmanie und religiöse Devotion haben zwar viele gemeinsame ritualistische Eigenschaften, aber immer noch auf eine eigenständige Art. Während die religiösen Rituale dem reinen Glauben dienen, stehen im Fußball Ritual und Show eng beieinander. Man möchte im Stadion eine schöne Zeit verbringen, sich ausleben und die Schranken des Alltags für kurze Zeit vergessen machen (vgl. Bromberger 2008: 297).

Die beim Fußball praktizierten Rituale unterscheiden sich zudem in zwei ganz wesentlichen Charakterzügen von traditionellen religiösen Zeremonien: Erstens werden sie nie in exakt gleicher Weise wiederholt, sondern weisen immer durch verschiedene Faktoren beeinflusste kleine Unterschiede auf. Zweitens wechseln sie ihre Idole so schnell, dass ein »Fußballgott« von heute in kurzer Zeit durch schwache Leistungen oder Verletzungen völlig in Vergessenheit geraten kann und morgen schon wieder ein anderer Spieler in den »Fußballolymp« gehoben wird. Diese Unbeständigkeit des Rituals symbolisiert einen wesentlichen Aspekt der heutigen Welt: die Unsicherheit und die Fragilität von Werten und Schicksalen (vgl. Bromberger 2008: 298).

„In Anbetracht des häufigen Arbeitgeberwechsels der Spitzenspieler ist Fußball sogar als symptomatischer Ausdruck jener fehlenden Sicherheit und Verlässlichkeit [sic!] zu interpretieren, die viele Bereiche des modernen Lebens charakterisieren. Im Gegensatz dazu leisten Religionen eine Orientierung über den (,Spiel’-)Tag hinaus, beantworten Fragen nach Herkunft und Zukunft des Daseins und tragen die Gestaltung des Lebensvollzugs als eines Sinnganzen“ (Herzog 2002: 29).

Dennoch steht das Geschehen auf dem Spielfeld oft symbolisch für das gesellschaftliche Leben, zu dem Erfolge und Glück genauso gehören wie Misserfolge und Pech. Auch die demokratischen Grundwerte moderner Gesellschaften treten auf dem Platz in Erscheinung. Über Sieg oder Niederlage entscheidet nicht der Zufall, sondern vor allem Einsatz, Wille und Leistungsbereitschaft. Obwohl vornehmlich das Zusammenspiel des Teams und Solidarität im Mittelpunkt stehen, kann sich der Einzelne dennoch durch individuelles Können zum Star hocharbeiten – aber auch an zu hohen Anforderungen und Erwartungen scheitern. Genau wie im gesellschaftlichen Leben gibt es auch auf dem Spielfeld klare Regeln und einen Verhaltenskodex (vgl. Bromberger 2008: 285f.).

Auch wenn die Zuschauer im Fall des Fußballs nicht direkt aktiv Einfluss auf den Ausgang des Geschehens nehmen können, so sind sie doch durch die ausgeübten Rituale in der Lage, das Spiel positiv, aber auch negativ zu beeinflussen. Durch Gesänge, Bewegungen, Plakate und eingeübte Choreographien können sie ihre Mannschaft zum Sieg peitschen, durch Pfliffe und Schmährufe kann die gegnerische Mannschaft aber genauso verunsichert werden. Laut des Volkskündlers Michael Prosser empfinden sich die Fans dabei „nicht als Zuschauer, sondern als Mitwirkende. Zuschauer, das sind die Fernsehzuschauer“ (Prosser 2002: 282). Letztlich bleibt die Wirkung der Fans im Stadion trotz aller Anfeuerungen und Huldigungen des eigenen Teams aber immer bis zu einem gewissen Punkt beschränkt. Tore erzielen und verhindern müssen immer noch die Spieler. Die Zuschauer können nur hoffen. Damit ist auch eine Grenze der Ritualausübung erreicht: „Ein Ritual auf der Tribüne kann noch so stark eingeübt und elaboriert sein – der Torschuß [sic!] auf dem Spielfeld unterbricht jede symbolische Handlungsform in den Reihen des Publikums in jedem Fall sofort“ (Prosser 2002: 281).

In diesem Zusammenhang haben auch Symbole eine große Bedeutung. Sie treten während eines Fußballspiels ständig in Erscheinung, sei es in Form des Vereinslogos auf der Kleidung, von Vereinsfarben, Vereinsliedern, Fahnen oder Spruchbändern. Auch das Schalspannritual, bei dem zur Begleitung der Vereinshymnen feierlich der Clubschal in den Himmel gestreckt wird, oder auch das gemeinsame Schwenken der Schals in der Luft spielen eine wichtige Rolle und gehören zu den festen Ritualen aller Fans vor und auch nach dem Spiel (vgl. Kopiez 2002: 297). Insbesondere aber indiziert das Anlegen und Präsentieren einer speziellen »Spieltagstracht« eine starke Hervorhebung des

Ereignisses. Die Trikots oder andere Kleidungsstücke mit aufgenähten Emblemen und Karikaturen teilen Parolen, Triumpherrinnerungen, Bekenntnisse und Identifikationshaltungen mit und weisen den Träger unverkennbar als stolzen Anhänger des Vereins aus. Er positioniert sich demonstrativ als »echter« Unterstützer des jeweiligen Teams und grenzt sich auf diese Weise besonders deutlich von gegnerischen Fans ab (vgl. Prosser 2002: 278).

Durch die Verbindung mit einem Verein erhalten diese eigentlich nur gegenständlichen Dinge eine Symbolik, die unter den Anhängern verehrt, von gegnerischen Fans aber oft auch verhasst wird. Symbole werden im Stadion bewusst eingesetzt, um Gleichgesinntheit mit dem Klub und den anderen Zuschauern zu signalisieren. Sie sind also ganz wesentliche Bestandteile des ritualisierten Handelns im Stadion, da sie großen Einfluss auf die Gruppenidentität einer Gemeinschaft haben können.

Neben Symbolen sind hier auch Gesänge und Choreographien der Fans zu nennen, die jedes Fußballspiel begleiten. Durch die gleichen und gemeinsamen Handlungen tragen die Zuschauer ihren Zusammenhalt nach außen und wirken gleichzeitig unterstützend auf ihre Mannschaft ein, indem sie absoluten Siegeswillen auf den Rängen vorleben und vorgeben.

„Zweifellos kann ein Kollektivgefühl nur dann kollektiv ausgedrückt werden, wenn eine bestimmte Ordnung eingehalten wird, die den Einklang und die Gesamtbewegung erlaubt; darum neigen diese Gesten und Schreie von selbst dazu, rhythmisch und regelmäßig zu werden: daher die Gesänge und Tänze“ (Durkheim 1994: 297).

Im Stadion zeigen die Zuschauer Verhaltensweisen und Symbole, die im normalen Leben befremdlich wirken und dort praktisch nicht vorkommen. Für ihre vorübergehende Legitimität macht der Musikwissenschaftler Reinhard Kopiez in seinem Aufsatz *Kultische Elemente in Fußball-Fangesängen* drei Aspekte verantwortlich, die eng mit einem religiös-magischen Weltbild verknüpft sind, das bis heute noch bei einigen Naturvölkern vorhanden ist. Zum Verlassen des alltäglichen Verhaltens begeben sich die Zuschauer in einen »ekstaseähnlichen Zustand«. Bedingung für diesen sind: Erstens das nicht-alltägliche Getränk (Narkotikum) in Form des Alkohols, zweitens die nicht-alltägliche Bewegung (Tanz) in Form der Tanz- und Hüpfrituale auf der Tribüne und drittens die nicht-alltägliche Kleidung (Maske), hier in Form der Fanbekleidung mit Mützen, Trikots, Schals und teilweise sogar Gesichtsbema-

lungen. Kopiez wagt in diesem Zusammenhang die Behauptung, dass das Fußballstadion zumindest quantitativ die vielleicht bedeutendste Kultstätte unserer Zeit darstellt. Es ist ein Ort sakralen Charakters, der die religiösen Bedürfnisse einer säkularisierten Gesellschaft zu befriedigen vermag, ohne direkt religiös zu sein (vgl. Kopiez 2002: 302f.).

Eine Gemeinschaft zu schaffen und diese zu stärken, ist also auch im Fußball der Haupteffekt des Rituals. Aus vielen Individuen wird auf diese Weise ein großes Kollektiv. Die regelmäßige Ausübung des Rituals begünstigt die Internalisierung dieses Prozesses und damit die Festigung der kollektiven Identität.

5. Die Bedeutung der Fußball-Weltmeisterschaften 1954, 1990 und 2006 für die Entwicklung der deutschen Nation

„Fröhlich, begeistert und fair – so ist der Fußball ein guter Botschafter für unser Land. Viele Menschen erleben gerade im Sport, was wir gemeinsam erreichen können.“

*Angela Merkel
(Internetauftritt der Bundeskanzlerin 2013)*

5.1 Auswahl der Turniere

Es stellt sich die Frage, warum die Wahl der in dieser Arbeit zu untersuchenden Fußball-Weltmeisterschaften auf die Turniere von 1954, 1990 und 2006 gefallen ist, andere Turniere aber nicht berücksichtigt werden. Diese Auswahl erklärt sich im Hinblick auf die deutsche Nachkriegsgeschichte wie folgt:

Die Beschäftigung mit der Weltmeisterschaft 1954 ist für das Thema dieser Arbeit nahezu unausweichlich, gilt das sogenannte »Wunder von Bern« heute ja vielfach als das „Symbol der gesamtgesellschaftlichen Vergangenheitsdeutung von der Wiedererlangung der staatlichen Souveränität, der [...] internationalen Etablierung und Rehabilitation der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg“ (Kolpatzik 2009: 104f.). Knapp zehn Jahre nach dem kriegsbedingten »Untergang« Deutschlands sahen sich die Deutschen plötzlich wieder aufgewertet und feierten sich – zu dem Zeitpunkt völlig ungewöhnlich – erstmals wieder als Nation. Da die Grenzen noch teilweise offen waren, ein Großteil der Deutschen in West und Ost die Spaltung emotional noch nicht angenommen hatte und die DDR-Bürger noch dazu wenig Interesse an ihrer nicht konkurrenzfähigen eigenen Nationalmannschaft zeigten und sich stattdessen mit dem bundesdeutschen Team identifizierten, gilt der Sieg bei der WM 1954 bis heute als ein gesamtdeutscher Erfolg.

Aus diesen Gründen nimmt die detaillierte Analyse der Weltmeisterschaft 1954 und damit die Frage, was es mit diesem Wunder genau auf sich hatte, einen wesentlichen Stellenwert in der Untersuchung ein.

Als gemeinsamer Erfolg des vereinten Deutschlands wird allgemein auch der Weltmeistertitel eingeordnet, den die Bundesrepublik 1990 in Italien gewann. Die Bedeutung der 14. Fußball-WM für die deutsche Nation resultiert

aus ihrer zeitlichen Nähe zur deutschen Einheit am 3. Oktober 1990. Die Berliner Mauer war Monate vorher bereits gefallen und die DDR befand sich als Staat gleichermaßen in Auflösung. Die Deutschen präsentierten nach dem Finalsieg ihre Nationalfarben in so großem Ausmaß, wie man es vor dem Mauerfall Jahrzehnte lang nicht gesehen hatte. Zwar wurde Deutschland im Turnier ausschließlich von Spielern aus dem Westen vertreten, dennoch wurde der WM-Sieg als der erste gemeinsame Triumph des wiedervereinigten Deutschland angesehen.

Die folgende Analyse soll zeigen, ob diese Einschätzung den Tatsachen entspricht und wie groß der Einfluss des WM-Siegs im Umfeld der Einheit auf die nationale Identität in Deutschland de facto war.

Keine Weltmeisterschaft hat auf den ersten Blick wohl so viel Wirkung auf bzw. Aussagekraft über die Deutschen und ihre Nation gehabt wie das Turnier im eigenen Land im Jahr 2006. Das Überraschungsmoment dieser Ereignisse hat bis heute eine nachhaltige Wirkung in Deutschland und der Welt. Knapp 17 Jahre nach dem Fall der Mauer erlebte die Bundesrepublik erstmals wieder patriotische Bekundungen zur eigenen Nation – und das vier Wochen lang in bisher unbekanntem Ausmaß. Bei der WM 2006 offenbarte sich eine neue Selbstwahrnehmung der Deutschen. Der Fußball schien die deutsche Bevölkerung in den Wochen des Sommers 2006 neu erfunden zu haben. Auch das Ausland reagierte nahezu ausschließlich positiv. Mehr als 60 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs galt das »Flaggezeigen« wieder als weitgehend unproblematisch.

Eine Analyse der Ereignisse der Weltmeisterschaft, der nationalen und internationalen Reaktionen wie auch der Nachhaltigkeit der WM bietet daher nur einen allzu fruchtbaren Boden für die nachfolgenden Überlegungen.

Bleibt die Frage, warum die Weltmeisterschaft 1974, die nicht nur in Deutschland stattfand, sondern auch noch von der deutschen Nationalmannschaft gewonnen wurde, hier nicht explizit analysiert werden soll.

Bei dieser Arbeit geht es um die Betrachtung der Auswirkungen der Weltmeisterschaften auf die deutsche Nation, genauer gesagt, die gesamtdeutsche Nation. Es geht nicht um die Betrachtung der getrennten Entwicklungen in beiden deutschen Staaten. Und genau dies wäre wohl bei der Untersuchung der WM 1974 der Fall. Im Gegensatz zur WM 1954, zu Zeiten derer sich die West- und Ostdeutschen nicht nur aufgrund der noch passierbaren deutsch-deutschen Grenze noch stärker verbunden fühlten, befanden sich die Deutschen 1974 seit

dem Bau der Berliner Mauer 13 Jahre zuvor in zwei durch eine nahezu unüberwindbare Grenze getrennten Staaten.

Die DDR hatte eine eigene Nationalmannschaft aufgebaut, die sich ebenfalls für die Weltmeisterschaft qualifizieren konnte und zudem noch in der Vorrunde auf die Mannschaft der BRD traf. Die nationalen Identitäten beider Seiten waren Mitte der Siebziger auseinandergedriftet und in Hamburg trafen im Spiel am 22. Juni 1974 zwei konträre Gesellschaftssysteme aufeinander, die sich immer weiter auseinanderentwickelten. Diese Tendenz übertrug sich auch auf den Fußball. Die Stadionbesucher unterstützten mit Schlachtrufen jeweils ihre Nationalmannschaft. Ein gemeinsames Team war zu diesem Zeitpunkt praktisch undenkbar. Dass die DDR durch das berühmte »Sparwasser-Tor« – benannt nach dem Torschützen Jürgen Sparwasser – schließlich als völlig unerwarteter Sieger aus diesem »Bruderduell« hervorging, löste in Ostdeutschland einen partikularen Nationalstolz aus. Bis heute gilt dieser Moment als der bedeutendste in der Fußballgeschichte der DDR – und grenzt sich damit deutlich von der Geschichte Westdeutschlands ab.

Allein dieses Spiel der beiden deutschen Staaten gegeneinander zeigt, warum die WM 1974 kaum Einfluss auf die Entwicklung der gesamtdeutschen Nation gehabt hat. Beide Seiten Deutschlands waren zu diesem Zeitpunkt – zumindest was den Sport betrifft – klar voneinander getrennt. Im Gegensatz zum Finalerfolg von 1954 wird der von 1974 bis heute als geteilter Sieg wahrgenommen. Der Gewinn des Weltmeistertitels löste, wenn dies nach den Attentaten der Olympischen Spiele von München zwei Jahre zuvor überhaupt möglich war, allenfalls patriotische Gefühle in Westdeutschland aus. Für die Ostdeutschen war es vielmehr der Sieg im innerdeutschen Gruppenspiel, der sich positiv auf ihre DDR-Identität auswirkte.

Die WM 1974 fand demnach in einem Klima der scharfen deutsch-deutschen Abgrenzung statt und hatte keinen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der gesamtdeutschen Nation.

Aus anderen Gründen würde auch die kürzlich zu Ende gegangene WM 2014 in Brasilien wohl nur wenige neue Erkenntnisse bringen. Auch wenn Deutschland dort erstmals seit 24 Jahren wieder Weltmeister wurde und der nationale Jubel kaum Grenzen kannte, wird diese Entwicklung im In- und Ausland mittlerweile als weitgehend normale Reaktion eingeschätzt – als logische und positive Folge des neu entdeckten Patriotismus der WM 2006 sozusagen. Die Weltmeisterschaft 2014 fiel also weder in eine geschichtlich außergewöhn-

liche Phase wie die Zeit des Wiederaufbaus 1954 oder die Zeit der Wiedervereinigung 1990 noch brachten die Reaktionen auf die Siege der deutschen Mannschaft Unerwartetes mit sich. Aus diesem Grund soll auch diese Weltmeisterschaft 2014 nicht explizit in diese Analyse mit einfließen.

Es sind also vor allem die besondere zeitliche Stellung der und/oder die besonderen Reaktionen auf die Weltmeisterschaften 1954, 1990 und 2006, die sie zum Untersuchungsobjekt dieser Arbeit machen. Vor dem Hintergrund dieser Ausschlusskriterien finden auch die übrigen elf Endrunden-Teilnahmen der deutschen Fußball-Nationalmannschaft seit dem Zweiten Weltkrieg hier keine Berücksichtigung.

5.2 Die WM 1954 in der Schweiz

5.2.1 Die politische und gesellschaftliche Situation im Sommer 1954

Zu Zeiten der Weltmeisterschaft befand sich die Bundesrepublik unter der Regierung von CDU-Kanzler Konrad Adenauer in dessen zweiter Legislaturperiode.

Adenauer verfolgte in dieser Zeit eine klare Strategie: Die Abneigung gegen Sozialismus und Planwirtschaft wurde zur Triebfeder seiner Politik. Der Westintegration Deutschlands räumte Adenauer den Vorrang gegenüber der nationalen Einheit ein und betonte stets, nur die Einbindung der Bundesrepublik in das westliche Bündnissystem könne letztlich die Einheit garantieren (vgl. Kasza 2004: 87).

Außenpolitisch beherrschte im Frühjahr und Sommer 1954 vor allem ein Thema die Öffentlichkeit: die Frage nach der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik im Rahmen einer europäischen Armee. „Um die Gefahren einer deutschen Wiederbewaffnung aufzufangen, sollte das Land in eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG) eingebunden werden“ (Kasza 2004: 88f.). Bis zum Vorabend der Weltmeisterschaft war die Zustimmung der nationalen Parlamente nahezu aller beteiligten europäischen Nationen, das heißt der Bundesrepublik, Italiens und der drei Benelux-Staaten, zur Gründung der EVG bereits erfolgt. Deutschlands Weichen in Richtung Souveränität waren also gestellt. Nur die Billigung des Vorhabens durch das französische Parlament ließ auf sich warten, da man dort große Bedenken bezüglich einer erneuten militärischen Aufrüstung Deutschlands hatte. Gleichzeitig wurde damit das Inkrafttreten des an das EVG-Abkommen gekoppelten Deutschlandvertrags blockiert, mithin die Entlassung der Bundesrepublik in eine vorbehaltliche Unabhängigkeit (vgl. Heinrich 1994: 108). Trotz starken Drucks Konrad Adenauers auf die Regierung Frankreichs sprach sich die französische Nationalversammlung im August schließlich mit großer Mehrheit gegen die EVG aus (vgl. Eschenhagen & Judt 2008: 59).

Ebenso wie die Wiederbewaffnung standen in der Bundesrepublik zur Zeit der WM aber auch innenpolitische Themen im Fokus. Nach der Währungsreform 1948 und einer damit verbundenen immer stärker werdenden Produktionsleistung, vor allem des Ruhrgebiets, hatte in der Bundesrepublik das »Wirt-

schaftswunder« eingesetzt, das noch bis 1966 anhalten sollte. Zwar sah man auch 1954 noch deutliche Spuren des Krieges, doch der Wohlstand der Bevölkerung stand in Europa nur noch hinter dem in Großbritannien zurück. Und obwohl etwa zehn Millionen Vertriebene und Flüchtlinge in das gesellschaftliche Leben integriert werden mussten, gab es im Sommer 1954 in Westdeutschland lediglich rund eine Million Arbeitslose (vgl. Brüggemeier 2004: 86).

Trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs lebten 1954 zahlreiche Kriegswaisen und -witwen sowie ältere Menschen aufgrund einer geringen finanziellen Unterstützung in Armut. Zudem hoffte man im Land immer noch auf die Rückkehr einiger der etwa 1,5 Millionen Vermissten. Suchaktionen auf den Straßen und in den Medien beherrschten den Alltag. Parallel zum Turnier in der Schweiz fanden mehrere Prozesse bezüglich der Verbrechen der Nationalsozialisten statt. Im Mittelpunkt des Interesses standen die Verfahren über Verbrechen von deutschen Staatsbürgern an ihren Landsleuten (vgl. Brüggemeier 2006: 28).

Die DDR lag 1954 wirtschaftlich klar hinter der BRD zurück. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) betrug mit 94,6 Mrd. D-Mark lediglich 16,6 % des westdeutschen BIP. Nicht nur aus diesem Grund siedelten 1954 rund 180.000 Menschen von Ost- nach Westdeutschland über (vgl. Eschenhagen & Judt 2008: 63). Die zum Teil noch offene Grenze machte diesen Schritt möglich.

Bezüglich der deutsch-deutschen Beziehungen wurde im Frühjahr vereinbart, die DDR im offiziellen Amtssprachgebrauch nur als »sowjetische Besatzungszone« (SBZ) oder als »Mitteldeutschland« und nicht als »Ostzone« zu bezeichnen (vgl. Eschenhagen und Judt 2008: 60). Kurz darauf lehnten Bundesregierung und Bundestag die Anerkennung der DDR als eigenen Staat ab und die Bundesregierung erhob trotz der durch die Sowjetunion proklamierten Souveränität der DDR weiterhin den Alleinvertretungsanspruch für das gesamte deutsche Volk. Dieser wurde von den Westmächten auch akzeptiert (vgl. Schulze 2005a: 123). Ohnehin war die Bundesrepublik zu dieser Zeit bereits fest in den Westen integriert.

Die deutsche Nation befand sich neun Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs immer noch in einer äußerst schwierigen Situation. Trotz des sich stetig entwickelnden und ermutigenden »Wirtschaftswunders« waren die Deutschen vielfach mit den Kriegsfolgen und dem Wiederaufbau des Landes beschäftigt. Für nationale Gedanken war nur wenig Platz, zumal man sich diesbezüglich

ohnehin schwertat, da die nationalsozialistische Ideologie mit ihrer negativen Überhöhung der Nation noch immer präsent war. Außerdem kam erschwerend hinzu, dass Deutschland rechtlich gesehen 1954 schon seit fünf Jahren aus zwei getrennten Staaten bestand, auch wenn die Grenzen zwischen DDR und Bundesrepublik zum Teil noch offen waren. Statt die Zukunft des Landes nach dem Krieg gemeinsam anzugehen, wurde man von politischer Seite auseinandergerissen.

Dennoch war der Wunsch nach nationaler Einheit im Sommer 1954 auf beiden Seiten der deutsch-deutschen Grenze vorhanden. Die Aufteilung des Landes in zwei Staaten wurde nicht akzeptiert, denn die Deutschen fühlten sich zu Beginn der fünfziger Jahre immer noch als eine Gemeinschaft, die das schlimme Schicksal des überstandenen Krieges teilte. Der Wille, Gegenwart und Zukunft als ein zusammengehöriges deutsches Volk in Angriff zu nehmen, und damit der Wunsch nach baldiger Vereinigung, war zu Beginn der fünfziger Jahre sowohl im Westen als auch im Osten in der Regel deutlich zu erkennen.

Die besondere Bedeutung der Einheit zeigte sich auch durch die Gründung des in Kapitel 3 schon angesprochenen »Kuratorium Unteilbares Deutschland« durch Vertreter des öffentlichen Lebens im Westen am 14. Juni 1954. Diese überparteiliche Vereinigung setzte sich dafür ein, den Gedanken an die deutsche Einheit nicht nur wachzuhalten, sondern auch die deutsche Wiedervereinigung anzustreben (vgl. Wolfrum 2003). Wenige Tage später wurde in der Bundesrepublik dann auch erstmals der 17. Juni als nationaler Feiertag begangen. Der Volksaufstand in der DDR lag genau ein Jahr zurück und man veranstaltete an mehreren Orten im Land Feiern unter dem Tenor der Forderung einer nationalen Einheit (vgl. Brüggemeier 2006: 28).

Auch wenn hier nur die bedeutendsten Themen angesprochen wurden, die im Sommer 1954 die deutsche Politik und Gesellschaft beschäftigten, wird deutlich, dass sich Deutschland in einer Phase zwischen Zerstörung und Zuversicht befand. Zwar sorgte die wirtschaftliche Situation vielfach für Wohlstand, trotzdem war die Aufarbeitung des Krieges noch lange nicht abgeschlossen. Das größte Problem war aber wohl die nationale Teilung. Die Wiedervereinigung von Bundesrepublik und DDR war dementsprechend sieben Jahre vor dem Bau der Mauer das vorherrschende Thema des politischen und gesellschaftlichen Lebens.

5.2.2 Der Turnierverlauf der deutschen Mannschaft

Die fünfte Fußball-Weltmeisterschaft fand vom 16. Juni 1954 bis zum 4. Juli 1954 in der Schweiz statt. Insgesamt 16 Mannschaften spielten in diesen drei Wochen den Titel aus.

Der deutschen Nationalmannschaft räumten die Buchmacher nur geringe Chancen auf den WM-Sieg ein, als sie am 17. Juni in Bern in das Turnier startete. Das Team von Bundestrainer Sepp Herberger wurde in der Favoritenliste nur auf dem elften Platz geführt (vgl. Schulze 2005a: 28). Viele Fachleute diskutierten damals lediglich über die Frage, wer in der Schweiz Vize-Weltmeister werden würde. Der Titel galt als fest an Ungarn vergeben – zu groß war deren fußballerische Übermacht zu dieser Zeit. Die Mannschaft um Kapitän Ferenc Puskás war nicht nur 1952 in Helsinki Olympiasieger geworden, sondern ihr gelang ein Jahr vor der WM außerdem das Kunststück, als erstes Team seit 90 Jahren die Engländer auf britischem Boden zu schlagen (vgl. Schulze 2005a: 32). Durch den 6:3-Sieg gegen England in Wembley begründete Ungarn seinen Ruf als zu der Zeit beste Mannschaft der Welt.

Auch in einem Vorbericht der *Süddeutschen Zeitung* zum Endspiel machte der Redakteur den Lesern dementsprechend wenig Hoffnung auf einen Sieg und beschwor schon eine Niederlage des DFB-Teams gegen Ungarn herauf: „Deutschlands Aussichten auf einen Erfolg sind recht winzig. Schon ein ehrenvolles Resultat, eine Tordifferenz von etwa zwei Treffern, wäre aller Achtung wert. Die Ungarn werden kein Pardon kennen“ (Schiefele 1954a: 8).

Dem schwachen Status entsprechend war Deutschland in seiner Vorrundengruppe, zusammen mit Südkorea, nicht gesetzt. Nach den damaligen Regeln blieb den beiden gesetzten, das heißt starken, Mannschaften – in diesem Fall Ungarn und die Türkei – damit ein Duell gegeneinander erspart. Sie trafen jeweils nur auf die beiden als schwächer eingestuften Teams aus der Bundesrepublik und Südkorea. Diese wiederum durften nicht gegeneinander spielen und mussten mindestens einen der Gesetzten schlagen, um die Möglichkeit zu wahren, ins Viertelfinale einzuziehen. Die Chancen auf ein »Überleben« in dieser Vierer-Gruppe waren für die deutsche Mannschaft unter diesen eigentümlichen Voraussetzungen also schon vor Turnierbeginn eher gering.

Trotz der schlechten Vorzeichen besiegte Deutschland die Türkei im Gruppenspiel von Bern am 17. Juni nach einem frühen Rückstand aber deutlich mit 4:1. Gleichzeitig sicherte der Erfolg gegen die Türken der deutschen

Mannschaft auch bei einer bereits eingeplanten Niederlage im zweiten Gruppenspiel gegen die übermächtigen Ungarn einen Verbleib im Wettbewerb. In diesem Fall gab es nach damaligem Reglement ein Entscheidungsspiel gegen die Türkei.

Wie zu erwarten, wurde die ungarische Mannschaft ihrer Favoritenrolle gerecht und ließ Deutschland beim 3:8 am 20. Juni in Basel keine Chance. Herberger schien das Debakel bewusst in Kauf genommen zu haben und schonte einige Stammkräfte für das wichtige Entscheidungsspiel gegen die Türken. Für diesen Entschluss und die damit verbundene hohe Niederlage wurde der Bundestrainer anschließend aus der Heimat mit vernichtender Kritik gestraft. So schrieb beispielsweise *Die Welt* von einer „beschämenden Vorstellung“ (Schulze 2005a: 31) der Deutschen und stand mit ihrer Meinung bei Weitem nicht allein da. Für Herberger aber, so stellte sich im Nachhinein heraus, war alles nach Plan verlaufen. Eine Niederlage gegen Ungarn in der Gruppenphase erschien ihm ohnehin unausweichlich und mit Blick auf ein mögliches Finale gegen Ungarn sogar wünschenswert (vgl. Schulze 2005a: 30). Das wahre Potential der deutschen Mannschaft sollte zu diesem Zeitpunkt noch nicht offengelegt werden.

Bereits drei Tage später zeigte das deutsche Team aber ein ganz anderes Gesicht. Im schon angesprochenen Entscheidungsspiel gegen die Türkei in Zürich gewann man deutlich mit 7:2, nachdem man bereits zur Halbzeit klar mit 3:1 geführt hatte, und versöhnte die Landsleute mit dem Einzug ins Viertelfinale der Weltmeisterschaft.

In Genf wartete am 27. Juni die Mannschaft aus Jugoslawien auf Deutschland zum Spiel um den Einzug in die Runde der letzten vier. Die Mannschaft um Kapitän Fritz Walter schaffte es, dem nahezu 90-minütigen Sturmloch der Jugoslawen standzuhalten, und rettete ein 2:0 über die Zeit. Im Nachhinein erwies sich dieser Sieg als wegweisend für den späteren Titelgewinn. Viele Spieler wuchsen über sich hinaus und halfen dem Bundestrainer bei der endgültigen Festlegung einer siegfähigen Stammformation. Nicht nur die Presse, sondern auch die Zuschauer im Stadion registrierten die starke Leistung der Mannschaft und trugen die Spieler nach Schlusspfiff auf den Schultern vom Spielfeld.

Im Halbfinale von Basel traf man am 30. Juni auf die Mannschaft aus Österreich, die zuvor Gastgeber Schweiz aus dem Turnier »geworfen« hatte. Viele Deutsche waren bereits von den Leistungen der deutschen Mannschaft

mitgerissen und reisten in Massen über die Grenze, um Herbergers Elf im Stadion zu unterstützen. Obwohl man sich zunächst schwertat mit den Nachbarn aus Österreich und gerade noch einen 1:0-Vorsprung in die Halbzeitpause retten konnte, wurde das Spiel letztlich zu einer klaren Angelegenheit für die Deutschen. Durch eine überdurchschnittliche Leistung von Spielführer Fritz Walter, der an allen deutschen Toren beteiligt war, besiegte man die Österreicher mit 6:1 und zog ins Endspiel ein.

Wie zu erwarten, hieß der Finalgegner am 4. Juli in Bern Ungarn. Dies war zu der Zeit seit vier Jahren unbesiegt und galt, wie schon besprochen, auch im Finale als Favorit. Im ausverkauften Wankdorfstadion verfolgten über 60.000 Menschen das Endspiel, vor den Rundfunkgeräten in Deutschland waren es schätzungsweise tausendmal so viele. Das öffentliche Interesse war also sehr groß.

Bereits nach acht Minuten führten die Ungarn mit 2:0 und schienen damit schon frühzeitig als Sieger festzustehen. Durch schnell folgende Tore von Max Morlock und Helmut Rahn für das deutsche Team gingen beide Mannschaften aber mit einem Unentschieden in die Halbzeitpause. Letzterer war es dann auch, der sechs Minuten vor Spielende das berühmte 3:2-Siegtor schoss. Die daraufhin unentwegt stürmenden Ungarn erzielten kurz vor Spielende sogar noch den regulären Ausgleichstreffer, der jedoch vom Schiedsrichter fälschlicherweise als Abseits gewertet, dementsprechend nicht anerkannt wurde und damit keine Auswirkungen mehr hatte. Deutschland wurde somit zum ersten Mal überhaupt – und für die ganze Welt überraschend – Fußball-Weltmeister.

5.2.3 Die unmittelbare Wirkung der Weltmeisterschaft

5.2.3.1 Innerhalb Deutschlands

„Wenn nicht ein Wunder geschieht, geht das deutsche Volk zugrunde“ (Schulze 2005a: 121), stellte Konrad Adenauer 1945 im Angesicht der militärischen, politischen und moralischen Katastrophe Deutschlands unmissverständlich klar. Auch wenn diese Formulierung aus heutiger Sicht wohl übertrieben erscheint, so waren es doch zwei bis heute als Wunder bezeichnete Ereignisse, die Deutschland in den folgenden Jahren halfen, neue Kraft zu schöpfen und nach dem Krieg wieder aufzustehen: Dabei geht es zum einen um den Ende der vierziger Jahre einsetzenden rasanten wirtschaftlichen

Aufschwung, das sogenannte »Wirtschaftswunder«, zum anderen um den WM-Sieg von 1954, für den sich bis heute die Bezeichnung »Wunder von Bern« etabliert hat und der als ein Wendepunkt der deutschen Nachkriegszeit gilt.

„Wunder entziehen sich einer rationalen Erklärung, sind Ereignisse, die ohne erkennbare Ursache, unvermittelt [...] geschehen. Wunder sind kein Menschenwerk – sind Zeichen göttlichen Waltens, göttlicher Güte“ (Kronenberg 2007: 99). Den Gewinn des WM-Titels 1954 konnte man sich in Deutschland offenbar nur auf diese Weise erklären. Alle Voraussetzungen sprachen dagegen, dass die deutsche Nationalmannschaft in der Lage war, aus dieser Weltmeisterschaft in der Schweiz als Sieger hervorzugehen und dem Land damit einen immensen psychologischen Schub in einer immer noch schwierigen Zeit zu geben. Die Bezeichnung Wunder weist zudem auf den sehr positiven Bezug der Deutschen zu den Ereignissen rund um den ersten deutschen Titelgewinn im Fußball und dessen Folgeerscheinungen hin.

Der völlig überraschende 3:2-Erfolg Deutschlands über Ungarn sorgte für kurze Zeit für einen kollektiven Glückszustand in der deutschen Gesellschaft. Der Weltmeistertitel fiel in eine Phase, in der das Land um seine Anerkennung in der Welt kämpfte, in der man sich als Notgemeinschaft fühlte und in der von der Nation nicht die Rede war. Die Deutschen sehnten sich nach Gegenbildern zum nationalsozialistischen Reich und nach einer Flucht aus dem Schuldgefühl angesichts der NS-Verbrechen. All das lieferte der Sieg gegen die Ungarn – zumindest unmittelbar danach. „Besiegt waren nicht nur die als unschlagbar geltenden Ungarn, sondern auch die diffusen Selbstzweifel, die das Volk neun Jahre nach der [...] Kapitulation immer noch plagten“ (Bertram 2004: 9).

Nach Meinung des Historikers und Autors Joachim Fest gab der Sieg von Bern den Deutschen ein anderes Bewusstsein von sich selbst. Demnach brachte der Titel nicht die große Befreiung, sondern eher eine tiefe Befriedigung und eine Art von Stolz. Trotzdem war eine gewisse Gedämpftheit unter den Menschen noch lange präsent (vgl. Kasza 2004: 186). Es artikulierten sich Anfänge eines noch sehr fragilen Nationalgefühls. Für Fest war der WM-Erfolg erstmals wieder eine Sache, derer sich die Deutschen wirklich sicher sein konnten. Das »Wirtschaftswunder« etwa stand immer noch auf unsicherem Boden. Man wusste damals nicht, wie lange es noch anhalten würde und zum Positiven für Land und Bevölkerung beitragen könnte. Mit dem Weltmeistertitel aber hatte sich etwas ereignet, das den Deutschen keiner mehr nehmen konnte und das

keiner konjunkturellen Laune unterworfen war (vgl. Seitz 2004: 4). Der sportliche Triumph war unwiderlegbar.

Nach einem Artikel im drei Tage nach dem Finale erschienenen *Spiegel* freuten sich die Deutschen über den Titel, „als hätten sie nun, [...] 1954, nach zwanzighundertjährigem [sic!] geschichtlichen Irrweg den alleinigen verheißungsvollen Sinn und die wahre Bestimmung ihrer nationalen Existenz entdeckt“ (Frei 1994: 7). Mit dem Erfolg fanden sie endlich ein historisch unbelastetes Feld, denn er wurde in einem friedlichen Wettbewerb zwischen Nationen errungen. In diesem Punkt trennten sich Gegenwart und Vergangenheit strikt. Der sportliche Wettkampf entsprach dem Streben nach Leistung, zivil und friedlich, und war trotzdem stark genug, die ständige Auseinandersetzung mit der Erfahrung und den nationalen Schuldgefühlen des Dritten Reiches in den Hindergrund zu drängen (vgl. Frei 1994: 20).

Denn obwohl der Nationalsozialismus einen positiv-affektiven Bezug zur Nation weitgehend unmöglich gemacht hatte, bestand eine verbreitete Sehnsucht nach annehmbaren Ersatzidentitäten (vgl. Schmitz-Dräger 2001: 27). Der Weltmeistertitel war von Anfang an als solch eine legitime Identifikationsgröße aufgefasst worden – wurde er doch in einem fairen sportlichen Wettkampf errungen, in dem alle die gleichen Bedingungen hatten: Möge der Bessere gewinnen.

Die Spiele der deutschen Auswahl bei der WM in der Schweiz weckten im Laufe des Turniers nicht nur das Interesse der Westdeutschen. Zwar hatte die DDR seit ihrer Aufnahme in den Fußball-Weltverband FIFA im Jahr 1952 eine eigene Nationalmannschaft, diese konnte sich jedoch nicht für die Weltmeisterschaft qualifizieren und spielte folglich im Sommer 1954 auch keine große Rolle in der öffentlichen Wahrnehmung. Vielmehr fieberten die Menschen in Ostdeutschland spätestens im Finale mit dem bundesdeutschen Team. In ganz Deutschland – im Westen und im Osten – bestand also mit fortschreitendem Turnierverlauf ein immer größer werdendes Interesse am Auftreten und Abschneiden von Sepp Herbergers Mannschaft (vgl. Brüggemeier 2006: 30).

Die Spiele der BRD-Mannschaft elektrisierten alle Deutschen und lösten Formen öffentlichen Interesses aus, die es auf diese Weise bis dahin in Deutschland nicht gegeben hatte. Dies kam so plötzlich und unerwartet, dass keiner damit rechnen konnte (vgl. Brüggemeier 2004: 154). Auch wenn die politische Führung der DDR besonders die Auftritte des sozialistischen Partners Ungarn mit großem Interesse verfolgte, sich hinter die ungarische Mann-

schaft stellte und deren WM-Sieg nur zu gern als Beleg für die Überlegenheit des sozialistischen Systems gesehen hätte, zeigten die Bürger Ostdeutschlands ein gegenteiliges Bild (vgl. Bitzer & Wilting 2003: 228). Jenseits des Kalten Krieges und aller Ansprüche beider Staaten, das wirkliche Deutschland zu vertreten, sahen weite Teile der Bevölkerung der DDR im westdeutschen Team die gesamtdeutsche Nationalmannschaft und nicht die Vertretung der Bundesrepublik. Vereinzelt reisten sogar DDR-Bürger zur Unterstützung der DFB-Elf in die Schweiz, obwohl dies eigentlich verboten war (vgl. Brüggemeier 2004: 256f.). Ohnehin ließen es die politischen Umstände in Ostdeutschland vielen Menschen, „die die frischgebackenen westdeutschen Weltmeister ganz selbstverständlich als die ihren betrachteten, geraten erscheinen, mit ihren Kundgebungen der Freude tunlichst die Öffentlichkeit zu meiden“ (Heinrich 2004: 9).

Die Deutschen berauschten sich also an einem Erfolg, an dem sie nicht einmal direkt beteiligt waren. Die Nationalmannschaft wurde zu einem Identifikationsobjekt für eine ganze Nation. Ein Jahr nach der Niederschlagung des Volksaufstands in der DDR fühlten sich auch die Ostdeutschen wieder aufgewertet. Die West-Nationalmannschaft war in diesen Tagen auch ihre Mannschaft, bot die eigene doch noch keine Gelegenheit, sich durch sportliche Erfolge zum Identifikationsobjekt zu machen.

Obwohl seitens der DDR aufgrund der Nichtteilnahme des eigenen Teams eigentlich kein unmittelbares Interesse am Finale bestand, berichteten die Zeitungen ausführlich darüber. Ein großer Teil der Tagespresse war nach dem Endspiel blitzartig vergriffen (vgl. Brüggemeier 2004: 154).

Die Berichte sprachen nach dem Finalsieg Deutschlands von einem „Fußball modernster Prägung“ und einer „gelungenen Demonstration nach allerhöchstem internationalen Maßstab“ (alle Brüggemeier 2004: 275f.) – so beispielsweise das *Deutsche Sportecho*. Die *Fußball-Woche* schrieb über einen „Endkampf von Extraklasse“ und die *Berliner Zeitung* gratulierte „der Elf aus dem Westen unserer Heimat“ (!). Auch die *Junge Welt* äußerte sich überaus positiv über den WM-Sieg des Herberger-Teams und schrieb: „Ein großartiger Erfolg in der Geschichte des westdeutschen Fußballsports, ja, man kann ihn als den größten deutschen (!) Erfolg in der Geschichte des Fußballsports überhaupt bezeichnen“ (alle Heinrich 1994: 129).

Rückblickend gab es nur wenige Pressestimmen, die den Auftritt der westdeutschen Nationalmannschaft nicht honorierten oder ihn schlechtredeten.

Insgesamt zeigte sich bei Presse und Bürgern im Osten ein positives Bild bezüglich des innerdeutschen Verhältnisses – teilweise sogar eine Identifikation mit der Bundesrepublik.

»Wir sind wieder wer«. Dieser Satz stand zunächst stellvertretend für das, was der Gewinn des WM-Titels 1954 für die deutsche Bevölkerung unmittelbar bedeutete. Der Krieg konnte neun Jahre nach dem Zusammenbruch endlich ein Stück weit verdrängt werden. Der große Verlierer hatte wieder zu siegen gelernt und „das erste Mal seit dem Krieg feier[te]n die Deutschen sich wieder als Nation“ (Haentjes 1999: 20). Diese in der Bevölkerung kurzfristig weit verbreitete Auffassung wird zu großen Teilen auch von der deutschen Presse bestätigt. Die *Düsseldorfer Nachrichten* beispielsweise äußerten sich zum Sieg der deutschen Elf wie folgt:

„Erinnern wir uns an die Zeit vor neun Jahren: Millionen deutscher Soldaten, die über fünf Jahre an vielen Fronten gekämpft hatten, brühten in riesigen Kriegsgefangenenlagern darüber, welches ihre Zukunft sein würde. [...] Neun Jahre später ist dieses geschundene, gedemütigte und in der Welt verachtete deutsche Volk wieder in der Lage, an großen internationalen Sportwettbewerben teilzunehmen – und zu siegen“ (Brüggemeier 2004: 290).

Die *Süddeutsche Zeitung* schrieb nach dem Finalerfolg: „Wir gehen etwas aufrechter, unsere Brust schwillt ein wenig vor Stolz“ (Heinrich 1994: 140). Dennoch sprach der Redakteur gleichzeitig auch eine Art Mahnung an die Leser aus: „Laßt [sic!] uns wieder nüchtern werden! Das Spiel ist aus, es war ja nur ein Spiel. Das Leben geht weiter...“ (Schiefele 1954c: 11).

Im Berliner *Tagesspiegel* war zu lesen: „Laßt [sic!] uns den Rausch genießen, in vollen Zügen, denn dieser Sieg ist es wert. Die Welt zieht den Hut vor Deutschland“ (Heinrich 1994: 140). Etwas präziser wurde die *Rheinische Post*, die die Bedeutung des Sieges wie folgt erklärte:

„Das gesamte deutsche Volk ist von einer Gefühlswallung ergriffen, die als Siegesstimmung falsch gedeutet wäre, die aber der Ausdruck einer echten nationalen Solidarität ist. Diese Beobachtung [...] ist erstaunlich. Denn seit 1945 waren wir Deutsche solche Empfindungen nicht mehr gewöhnt“ (Heinrich 1994: 140).

Die damalige Situation war allerdings zu vielschichtig, als dass man behaupten könnte, die deutsche Mannschaft hätte allein durch diesen Sieg im Finale be-

wirkt, alle Schuld und Verletzungen zu kaschieren bzw. zu reparieren, die man während des Dritten Reichs auf sich geladen und erlitten hatte. Dennoch löste der Titelgewinn in Deutschland ungewöhnliche und bis zu dem Zeitpunkt lange unbekannte Reaktionen aus. Mit der Weltmeisterschaft fand 1954 ein Ereignis statt, das zumindest „kurzfristig eine äußerst intensive Spannung erzeugte“ (Brüggemeier 2006: 32) und aus diesem Grund auch großen Einfluss auf die Menschen in Deutschland hatte. Außerdem unterstützte der Fußball in diesen Tagen die Normalisierung der gesellschaftlichen Zustände und wurde zu einer kollektiven Ersatzbefriedigung.

Das »Wir sind wieder wer«-Gefühl beherrschte nach dem 4. Juli das gesellschaftliche Leben – wenn auch nur für kurze Zeit. Zwar hatte es weder direkten Einfluss auf die aktuellen politischen Verhältnisse noch löste es grundsätzliche Probleme in der Gesellschaft. Jedoch fühlte man sich plötzlich wieder aufgewertet.

Das neue Selbstvertrauen fand seinen Ausdruck in der wechselseitigen Versicherung, »wieder da« zu sein. Es war kein Stolz im Sinne von Übermut, sondern vielmehr das plötzliche Bewusstwerden, dass die Deutschen noch da waren, hier und draußen in der Welt. Daraus sprach in erster Linie Erleichterung und keine Herablassung (vgl. Heinrich 2004: 174).

Der WM-Sieg fiel in eine Phase, in der die Republik und die Nation von der Bevölkerung schlichtweg ignoriert wurden. Der Tag des Sieges bot zum ersten Mal die Gelegenheit, sich des seit Kriegsende und Grundgesetzgebung erwirtschafteten Erfolgs gemeinschaftlich zu vergewissern. Man feierte eine Art Zäsur und den Abschluss einer Wiederaufbauphase. Das 3:2 war der Einstieg in eine neue Wirklichkeit (vgl. Heinrich 1994: 18).

Der ehemalige Chefredakteur des *Spiegel* und der *Süddeutschen Zeitung*, Hans Werner Kiltz, beschäftigte sich vor einigen Jahren ausführlich mit dem »Wunder von Bern« und seinen unmittelbaren Folgen. Er spricht in diesem Zusammenhang von der »Wiedergeburt des nationalen Selbstbewusstseins« der Deutschen in West- und Ostdeutschland, die letztlich wichtiger war als die Einführung der D-Mark oder die Verkündung des Grundgesetzes wenige Jahre zuvor (vgl. Schulze 2005a: 16).

„Das 3:2 markierte den Beginn einer neuen Zeit, drückte den kollektiven Glückszustand aus, in den alle Deutschen, nicht nur die fußballverrückten, verfielen, weil sie sich nach Gegenbildern zum Nazi-Reich sehnten. Wie 35 Jahre später der Fall der Mauer hatte auch der 4. Juli 1954 einen

Prozess der Selbsterkennung eingeleitet, einen Gefühlsstau gelöst und den Deutschen Selbstbewusstsein gegeben“ (Schulze 2005a: 16).

Wenn man nach dem 4. Juli 1954 also »wieder wer war«, so glich das kaum jenen vorausgegangenen Zeiten, in denen sich die Deutschen schon einmal als »wer« fühlten. Das Nazi-Regime, das sich nicht nur seine, sondern auch frühere sportliche Erfolge, wie etwa die deutschen Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin, an die eigene Fahne heftete und damit die Begeisterung praktisch von oben diktierte, lauerte nicht mehr im Hintergrund. Die Deutschen konnten ohne negative Basis feiern. Die Botschaft aus Bern lautete daher: Wir sind wieder wer, aber ganz anders als damals (vgl. Heinrich 1994: 16).

Ein Journalist des französischen *Figaro* schrieb dazu in seinem Bericht, dass es sich beim Titelgewinn Deutschlands und den darauf folgenden Reaktionen zweifelsfrei nicht nur um ein rein sportliches Ereignis gehandelt haben kann. Vielmehr erkannte er das Rufen einer ganzen Nation, was Brüggemeier aufgriff und folgendermaßen weiterführte:

„Dieser Ruf erklang mehr als nur eine Nacht lang, er erfasste (fast) die ganze Nation und in ihm drückte sich ein Gefühl der Gemeinsamkeit aus. Einige erkannten hierin die seit langem in jedem einzelnen von uns schlummernde Sehnsucht, sich mit allen Deutschen aus einem unpolitischen Anlass heraus zu begeistern und zu freuen und endlich einmal wieder zu fühlen, dass wir alle, ohne Rücksicht auf Politik und Konfession, ein Volk sind“ (Brüggemeier 2004: 335).

Ausgelöst durch die Begeisterung über den WM-Sieg entstand in Deutschland also erstmals seit vielen Jahren wieder eine Art von Gemeinschaft, die aufgrund ihrer Größe und ihrer Intensität eine neue Qualität besaß (vgl. Brüggemeier 2004: 337). Diese Gemeinschaft hatte allerdings größtenteils einen »vorgestellten« Charakter, wie ihn auch Benedict Anderson beschrieben hatte.

Die Mitglieder der vorgestellten Gemeinschaft fanden ihre gemeinsame Basis in einem hauptsächlich medial vermittelten Ereignis. Nur wenige waren Teil der Zuschauer im Berner Wankdorfstadion und konnten sich so auch persönlich begegnen. Die meisten Mitglieder aber hatten sich nicht versammelt, sondern saßen irgendwo im Land vor dem Radio, wenige auch vor den noch nicht so weit verbreiteten Fernsehgeräten. Schätzungen zufolge verfolgten rund 60 Millionen Zuhörer und Zuschauer die Übertragung des Endspiels im Rundfunk. Fast ganz Deutschland nahm also Anteil (vgl. Heinrich 1994: 53).

Verbunden wurden sie durch 90 Minuten höchster Anspannung und anschließender Freude, die über die Spieldauer hinaus noch einige Tage andauerte. Man war vereint im Gefühl des Sieges der gemeinsamen Mannschaft. Die beteiligten Akteure boten genügend Identifikationspotential für die Deutschen und der internationale Wettkampf, in diesem Fall gegen Ungarn, diente der Generierung eines Selbstbildes der eigenen Nation in Abgrenzung zu anderen Nationen. Der Gewinn der Weltmeisterschaft 1954 schuf auf diese Weise für einige Tage eine nationale Identität in Deutschland, in der die Grenzen zwischen der Bundesrepublik und der DDR keine Rolle spielten.

Auch Ernest Renans Theorie, die einen gemeinsamen Vergangenheitsbezug als wichtiges Element für die Bildung und Aufrechterhaltung einer Nation sieht, scheint hier passend. Eine gemeinsame Vergangenheit, in der besonders geteiltes Leiden verbindend wirkt, und der Wille zu einer gemeinsamen Gegenwart und Zukunft sind demnach die wesentlichen Voraussetzungen einer Nation. Die Deutschen waren im Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg immer noch geprägt vom Leid und der Zerstörungskraft der nationalsozialistischen Vergangenheit. Umso stärker war anschließend das Gemeinschaftsgefühl, das dieser Erfolg freisetzte.

Auch wenn man im Sommer 1954 auf viele andere Dinge hätte stolz sein können, wie zum Beispiel die steigende Wirtschaftskraft oder das Erbe der Hochkultur, löste nichts davon eine vergleichbare Reaktion aus wie der WM-Sieg. Entscheidend waren die gemeinsam erlebte Spannung, die Intensität der Ereignisse und die neue Erfahrung, dies alles in einer Gemeinschaft zu erleben – wie auch immer diese sich darstellte (vgl. Brüggemeier 2004: 340).

Der Schriftsteller Friedrich Christian Delius veröffentlichte 1994 ein Buch mit dem Titel *Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde*. Hier beschreibt er seine Eindrücke und sein Empfinden vom 4. Juli 1954 als damals elfjähriger Junge und stand damit wohl stellvertretend für die meisten seiner Zeitgenossen – zumindest die meisten seiner Generation:

„So leicht fühlte ich mich nie, und unter dem pulsierenden Siegesgefühl lag eine tiefe, verzweifelte Ahnung, was es heißen könnte, befreit zu sein von dem Fluch der Teilung der Welt in Gut und Böse, befreit von der Besatzungsmacht [...] und vielleicht auch die Ahnung von der begrenzten Dauer dieses Glücks, einmal ungebremst Ja! sagen zu können“ (Delius 1994: 117).

Weiter berichtet Delius von seinem Gefühl, dass es längst kein Spiel mehr war, das sich in Bern ereignet hatte. „Ich hatte mehr gewonnen, mir liefen die Tränen [...]“, beschreibt er die Bedeutung des Sieges für seine Person in dem Moment direkt nach dem Abpfiff (Delius 1994: 115).

Auch Bernd Hölzenbein, selbst Fußball-Weltmeister des Jahres 1974, hatte als Achtjähriger ein vergleichbares Empfinden bezüglich des »Wunders von Bern« und stellte dies über seinen persönlich gewonnenen Titel. „Diese Spieler waren meine Idole. 1954 war ein Symbol für die deutsche Wiederauferstehung. 1974 war weniger bedeutend“, so Hölzenbein (Burkel 2006: 71). Sein damaliger Teamkollege Günter Netzer beschreibt seine Kindheitseindrücke vom 54er-Sieg heute in ähnlicher Weise:

„Das war nicht nur ein Fußballerfolg, das war ein Erfolg, der die ganze Nation weitergebracht hat. Der unser Ansehen im Ausland gestärkt hat. Dass wir Deutschen zum ersten Mal wieder erhobenen Kopfes durch die Welt gehen und sagen durften, wir haben etwas geleistet“ (Delling 2006: 15).

Der ehemalige CDU-Bundesminister Norbert Blüm, ebenso Zeitzeuge des »Wunders von Bern« als damals junger Erwachsener, schrieb 1999 in der *Süddeutschen Zeitung* über seine Wahrnehmung der Ereignisse am 4. Juli 1954. Unter der Überschrift »Wir sind wieder wer« bewertete er die Bedeutung des Titels wie folgt:

„Deutschland, das Aschenputtel unter den Nationen der Nachkriegszeit, war plötzlich die wahre Prinzessin. Die Malocher des Wiederaufbaus, die Heimkehrer, Flüchtlinge und Vertriebenen fühlten sich gleichsam durch die Männer von Bern geadelt. Das ‚Wunder von Bern‘ war der Bruder des Wirtschaftswunders. [...] ‚Ja, so sind wir‘, dachten sich viele“ (Blüm 1999: M39).

Fraglos hatte der überraschende Sieg gegen Ungarn allein schon deswegen Auswirkungen auf das Nationalgefühl der Deutschen, weil sich die Menschen leicht mit tadellosen Spielern wie Fritz Walter und Helmut Rahn identifizieren konnten. Die Mannschaft von 1954 galt als verschworene Gemeinschaft – erfolgreich und doch zurückhaltend. Der WM-Titel wurde bescheiden und kameradschaftlich errungen. Nicht die besten Einzelspieler des Turniers wurden in Bern Weltmeister, sondern der beste mannschaftliche Verbund.

Die hohe Identifikationsbereitschaft der Deutschen mit dem Weltmeister-team lässt sich vor allem durch gemeinsame Lebensumstände erklären. Das Nationalteam war ein Spiegelbild der Gesellschaft. Alle hatten den Krieg miterlebt. Viele der Spieler mussten selbst als Soldat in den Krieg ziehen, wurden teilweise verwundet und hatten Angehörige verloren. Es war die Generation, bei der das »Ich« nicht viel zählte. Die Spieler waren allesamt unverdächtig und „repräsentierten ein neues, ein besseres Deutschland“ (Keber 2004: 97). Die Mannschaft war nicht nur optisch vom Krieg gezeichnet, sondern wirkte in ihrem gesamten Auftreten wie ein Gegenentwurf zum Bild eines Deutschen des Dritten Reichs.

Zudem standen die Spieler für Werte wie Freundschaft, Ehrlichkeit, Disziplin und Fleiß. Von heutigen Millionengehältern war man damals noch weit entfernt und die Spieler mussten neben dem Sport meist noch einem normalen Beruf nachgehen, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Mit einem Monatsgehalt von bis zu 320 Mark netto verdienten die Spieler in etwa so viel wie ein Facharbeiter während der fünfziger Jahre (vgl. Leinemann 2006: 165). Die Sieger von Bern waren in materieller Hinsicht ihrer Anhängerschaft also nicht gänzlich entrückt. Auch diese Art der Identifikation dürfte mit zur großen Euphorie um die Spieler beigetragen haben.

Entsprechend der Bedeutung des Sieges gegen Ungarn wurde auch die Rückkehr der Weltmeister nach Deutschland zu einem Massenereignis. In München beispielsweise empfing etwa eine halbe Million Menschen die Mannschaft um Fritz Walter. Schulen wurden geschlossen und Betriebe legten vorzeitig die Arbeit nieder (vgl. Heinrich 1994: 56). Auffällig war jedoch, dass sich trotz des großen Stolzes, den der Sieg bei vielen Menschen auslöste und weshalb sie an diesem Tag auf die Straße gingen, der ganz überwiegende Teil des Publikums wenig empfänglich für nationales Übergewicht zeigte (vgl. Heinrich 1994: 98). Nationale Symbole wie Fahnen waren während der Heimfahrt nur selten zu finden und die zahlreichen Musikkapellen an der Zugstrecke spielten zur Begrüßung Volksmärsche und nicht das Deutschlandlied (vgl. Brüggemeier 2004: 283).

So stark sich auch die Menschen in Deutschland aber an diesen Sieg klammerten und ihrem Nationalgefühl damit wieder eine erste Basis gaben, so klar versuchte man von offizieller Seite, dem Titel und der Leistung der Mannschaft keine staatstragende Bedeutung zukommen zu lassen und jede Art eines eventuell aufkommenden Patriotismus bereits im Keim zu ersticken. Die deut-

sche Regierung glaubte, sich keine nationale Ekstase leisten zu können. Zu groß schien die Gefahr des nationalen Überschwangs. Die politische Spitze Deutschlands zeigte schon während des gesamten Turniers wenig Interesse an den Spielen der DFB-Elf. Selbst zum Finale in Bern erschien kein bedeutender deutscher Politiker zur Unterstützung der Mannschaft im Stadion.

Politik war damals ein stark abgegrenzter Raum. Eine Grauzone zwischen Sport und Politik existierte praktisch nicht. Bundeskanzler Adenauer war nicht der einzige Politiker mit Desinteresse am Fußball, auch Bundespräsident Heuss schien nicht besonders interessiert und bestand auf einer strikten Trennung von Politik und Sport (vgl. Kasza 2004: 92).

Sicherlich hat auch zu Adenauers Bedenken und Zurückhaltung hinsichtlich jeder Art von nationalem Pathos beigetragen, dass nach dem Finale im Wankdorfstadion von Bern 25.000 deutsche Anhänger freudig und lauthals die erste Strophe des Deutschlandliedes sangen. Sie wurde zwar nur aus Unkenntnis des Textes der neuen dritten Strophe gesungen, war aber immer noch stark vorbelastet. Dies führte auch zu kurzfristigen kritischen Tönen einiger ausländischer Beobachter, was Adenauer wegen der aktuell immer noch schwachen internationalen Position der Bundesrepublik nicht gerne sah (vgl. Kasza 2004: 174f.). Dennoch ließ er der Nationalmannschaft nach dem Endspiel ein Glückwunsch-Telegramm in die Schweiz senden. Die routinemäßigen Formulierungen im Text lassen vermuten, dass das Kanzleramt zu dem Zeitpunkt noch nicht ahnte, welche Bedeutung und Ausstrahlung der Titel einmal für das Land haben könnte: „An ihrem größten Erfolg nimmt das ganze deutsche Volk mit größter Freude Anteil. Ich spreche der deutschen Mannschaft meinen herzlichsten Glückwunsch aus und übermittele die besten Grüße“, so Adenauers Worte damals (Heinrich 1994: 100).

Auch Heuss versuchte in den Tagen nach dem 4. Juli die Bedeutung des Titelgewinns herunterzuspielen. Ähnlich distanziert wie bei Adenauer klangen auch seine Glückwünsche an die neuen Weltmeister:

„Mit dem heutigen Sieg in der Fußball-Weltmeisterschaft, dessen sich Millionen Deutsche freuen [...] werden die großartigen Leistungen gekrönt, die Sie in der Schweiz gezeigt haben. Ich spreche Ihnen zu Ihrem Erfolg meine herzlichsten Glückwünsche aus und freue mich, Ihnen das Silberne Lorbeerblatt verleihen zu können“ (Heinrich 1994: 138f.).

Eine noch deutlichere Stellung bezüglich der nicht vorhandenen Bedeutung des WM-Erfolgs für die deutsche Politik bezog Heuss dann in Berlin bei der Verleihung des Silbernen Lorbeerblattes, einem staatlichen Ehrenzeichen für hervorragende sportliche Leistungen, zwei Wochen nach dem Finalsieg. Dort sagte er: „Meine lieben Weltmeister! Sie erwarten und Sie kriegen von mir heute keine politische Versammlung. Wir sind wegen des Sportes da. Ich glaube, wir sollten ihn außerhalb der Politik halten“ (Kasza 2004: 178). Des Weiteren sprach er davon, dass gutes Kicken noch lange keine gute Politik sei und dass Toni Turek vielmehr ein zuverlässiger Torwart als ein Fußballgott sei, wie er zuvor einmal gelesen (!) habe (vgl. Heinrich 2004: 140-142). Mit diesen Aussagen machte Heuss einmal mehr sein mangelndes Interesse am Fußball deutlich.

Etwas anders verhielt es sich mit der Reaktion vom damaligen Innenminister Gerhard Schröder, der sich nach dem Finalsieg dankbar zeigte für dieses „Ereignis, das uns ein echtes Gemeinschaftsgefühl vermittelt“ (Heinrich 1994: 105) – gerade deswegen, weil Deutschland nicht so reich an Anlässen wie andere Nationen sei, die ein starkes, gemeinsames Erleben ermöglichten (vgl. Heinrich 1994: 105). Insoweit wirkten die von den Nationalsozialisten forcierten und inszenierten Gemeinschaftserlebnisse – so zum Beispiel die »Kraft durch Freude«-Veranstaltungen oder Reichsparteitage – immer noch abschreckend auf viele Deutsche, sich wiederum gemeinsamer Euphorie hinzugeben.

Eine aus damaliger Sicht eindeutige Überreaktion auf den WM-Erfolg war die nationalistisch gefärbte Rede des DFB-Präsidenten Peco Bauwens beim Empfang von Herbergers Mannschaft zwei Tage nach dem Finale in München. Er machte unter anderem das »Führerprinzip« für den Sieg Deutschlands verantwortlich. Bauwens wurde anschließend von Heuss und Schröder öffentlich gerügt (vgl. Schulze 2005a: 119).

Auch von anderen Stellen wurde darauf geachtet, den Sieg gegen Ungarn nicht zu stark durch die nationale Brille zu betrachten. Einen Kontakt zwischen Sport und Politik galt es zu unterbinden. So riefen etwa auch die Worte Schröders eine unmittelbare Kritik der *Süddeutschen Zeitung* hervor, die dessen Glückwünsche an die deutsche Mannschaft gleich mit forscher Gesinnung in Verbindung brachte. Sie schrieb daraufhin, es gehe bei dem Finale „nicht um die Ehre der Nation, sondern um die Ehre, wer an diesem Tag besser in Form war“ (Heinrich 1994: 99). Und *Die Zeit* mahnte:

„Je bescheidener wir diese überraschenden Erfolge hinnehmen, je weniger wir von nationalem Empfinden und Hochmut in sie hineinlegen, um so mehr werden wir in der Welt wirken und für uns und unseren Sport werben“ (Michel 2004: 122).

Auch die CDU warnte bereits am Montag nach dem Endspiel davor, von einem deutschen Fußballwunder zu sprechen. Der große sportliche Erfolg dürfte nicht in nationale Phrasen gehüllt werden. Nicht Deutschland habe in Bern gesiegt, sondern elf Fußballspieler (vgl. Brüggemeier 2004: 279). Selbst der DFB hatte Bedenken bezüglich der Auswirkungen des Sieges seiner Mannschaft und sprach genau wie die CDU davon, dass am 4. Juli nichts mehr passiert sei, „als dass elf deutsche Fußballspieler ihre ungarischen Gegner mit 3:2 auf dem grünen Rasen besiegten“ (Kasza 2004: 170).

Dass der Sieg aber durchaus gesellschaftspolitische Dimensionen hatte, erkannte nicht nur Dolf Sternberger, nach dem die Politik

„in einem gewissen Sinne von allem Anfang in solch einem sportlichen Ereignis enthalten [...] [ist,] – wenn man die Gefühlsbewegungen der Kollektive als politische [...] Erscheinungen auffassen will, und das ist wohl unvermeidlich in unserer Welt“ (Heinrich 2004: 13).

Festzuhalten ist, dass in der Presse und vor allem in der Politik also das Bemühen vorherrschte, alle Anzeichen von Nationalismus zu kritisieren, wie klein und harmlos sie auch immer waren. Neun Jahre nach Kriegsende war man noch gezeichnet und hatte offensichtlich Bedenken, auf diesem empfindlichen Gebiet wieder einen Rückschlag zu erleiden. Eine Rolle spielte sicherlich auch, dass man dem Ausland keinen Grund geben wollte, Deutschland wieder in eine nationalsozialistische Ecke zu drängen. Man versuchte sich von offizieller Seite kleiner zu halten als man tatsächlich war.

Ein Großteil der Menschen in der Bundesrepublik stimmte hiermit jedoch nicht überein. Obwohl es sicherlich zu oberflächlich wäre, das ganze Land nur in der schon angesprochenen »Wir sind wieder wer«-Stimmung zu sehen, ging das Empfinden der Deutschen in den Tagen und Wochen nach der Weltmeisterschaft wohl in diese Richtung, wenn auch in Wirklichkeit weitaus zurückhaltender. Patriotische Bekundungen zur eigenen Nation blieben, zumindest in der Öffentlichkeit, die Ausnahme.

Die Ignoranz der Politik und ihre mahnende Haltung gegenüber der Wirkung des Sieges auf das nationale Bewusstsein fand bei den Menschen

schlichtweg kaum Gehör und war ohne Chance gegen die neuen »Helden der Nation«. Diese hatten sich in den Augen vieler umgehend und fraglos wesentlich stärker um die politische Situation in Deutschland verdient gemacht als die Regierung und hatten einen stärkeren positiven Einfluss auf die Gesellschaft als Adenauer und andere Politiker in jenen Wochen überhaupt hätten haben können.

Dass sich die Berichte über dieses vordergründig rein sportliche Ereignis am Tag nach dem Endspiel in den Tageszeitungen als erste Meldung auf der Titelseite wiederfanden, verdeutlicht, dass „der Sport politische Dimensionen angenommen hatte – umso mehr, als er das durch das Dritte Reich völlig kompromittierte Deutschland als Nation diesmal zivilisierter Spitzenleistungen zeigte“ (Weyerer 1998: W2).

Letztlich ist aber auch festzuhalten, dass die Tage des Feierns und der Glückseligkeit nach der WM schnell wieder vorbei waren und der Alltag einkehrte. Andere Themen rückten in den Vordergrund. Das Land befand sich trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs in einer langen Phase des Wiederaufbaus und die Folgelasten des Krieges beherrschten immer noch das gesellschaftliche Leben.

Während am Montag nach dem Endspiel noch der Sieg über Ungarn die Titelseiten der Zeitungen füllte und für kurze Zeit in seiner Relevanz über anderen Ereignissen stand, rückte der Triumph bereits am Dienstag wieder ins zweite Glied. Grund waren nicht nur die geringe Wertschätzung seitens der Politik, sondern auch wichtige politische Geschehnisse wie die Gespräche über den Beitritt Deutschlands zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft (vgl. Brüggemeier 2004: 293).

Das Interesse an der WM war also nur im unmittelbaren zeitlichen Umfeld des Turniers groß. Der Mythos des »Wunders von Bern« blieb damit vorerst nur auf das eigentliche Ereignis beschränkt. Dies lag vielleicht auch daran, dass der Erfolg der Nationalmannschaft genauso schnell, wie er gekommen war, auch wieder verflog. Bis zum Ende des Jahres 1956 verlor die westdeutsche Mannschaft zwölf von 18 Länderspielen (vgl. Kasza 2004: 187). Bei der Weltmeisterschaft 1958 in Schweden erreichte sie zwar relativ mühsam noch das Halbfinale, die Titelverteidigung gelang jedoch nicht.

Fest steht, dass der Sieg von Bern den Deutschen kurzfristig zur Wiederentdeckung ihrer Nation verholfen und das Selbstwertgefühl des Landes mental grundlegend verändert hat. Der kollektive Rausch half bei der Verdrängung

der Vergangenheit vor der »Stunde Null« und wirkte sich positiv auf die Stimmung in der Gesellschaft aus. „Mit dem Sieg war das Land wieder aufgenommen im Kreis der westlichen Nationen, die Nato-Mitgliedschaft stand unmittelbar bevor“ (Schulze 2005a: 16). Es artikulierte sich erstmals wieder ein unterschwellig vorhandenes, aber sehr unsicheres Nationalgefühl (vgl. Kasza 2004: 208). Die Voraussetzungen für den grundlegenden Aufbau einer nationalen Identität waren also geschaffen, die Anfänge waren gemacht.

Selbst der diesbezüglich sehr vorsichtige Adenauer konnte sich der Wirkung dieser Wochen im Sommer 1954 nicht entziehen und beschwor nur wenige Monate später auf der zehnjährigen Gedenkfeier zum Kriegsende am 8. Mai 1955 einen neuen Nationalstolz herauf: „Die Bundesrepublik Deutschland hat jetzt die Souveränität und damit die Freiheit zurückgewonnen. Zehn Jahre nach dem Zusammenbruch [...] [sind wir] ein freier und unabhängiger Staat“ (Kolpatzik 2009: 100f.). Auch wenn diese Worte sicherlich nicht nur mit dem WM-Titel in der Schweiz in Zusammenhang stehen, dürfte dieser hier wohl eine Rolle gespielt haben.

Dass der Weltmeisterschaft aber auch noch heute eine weit über die Geschehnisse um den 4. Juli 1954 hinausgehende Bedeutung zugesprochen wird, war damals noch nicht abzusehen, gerade weil das »Wunder von Bern« in den Folgejahren in der Öffentlichkeit kaum mehr thematisiert wurde. Eine intensive Aufarbeitung des Ereignisses und die Bewusstwerdung von dessen Tragweite erfolgten erst Jahrzehnte später.

5.2.3.2 Die internationalen Einschätzungen

Um die Bedeutung des Weltmeistertitels von 1954 für die Entwicklung Deutschlands als Nation analysieren zu können, dürfen die Reaktionen des Auslands nicht außer Acht gelassen werden. Eine Nation kann sich immer nur in Abgrenzung und im Vergleich zu anderen Nationen definieren. Die Deutschen sahen sich nach dem Erfolg über Ungarn im internationalen Vergleich wieder aufgewertet und weitgehend im Kreis der westlichen Nationen angekommen. Bleibt die Frage, ob sich diese Einschätzung auch außerhalb Deutschlands so bestätigen ließ.

Zum Zeitpunkt des Beginns der Weltmeisterschaft in der Schweiz waren die Deutschen weltweit immer noch nicht gern gesehen und mussten ständig um Akzeptanz und Anerkennung ringen. Die Demütigungen, die in den neun

Jahren nach der »nationalen Trance« folgten, waren zahllos. Es war deshalb ein wichtiges Ziel, wieder einen festen Platz in der neuen Weltordnung zu finden (vgl. Brändle & Koller 2002: 154).

Wie bereits einleitend erwähnt, soll hier auf die internationale Medienreaktion zurückgegriffen werden. Für deren Auswertung ist es sinnvoll, nicht nur die Berichte über die Ereignisse nach dem Abpfiff zu betrachten, sondern auch die Artikel über das Spielgeschehen selbst heranzuziehen. Denn auch auf diese Weise ergeben sich Hinweise auf die Einstellungen der Berichterstatter gegenüber einem Land und dessen Eigenschaften. Außerdem ist die Meinung, dass sich charakteristische Merkmale einzelner Länder in der Art und Weise ausdrücken, wie ihre Nationalmannschaften auf dem Fußballplatz auftreten, bis heute allgemein verbreitet.

Deutschlands Sieg im Finale rief im Ausland insgesamt gemischte Gefühle hervor. Vor allem, dass tausende deutscher Zuschauer in Bern unmittelbar nach dem Abpfiff im Jubel die erste Strophe des Deutschlandliedes sangen und dies unmittelbar über die Rundfunkgeräte in die Welt getragen wurde, registrierte und kritisierte man international durchaus. Man fühlte sich an die Zeit Hitlerdeutschlands erinnert und befürchtete, dass sich mit dem WM-Titel „ein hysterisches und nationalistisches Volk zu alter Stärke erheben wolle“ (Schulze 2005a: 121f.).

Der Gesang von Bern fand im Ausland zum Teil ein beinahe so lautes Echo wie der Sieg von Bern. Unverkennbar und unvermeidlich flossen politische Vorgänge in die Kommentierung des sportlichen Ereignisses mit ein, das mancherorts wiederum selbst eine politische Dimension erhielt (vgl. Heinrich 2004: 112). So äußerte die Kopenhagener Zeitung *Information* ihre Bedenken bezüglich der deutschen Siegesfeierlichkeiten:

„Überall in Europa überlief es Tausende von Radiohörern und Fernsehern kalt bei der Auswirkung, die der Sieg sofort hatte. Es fehlte offenkundig nur ein ‚Sieg Heil‘, um die ganze Stimmung von der Berliner Olympiade wieder erstehen zu lassen. Die Deutschen sangen ‚Deutschland, Deutschland über alles‘, dass es dröhnte. Und es sah aus, als ob dieser Sieg den aufwog, der 1940 bis 1945 ausgeblieben war“ (Heinrich 1994: 112f.).

Auch in Frankreich war die Presse noch nicht in der Lage, die letztlich doch harmlosen Gesänge der Zuschauer objektiv zu betrachten. Hier wird ebenso deutlich, dass der Umgang mit Deutschland 1954 noch längst kein normaler

war. „Freudestrahlend, jung, begeistert, singen sie mit fester Stimme, auf dass es die ganze Welt hört und weiß, dass Deutschland wieder einmal ‚über alles‘ gilt“, beschrieb ein Redakteur der Zeitung *Le Monde* nach dem Finale seine Eindrücke aus dem Wankdorf-Stadion (Kasza 2004: 176). Sein Kommentar trug den deutschen Titel »Achtung!«.

Ebenso wenig kam auch die Pariser Zeitschrift *Noir et Blanc* um eine als durchaus negativ einzustufende Anspielung auf das militärische Deutschland herum. Unter der Überschrift »Deutschland über alles« las man damals eine sehr direkte Form der Ansprache:

„Die schönste Frau Europas: Miß [sic!] Deutschland. – Die besten Fußballer Europas (und der Welt): die deutsche Mannschaft. – Die schnellsten Wagen Europas: Mercedes, Sieger von Reims. Und morgen, der beste Soldat Europas, der deutsche Soldat?“ (Heinrich 1994: 112)

Die Briten ließen sich teilweise ebenfalls nicht davon abbringen, sich durch den deutschen Triumph an die Zeit des Dritten Reiches erinnert zu fühlen. Der *Daily Express* fasste den fußballerischen Erfolg von Bern und den gleichzeitigen Sieg des deutschen Mercedes-Teams beim Großen Preis von Frankreich in der Formel 1 unter der Schlagzeile »Deutschland über alles« und der Überschrift »Der Tag – for Germans« zusammen. Dazu erläuterte er, dass »Der Tag« in Deutschland die Bezeichnung für den Ausbruch zweier Weltkriege sei (vgl. Heinrich 2004: 114). Außerdem verwies er auf Deutschlands militärische Vergangenheit, als er nach dem Titelgewinn die Kampfstiefel marschieren sah: „The Jackboots are out“ (Heinrich 1994: 109).

Ebenso der *Manchester Guardian*, der im „furchtbaren deutschen Angriff“ eine „echte Rückkehr zum alten Blitzkrieg“ ausmachte, der die Ungarn „unter den deutschen Hammerschlägen“ wanken ließ (alle *Der Spiegel* 1954: 16f.). „Die Deutschen werden anmaßend“, stellte der *Daily Herald* fest (Schulze 2005a: 122) und setzte den Sieg gegen Ungarn damit in den Kontext politischer Ereignisse. In den Augen der britischen Presse war Deutschland doch eigentlich gerade in einer Phase, in der es sich aufgrund des Ziels der Wiedererlangung der vollständigen staatlichen Souveränität doch besser zurückhaltend hätte verhalten sollen.

Unglücklicherweise hatte Bundeskanzler Adenauer noch am Tag vor dem Endspiel ein recht offensives Rundfunkinterview gegeben, in dem er als Alternative zur von Frankreich immer noch nicht befürworteten Europäischen Ver-

teidigungsgemeinschaft eine unabhängige deutsche Nationalarmee ins Spiel brachte. Dies wurde international, besonders aber in Frankreich, als eine starke Provokation aufgefasst. Dass die Bundesrepublik einen Tag nach dem Interview nun die »Weltherrschaft« auf dem Fußballplatz übernahm, spielte Deutschlands Ansehen in diesen Tagen nicht gerade in die Karten, auch wenn Adenauer zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht mit einem Sieg über die »unschlagbaren« Ungarn rechnen konnte (vgl. Schulze 2005a: 122).

Generell lässt sich allerdings feststellen, dass die ausländische Presse nur wenig und zudem sachlich über die vermeintlichen nationalen Auswüchse berichtete. Die hier zitierten Artikel bildeten eine Ausnahme und zeichneten ein Bild von Deutschland, das wenig glaubwürdig war, schon wegen oft zu findender überzogener Klischees.

So beschrieb auch die *Daily Mail* unter der Überschrift »Deutschland über alles they sing« eher nebenbei, wie Deutsche in Biergärten jubelten und dabei die vermeintlich imperialistische erste Strophe der Nationalhymne sangen. Dies schien ihr jedoch nicht weiter kommentierenswert. Weder fand man an selber Stelle einen negativen Kommentar noch eine Warnung vor einem deutschen Nationalismus (vgl. Brüggemeier 2004: 282).

Auch der *Daily Express* hatte einige positive Worte für den WM-Sieg Deutschlands übrig. Dort heißt es unter anderem: „Diese wenig beachteten Deutschen gewannen, weil sie sich im Gegensatz zu jeder anderen Mannschaft weigerten, die erschreckenden Geschichten der magyrischen Magie zu glauben“ (Schulze 2005a: 93). Die Spieler wurden von der Zeitung anerkennend als kräftige deutsche Sportler mit hervorragender Fitness beschrieben, die sich nicht von der Spielkunst der Ungarn beeindruckten ließen und die deren Mannschaft schon zum Ende der ersten Halbzeit förmlich auseinandernahmen (vgl. Brüggemeier 2004: 273).

Dass der deutsche Triumph vom Ausland nicht nur akzeptiert, sondern sogar honoriert wurde, zeigt auch ein Bericht der *Schweizer National-Zeitung*, der das deutsche Verhalten als natürlich und gesund einstufte:

„Einen solchen Jubel hat die lebende Generation in Deutschland noch nie erlebt. [...] Nur wer weiß, wie hier befreiende Begeisterung seit Jahrzehnten abgeschnürt wurde, kann verstehen, was sich in Deutschland seit dem vergangenen Sonntag ereignet hat, als der Schiedsrichter das Fußballfinale im Berner Wankdorfstadion abgepfiffen hat. Es war, als lösten sich Ventile, als strömten urplötzlich längst verdrängte Kräfte

nach außen. [...] Dass man sich in Deutschland noch mehr von einem Spiel als von Militärmärschen begeistern lassen kann, ist eigentlich eine Offenbarung eines natürlichen, gesunden Kerns“ (Heinrich 1994: 141).

Es finden sich noch weitere anerkennende Stimmen wie diese, in denen es nicht direkt um die Folgen des deutschen WM-Titels, sondern eher um die sportliche Ebene des Finalspiels ging:

Die Deutschen, so der französische *Figaro*, hätten die bessere Kondition besessen als die Ungarn, spielten mit einer guten Technik und zeigten eine bemerkenswerte Entschlossenheit bei ihren Angriffen (vgl. Brüggemeier 2004: 275). Derartige Beschreibungen waren keine Einzelfälle.

Der *Kurier* aus Österreich lobte: „Kraft, Ehrgeiz und Tempo allein hätten nicht genügt, um Ungarn in die Knie zu zwingen. Deutschland war auch in technischer und taktischer Hinsicht sattelfest“ (Schulze 2005a: 93). Vom „achten Weltwunder“ sprach der Wiener *Bild-Telegraf* und der *Wiener Kurier* glaubte, dass die Siegerelf bisher „von der ganzen Welt unterschätzt“ wurde (alle Michel 2004: 122).

Selbst der kommunistische amerikanische *Daily Worker* zeigte sich beeindruckt vom unerwartet technisch versierten Fußball der deutschen Mannschaft: „Ihre Verteidigung war solide wie ein Felsen, das Mittelfeld überragend, die Stürmer kombinierten bestechend“ (Brüggemeier 2004: 275).

Von der *Neuen Zürcher Zeitung* kamen ähnliche Töne. Hier las man: „Wenn der deutsche Angriff an der Arbeit war, rollte das Leder wie am Schnürchen gezogen von Mann zu Mann, seitwärts, rückwärts, gelegentlich auch steil in die Tiefe“ (Brüggemeier 2004: 275).

Die niederländische Zeitung *Nieuws van den Dag* schrieb nach dem Endspiel über die Deutschen: „Das Wunder ist geschehen. [...] Der Großmeister ist durch eine Mannschaft bezwungen worden, der niemand eine Chance gab, [...] eine geschlossene Einheit, zu der alle elf Spieler von Anfang bis zum Ende beitrugen“ (Michel 2004: 123).

Obwohl es auch einige negative Urteile über das deutsche Spiel gab, in denen noch militärische Stereotype herangezogen wurden – so schrieb etwa die italienische Zeitung *Il Tempo*, die uniformierten Deutschen hätten ihre Pflicht auf militärische Art erfüllt und die Feinheiten der Fußballkunst nicht beherrscht (vgl. Brüggemeier 2004: 273) –, war in der ausländischen Presse durchaus das Bemühen zu erkennen, jenseits solcher Klischees Erklärungen für den überraschenden Erfolg zu finden.

Entscheidend ist die Erkenntnis, dass die Journalisten die deutsche Elf in den meisten Fällen nicht als Ansammlung gedrillter und hart kämpfender Spieler darstellten, sondern vielmehr den modernen und attraktiven Fußball in den Vordergrund stellten, der nichts mehr mit den typisch deutschen Tugenden und militärischer Gesinnung zu tun hatte (vgl. Brüggemeier 2004: 276). Berichte, die die deutsche Kampfkraft und noch dazu mangelndes Spielvermögen betonten, waren in der Minderheit. Die grundsätzliche Einstellung Deutschland gegenüber dürfte also in der Regel nicht mehr allzu negativ gewesen sein, sonst wäre man sicher nicht in der Lage gewesen, anerkennend über das deutsche Spiel zu urteilen.

Das Verhältnis zu anderen Nationen und deren Einschätzungen war in der deutschen Medienlandschaft von großem Interesse. Generell wurde während der WM, aber gerade nach dem Titelgewinn, den ausländischen Pressestimmen große Bedeutung beigemessen. So druckte beispielsweise die *Bild*-Zeitung nahezu täglich die Reaktionen aus aller Welt auf der Titelseite ab, wobei die positiven Meinungen besonders betont wurden und bei weitem überwogen (vgl. Schmitz-Dräger 2001: 51).

Zudem reagierten auch intellektuelle Blätter wie *Die Zeit* oder die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* durchaus empfindlich auf die teilweise negative Berichterstattung über die deutsche Mannschaft und sprachen unter anderem von mühsam bewahrter Sportlichkeit und Stimmungsoffensive. Auch ein Kommentar des Deutschen Fußball-Bundes beklagte Misstöne aus dem Ausland und einen Unverstand, die Begeisterung der Menschen richtig zu deuten (vgl. Brüggemeier 2004: 283). Letztlich enthielt die ausländische Presseschau aber sicher nicht übermäßig viele kritische Stimmen. Dass eine Stimmungsoffensive gegen Deutschland im Gange gewesen sei, war wohl eher einem immer noch vorherrschenden labilen Selbstwertgefühl und einer damit verbundenen Empfindlichkeit geschuldet (vgl. Heinrich 2004: 116).

Auch wenn hier nur ein kleiner Auszug aus den Reaktionen der internationalen Presse aufgeführt wurde, wird schnell ersichtlich, dass das Fundament, auf dem Deutschland 1954 innerhalb Europas stand, durchaus fragil war. Der Nationalsozialismus überschattete zeitweise noch das neue positive und erfolgreiche Auftreten der DFB-Elf in der Schweiz. Anklänge von nationalbewusstem Habitus der Deutschen im Umfeld des WM-Sieges wurden von einigen inter-

nationalen Stellen negativ ausgelegt und in einen militärischen Zusammenhang gebracht.

Dennoch gab es durchaus auch Stimmen, die genau dies nicht unterstützten und das erfolgreiche Spiel der deutschen Mannschaft im Wankdorfstadion gerne aufgriffen, um auf ein neues Auftreten des Landes zu verweisen, das sich durch den unerwarteten Triumph über Ungarn endlich aus der Vergangenheit befreit zu haben schien.

Ein Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erklärte die vielen positiven Reaktionen aus dem Ausland wie folgt und brachte es damit wohl auf den Punkt: „Europa spürte, daß [sic!] in Bern zum ersten Mal ein anderes Deutschland gewonnen hatte: ein Teil des neuen Europa, ein Nachbar, vor dem die alten Ängste nicht mehr nötig waren“ (Eichler 2004: 32).

5.2.4 Die langfristige Bedeutung der Weltmeisterschaft für die deutsche Nation

Die Deutschen entwickelten durch den Sieg von Bern ein neues Selbstwertgefühl und ein neues Bewusstsein für ihre Nation – soviel steht heute fest. Durch den vorher für nahezu aussichtslos gehaltenen WM-Titel der Nationalmannschaft erhielten die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg einen starken Ruck. Die Nation hatte gemeinsam etwas Großes erreicht. Die Voraussetzungen, auch die Zukunft gemeinsam positiv zu gestalten, waren also gegeben. Umso erstaunlicher ist, dass dieser gesellschaftliche Auftrieb nach dem Sieg gegen Ungarn nicht von langer Dauer war und schnell wieder von anderen Dingen in den Hintergrund gedrängt wurde.

Rückblickend wurden der Finalerfolg und seine Dimension lange unter Wert gehandelt. Er galt über viele Jahre als „besonderes fußballerisches Ereignis, nicht weniger, vor allem aber nicht mehr“ (Heinrich 1994: 14). Der Sieg gegen Ungarn hatte damit in den Folgejahren nicht die Kraft, sich gegen Wiederaufbau und die Probleme des geteilten Deutschland zu behaupten.

Heute aber hat der Gewinn des ersten Weltmeistertitels des DFB eine große Tragweite in der Historie der Bundesrepublik und gilt als einer der bedeutendsten Tage der deutschen Nachkriegsgeschichte (vgl. Heinrich 1994: 10). Renommiertere Historiker und Politikwissenschaftler behaupten, dass kein Ereignis nach dem Krieg so entscheidenden Anteil daran hatte wie das »Wunder

von Bern«, dass sich Deutschland im Bewusstsein seiner Bürger etabliert hat – auch nicht die Wiedervereinigung (vgl. Bertram 2004: 9).

Nach Ansicht des Historikers Alfred Georg Frei hat der Sieg von Bern die Republik zwar nicht gänzlich neu begründet, aber mental stark verändert. Wie eine Woge sei die Begeisterung damals „über das Stauwehr der nationalen Schmach“ geschwappt (Frei 1994: 20). Die Weltmeisterschaft habe den Deutschen eine nationale Identität zurückgegeben, die sich aus den Erfolgen des »Wirtschaftswunders« weiterentwickelte. Frei sieht im WM-Sieg den Auftakt einer gesunden Entwicklung der eigenen Nation (vgl. Frei 1994: 20).

Arthur Heinrich, der sich in zwei Büchern intensiv mit dem Thema WM 1954 beschäftigte, erkennt im Titelgewinn dagegen sogar viele Grundzüge einer kompletten Neugründung der Bundesrepublik. Er erklärt seine Auffassung folgendermaßen:

„Zu dem Schluss führt mich, dass dieses Ereignis [...] eine derartige Resonanz in der damaligen Bundesrepublik hatte, dass es Millionen auf die Straße brachte [...], die ihre Weltmeister bejubeln, begrüßen, wenn sie zurück in die Heimat kommen, dass diese Resonanz den Effekt hatte, dass sich so etwas wie Selbstbewusstsein rausbilden konnte, dass sich auf lange Sicht jedenfalls betrachtet, das Verhältnis zwischen den Bürgern dieser Bundesrepublik und ihrem Staat, also der neuen Demokratie, das vor 1954 kein ausgesprochen herzliches war, dass sich dieses Verhältnis verändert, dass also die Bürger und Bürgerinnen auf lange Zeit lernen, diesen Staat zu akzeptieren und sich anzueignen“ (Kreuzer 2004).

„Mehr Aufbruch war nie“, schrieb ein Journalist der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* rückblickend in einem Artikel zum 50. Jahrestag des Sieges über Ungarn (Schmid 2004: 10). Und schon ein Jahr zuvor erklärte man das Endspiel an selber Stelle zu einem Ereignis, „das den Wiederaufstieg der Deutschen in den Kreis der weltweit respektierten Länder besser als jede andere Episode illustrierte“ (Zorn 2003a: 31).

Joachim Fest hat für die Bundesrepublik drei Gründungsväter ausgemacht: Im Politischen war es Konrad Adenauer, der als erster Bundeskanzler den schwierigen Weg der Nachkriegszeit erfolgreich durchschreiten konnte. Im Wirtschaftlichen hatte Wirtschaftsminister Ludwig Erhard maßgeblichen Anteil an der rasanten ökonomischen Entwicklung im Land. Und auf dieselbe Stufe mit Adenauer und Erhard stellt Fest schließlich Fritz Walter, der die Deutschen als Kapitän der erfolgreichen Weltmeister-Mannschaft mit dem

vollkommen überraschenden Sieg gegen Ungarn im mentalen Bereich entscheidend nach vorne brachte (vgl. Kasza 2004: 186). Auch Bundestrainer Sepp Herberger wurde später neben Konrad Adenauer und Ludwig Erhard zu einem Synonym für das deutsche »Wirtschaftswunder« der 50er Jahre.

Nicht nur Fest sah im deutschen Erfolg ein Ereignis, das über seine eigentliche sportliche Bedeutung hinausging und wesentlich wichtiger war als zunächst angenommen. Immer wieder ist in Medien und Literatur vom »Gründungsdatum« oder »Gründungsmythos« der jungen Bundesrepublik die Rede.

Dass heutzutage vielfach von einem Mythos die Rede ist, wenn über die Ereignisse von Bern gesprochen wird, hängt nicht zuletzt auch mit der Glorifizierung zusammen, die von Presse und Literatur in diesem Kontext immer wieder ausgeht. Die mediale Aufmerksamkeit, die das »Wunder von Bern« insbesondere zum 40- und 50-jährigen Jubiläum erhielt, war immens. Kasza hat sich in seinem ebenfalls 2004 erschienenen Werk mit dem mythischen Status beschäftigt und begründet diesen folgendermaßen:

„Der Mythos kam erst mit der Zeit auf. Eine andere Zeit, eine andere Welt, ein Mythos eben. Die Helden von Bern kamen aus dem Nichts und viele verschwanden auch wieder dorthin. Trotzdem blieb immer eine geheimnisvolle Aura um diese Mannschaft. Um ihre Verschworenheit und ihre Zusammengehörigkeit. Das macht die Legende aus“ (Kasza 2004: 210).

Auch in einem zum 50. Jahrestag des Spiels herausgegebenen Buch von Guido Knopp wird der Sieg Deutschlands als Wunder und Mythos propagiert. Dort heißt es, dass die Mächtigkeit des Mythos vermutlich daran liege,

„dass diesem Fußballspiel eine Kraft innewohnt, über die andere historisch bedeutsame Daten der deutschen Nachkriegsgeschichte nicht verfügen: Es ist ein Tag, mit dem sich alle Menschen in Deutschland identifizieren, alle, im Osten und im Westen“ (Eggers 2004: 177).

Bis der Gewinn des Weltmeistertitels seinen heutigen Rang als Mythos erlangte, vergingen also einige Jahrzehnte. Wenige deutsche Zeitungen sprachen zwar auch schon direkt nach dem Sieg von einem Wunder – so zum Beispiel die *Bild*, die am 5. Juli 1954 schrieb: „Das war das Wunder von Bern. Ein Wunder der Kameradschaft und des geschlossenen Einsatzes“ (Wawrzyn 1954: 4) oder die *Süddeutsche Zeitung*, in der man am selben Tag Folgendes lesen konnte: „Die

deutsche Elf vollbringt in Bern das Fußball-Wunder“ (Schiefele 1954b: 10). In der Regel waren die Zeitgenossen jedoch eher zurückhaltend, was überschwängliche Bezeichnungen für den Erfolg anging.

In der Erinnerung der sechziger und achtziger Jahre spielte der Sieg von 1954 nur eine geringe Rolle. In den Siebzigern rückte er allerdings aufgrund des zweiten WM-Titels Deutschlands im Jahr 1974 kurzzeitig wieder stärker ins öffentliche Bewusstsein.

Drei Jahre später auf der Feier zu Sepp Herbergers 80. Geburtstag im Mannheimer Schloss zollten dann nicht nur Bundeskanzler Helmut Schmidt und Außenminister Hans-Dietrich Genscher dem Weltmeistertrainer große Anerkennung. Auch der damalige Vorsitzende der CSU, Franz Josef Strauß, war in Mannheim anwesend und sprach vom WM-Sieg als einer Begebenheit von staatstragender Bedeutung, die „Millionen Deutschen das Gefühl gegeben hat, im Kreis der Nationen wieder anerkannt zu sein“ (Kilz 2004: 4). Die Politik hatte also mittlerweile die Bedeutung dieses Ereignisses erkannt und war nicht mehr um eine Trennung von politischer und sportlicher Ebene bemüht, wie es noch bei Adenauer und Heuss der Fall war. Erst im Laufe der neunziger Jahre aber wuchs der Finalerfolg der deutschen Elf gegen Ungarn zu dem Ereignis nationaler Tragweite an, als das es bis heute gilt (vgl. Eggers 2004: 173).

Fixpunkt dieser Besinnung auf die nationale Bedeutung des 4. Juli 1954 ist das Jahr 1994, das mit dem schon angesprochenen 40-jährigen Jubiläum des »Wunders von Bern« Anlass bot, sich intensiv mit dem Thema zu beschäftigen. Dass eine solche Art der Fokussierung auf diese Weltmeisterschaft noch nicht zu den vorherigen Jubiläen geschah, könnte daran gelegen haben, dass die Deutschen vier Jahre nach der Einheit erstmals als vereinigt Land zurückblicken konnten und wieder die Muße hatten, sich mit einem gewissen Stolz den positiven Aspekten der deutschen Vergangenheit zu widmen. Auch dass die Wiedervereinigung vom dritten Weltmeistertitel Deutschlands im Fußball begleitet wurde, war sicher nicht unbedeutend für die Rückbesinnung auf die WM 1954. Das noch bis zum Mauerfall abstrakte und durchaus unsichere Nationalgefühl der Deutschen auf beiden Seiten konnte durch die Wiedervereinigung in ein – zumindest auf dem Papier – faktisch greifbares umgewandelt werden. Einer geschichtlichen Aufarbeitung des Sieges in der Schweiz und der damit verbundenen Erkenntnis seines Stellenwerts in der

öffentlichen Wahrnehmung stand zu Beginn der neunziger Jahre also nichts mehr im Weg.

Nach den Erinnerungen zum 40. Jahrestag spielten auch der Tod der Finalhelden Fritz Walter und Helmut Rahn zu Beginn des neuen Jahrtausends eine wesentliche Rolle bei der Bewertung des deutschen WM-Titels. Der damalige Bundesinnenminister Otto Schily würdigte Walter 2002 posthum als „Symbol für Aufbruch und Neubeginn. Das ganze Land sammelte neue Kräfte für den Aufbau des demokratischen Deutschlands“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* Online 2002a). Auch Gerhard Schröder, SPD-Bundeskanzler von 1998 bis 2005, ließ bei seinen Worten zum Tode des ehemaligen Spielführers keinen Zweifel an dessen Legendenstatus, als er davon sprach, dass nicht nur der legendäre Erfolg im Endspiel der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 auf ewig mit dem Namen Fritz Walter verbunden sei, sondern auch, dass das »Wunder von Bern« in besonderem Maße ein Verdienst Fritz Walters war (vgl. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Online 2002b).

Die Reaktionen auf Helmut Rahns Tod ein Jahr später fielen ähnlich aus. Franz Beckenbauer äußerte sich zum Tod des Siegtorschützen von Bern folgendermaßen: „Der Boß [sic!] hat zum wichtigsten Erfolg des deutschen Fußballs beigetragen. Plötzlich war Deutschland wieder wer“ (Zorn 2003b: 31). Auch der damalige Bundespräsident Johannes Rau sprach Rahn und dem Titelgewinn eine über das rein sportliche Ereignis herausragende Rolle in der deutschen Geschichte zu, als er sagte: „Nicht nur die Fußballbegeisterten in Deutschland trauern heute um den großen Helmut Rahn. Damals gab die gewonnene Weltmeisterschaft uns Deutschen Mut und Zuversicht“ (Zorn 2003b: 31). Hier stimmte auch die *Berliner Morgenpost* mit ein und schrieb, dass Rahn mit seinem entscheidenden Tor gegen Ungarn den Sieg ermöglichte, der „Deutschland mehr Auftrieb gab als alle Sozialreformen Adenauers“ (Muras 2003).

Der WM-Titel von 1954 ist heute ein wesentlicher »Erinnerungsort« der deutschen Geschichte, da er ein Symbol für das demokratische und antimilitaristische Deutschland ist. Er steht für den neuen wirtschaftlichen Aufschwung der fünfziger Jahre und einen Wendepunkt hinsichtlich der Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs. Das Datum, die Weltmeisterschaft und ihre Protagonisten Fritz Walter und Helmut Rahn sind, anders als einige andere Gedenktage, „nie einer zersplitterten Erinnerungskultur zum Opfer gefallen. Sie stiften auch ein halbes Jahrhundert später noch eine Gedächtnisgemeinschaft“ (Kreuzer 2004).

Das Berner Wankdorfstadion nimmt als Schauplatz des Erfolgs ebenso eine besondere Stellung im kollektiven Gedächtnis Deutschlands ein. Dies ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass ein 2001 vom Schweizer Botschafter geschenktes Rasenstück aus dem im selben Jahr abgerissenen Stadion auf Veranlassung von Gerhard Schröder umgehend einen Platz im Garten des Bundeskanzleramtes in Berlin erhielt (vgl. Schulze 2005a: 12). Dort sollte der Mythos sinnbildlich weiter wachsen.

Schröder hatte schon bei anderer Gelegenheit das Berner Stadion zur nationalen Gedenkstätte deklariert, die „im Gedächtnis der Deutschen [...] immer seinen Platz behalten [wird]“ (Brändle & Koller 2002: 162). Es sollte in einem Zug mit der Berliner Mauer, mit Weimar und anderen Bauwerken und Orten genannt werden, „die in der Geschichte des Landes hervorragende Bedeutung haben und deren symbolische Bedeutung über viele Generationen erhalten bleibt“ (Seitz 2004: 3).

Schon Schröders Vorgänger Helmut Kohl hatte sich in den neunziger Jahren nicht mehr gescheut, auf die Frage nach der gesellschaftlichen Symbolik des deutschen Erfolgs von einem »Gründungsdatum« der Bundesrepublik zu sprechen (vgl. Seitz 2004: 3f.).

Das »Wunder von Bern« ist heute ein generationenübergreifendes Phänomen und zeigt sich in der nationalen Erinnerung junger Deutscher im Alter bis zu 24 Jahren sogar präsenter als der Holocaust. Nach einer repräsentativen Umfrage der »Forschungsgruppe Wahlen« konnten die Frage »Was bezeichnet man als das Wunder von Bern?« 55,4 % der Altersgruppe richtig beantworten, während auf die Frage »Was versteht man unter dem Begriff Holocaust?« bedauerlicherweise nur 51,4 % der Befragten richtig mit »Vernichtung der Juden« antworteten (vgl. Scheuble & Wehner 2006: 29). Dies liegt nicht zuletzt daran, dass auch die Fußball-Weltmeisterschaft 1954 heute vielfach im schulischen Geschichtsunterricht thematisiert wird und als positives Ereignis einen wichtigen Erinnerungswert hat. Sie gehört zum festen Repertoire der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Wie groß das Interesse – nicht nur bei den Zeitgenossen – an den Ereignissen rund um den 4. Juli 1954 immer noch ist, zeigte 2003 auch der Erfolg von Sönke Wortmanns Kinofilm »Das Wunder von Bern«. Dieser wurde mit über 3,6 Millionen Zuschauern einer der erfolgreichsten Filme der deutschen Kinogeschichte und konnte in viele andere Länder Europas verkauft werden (vgl. Eichler 2004: 32).

Auch elf Jahre später scheint die Geschichte um den Titelgewinn Deutschlands bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 immer noch so publikumswirksam zu sein, dass man sich entschieden hat, den Film von Sönke Wortmann in einem Musical wieder aufleben zu lassen. Seit Herbst 2014, und damit 60 Jahre nach dem »Wunder von Bern«, laufen die Aufführungen des Stücks in Hamburg unter gleichnamigem Titel.

Fest steht: Das »Wunder von Bern« wirkt immer noch. In den letzten Jahrzehnten hat sich gezeigt, dass der WM-Titel in der Tat größere Auswirkungen hatte als das erste »Wir sind wieder wer«-Gefühl. Nicht nur die deutsche Politik ist sich über die heute staatstragende Bedeutung dieses Ereignisses einig und äußert dies auch zu passenden Gelegenheiten. Sein Stellenwert für die Nation ist mittlerweile allgemein unumstritten und kann als ganz wichtiger Aspekt in der Entwicklung der jungen Bundesrepublik nach dem Krieg gesehen werden, der sich nahezu nahtlos an die Währungsreform 1948 und die Verabschiedung des Grundgesetzes 1949 anschließt. Zudem war der Gewinn der Weltmeisterschaft der erste Schritt zu Normalität und Akzeptanz eines mit negativem Image behafteten Landes im internationalen Umfeld.

Die Erinnerungen, die hinsichtlich dieses Ereignisses herrschen, sind daher heute ausschließlich positiv, was in der Geschichte Deutschlands nicht immer der Fall war. Als Außenseiter, der international größtenteils verachtet wurde, fuhr die deutsche Mannschaft zur WM in die Schweiz. Als die Spieler zurückkehrten, waren sie Weltmeister und nationale Helden, die das Bewusstsein eines ganzen Landes veränderten. Sie waren die ersten Helden des neuen Deutschland. Der Sieg stiftete nicht nur den Zeitgenossen, sondern in gewissem Maße auch den nachfolgenden Generationen eine Grundlage ihrer nationalen Identität. Bis heute hält sich der Jubel des damaligen Radioreporters Herbert Zimmermann im Gedächtnis der Nation: »Aus, aus, aus – das Spiel ist aus. Deutschland (!) ist Weltmeister!«

5.2.5 Fazit

Das vorliegende Kapitel hat bestätigt, dass der Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 eine sehr große Bedeutung in der deutschen Geschichte einnimmt. Das »Wunder von Bern« hat die Nation aus heutiger Sicht entscheidend mitgeprägt.

Kurzfristig führte der Titelgewinn Mitte der fünfziger Jahre zu einer Art »Wir sind wieder wer«-Gefühl im Land, verbesserte den mentalen Zustand und veränderte das Selbstwertgefühl der Deutschen. Weil die Spieler allesamt aus der Mitte der Gesellschaft kamen und das Schicksal ihrer Mitbürger teilten, boten sie ein großes Identifikationspotential.

Zudem fiel die WM in eine Zeit, in der die Menschen zwar psychisch noch mit den Folgen des Krieges zu kämpfen hatten, in der es aber auch durch die relativ starke wirtschaftliche Kraft Deutschlands wieder nach oben ging. So konnte sich das »Wunder von Bern« nahtlos in das seit der Währungsreform immer deutlicher werdende »Wirtschaftswunder« einfügen. Es half dabei, mit den Schuldgefühlen hinsichtlich der nationalsozialistischen Herrschaft wenn nicht abzuschließen, so doch sie geringer werden zu lassen. Neun Jahre nach der größtmöglichen Niederlage war die Nation – zumindest auf sportlicher Ebene – wieder auf einer Stufe mit dem Rest der Welt.

Was in diesen Tagen entstand, war keine perfekte neue nationale Identität, sondern vielmehr ein Bewusstsein für die nationale Gemeinschaft. Die Probleme im Land waren noch zu präsent, als dass man sich in diesen wenigen Tagen als Nation wieder völlig neu hätte erfinden können und so stabil und gefestigt dasteht wie andere Nationen. Eher waren sich die Deutschen bewusst, dass man als nationale Gemeinschaft praktisch wieder existierte, nachdem der Begriff nach dem 8. Mai 1945 kontaminiert und damit fast ausgelöscht war. Die kollektiven Gefühle in der virtuellen Gemeinschaft während der Tage der Weltmeisterschaft schufen ein endlich wieder legitimes Wir-Gefühl und eine positive Art von Normalität in Deutschland. Das 3:2 von Bern brachte den Deutschen einen zusätzlichen Schub an Zufriedenheit und neuen Schwung. Hinzu kam, dass mit einer erfolgreichen Republik die Aussöhnung leichter fiel.

Dennoch ist auch klar, dass es schon in den folgenden Jahren wieder still um das »Wunder von Bern« wurde, der Aufbau des Landes wieder in den Vordergrund rückte und seine wahre Strahlkraft erst in den letzten gut zwei Jahrzehnten nach der Wiedervereinigung zum Tragen kam. Von einer nachträglichen Neugründung der Bundesrepublik, die heute häufig im Sieg gegen Ungarn gesehen wird, war 1954 keine Rede. Der Titelgewinn wurde von seinen Zeitzeugen vorerst nicht als solch ein »Gründungsdatum« Deutschlands wahrgenommen. Diese Einschätzung konnte sich erst im Laufe der Zeit entwickeln.

Vor allem die Politik um Bundeskanzler Adenauer und Bundespräsident Heuss versuchte, jeden Einfluss des in ihren Augen rein sportlichen Ereignisses auf den deutschen Nationalgedanken im Keim zu ersticken. Zu groß waren damals noch die Bedenken im Hinblick auf die Reaktionen aus dem Ausland und damit auf Deutschlands internationale Stellung.

Erst durch die hohe Wertschätzung des 54er-Sieges in der Politik der neunziger Jahre und die starke mediale Einflussnahme entwickelte sich das Ereignis zu dem Mythos großer nationaler Wertschätzung und Bedeutung, als der es noch heute weitgehend eingestuft wird.

Auch wenn sich die heutigen Einschätzungen gerade mit größerem zeitlichen Abstand oft als zunehmend und manchmal auch übertrieben mythologisiert erweisen, erhält das Ereignis im Übergang von faktischer zu erinnelter Geschichte Einzug in den Kanon des kulturellen Gedächtnisses der Bundesrepublik. Dies geschieht nicht zuletzt, weil es dem Bedürfnis nach nationaler Identitätsstiftung nachkommt, ohne an die davor liegende Vergangenheit anzuknüpfen (vgl. Schulz 2008).

Derzeit, sechzig Jahre nach dem ersten Weltmeistertitel für Deutschland, ist nicht von einer weiteren Intensivierung der – auch medialen – Aufmerksamkeit für das »Wunder von Bern« auszugehen. Zwar wird sicher auch weiterhin einmal im Jahrzehnt an den 4. Juli 1954 erinnert, der bisherige Höhepunkt der Fokussierung zum 50. Jahrestag 2004 wird dabei aber wohl kaum mehr erreicht werden können. Der Zenit der Beschäftigung mit diesem Ereignis war also schon vor zehn Jahren erreicht und ist in Zukunft wohl nicht mehr zu übertreffen – zumal der Mythos in jüngster Zeit einige Risse bekommen hat, da die 54er-Weltmeister mit Dopingvorwürfen in Verbindung gebracht wurden. Aber das ist ein anderes Thema und nicht Gegenstand dieser Arbeit.

5.3 Die WM 1990 in Italien

5.3.1 Die politische und gesellschaftliche Situation im Sommer 1990

Zur Zeit der Fußball-Weltmeisterschaft 1990 wurde Deutschland vom dritten Kabinett Helmut Kohls in einer christlich-liberalen Koalition von CDU und FDP regiert.

Dominiert wurden die Ereignisse des Jahres 1990 selbstverständlich vom Mauerfall im November 1989. Der Fokus in Politik und Gesellschaft lag auf der in wenigen Monaten bevorstehenden Wiedervereinigung von Bundesrepublik und DDR. Trotz aller Probleme, die die Einheit für das Land in den Jahren nach 1990 mit sich brachte, ist dieses Jahr für die Deutschen als ein ganz besonderes und positives einzuordnen. Nach vier Jahrzehnten der Teilung, des Kalten Krieges und der Unfreiheit im Osten fielen die Grenzen und den Ostdeutschen gelang ein unvergleichlicher Akt der Selbstbefreiung, auf den die meisten von ihnen so lange Zeit gehofft hatten.

Aufgrund des rapiden ökonomischen und politischen Zerfalls der DDR sah sich die Bundesregierung in der ersten Jahreshälfte dazu veranlasst, die Pläne zur Vereinigung der beiden deutschen Staaten zu beschleunigen. Bundeskanzler Kohl und Außenminister Genscher ergriffen ab Mitte Februar in den »Zwei-plus-vier-Gesprächen« der beiden deutschen Staaten mit Vertretern der vier Siegermächte die Gelegenheit, die Einheit mit der Zustimmung der USA, Frankreichs, Großbritanniens sowie der Sowjetunion unter Michail Gorbatschow zu verwirklichen. Im »Vertrag über die abschließenden Regelungen in Bezug auf Deutschland« wurde ein Verzicht der Siegermächte auf ihre Vorbehaltsrechte für Deutschland ab dem 3. Oktober sowie die Rückgabe der vollen Souveränität an das vereinte Deutschland nach 45 Jahren festgelegt (vgl. Eschenhagen & Judt 2008: 327). Erstmals seit Kriegsende gab es damit wieder einen nach innen wie nach außen souveränen deutschen Staat mit großer, auch internationaler, Verantwortung.

Als eine erhebliche Hürde erwies sich der Plan der Aufnahme des vereinigten Deutschlands in das Nordatlantische Bündnis, die NATO. Obwohl sich Bundeskanzler Kohl und der amerikanische Präsident George H. W. Bush bereits Ende Februar auf eine solche verständigt hatten, erklärte der sowjetische Staatspräsident Gorbatschow trotz seiner Zustimmung zur deutschen Einheit

eine NATO-Mitgliedschaft Gesamtdeutschlands noch im März für ausgeschlossen. Nach einigen Verhandlungen konnten sich Kohl und Genscher dann aber doch bei einem Treffen Mitte Juli mit Gorbatschow auf eine sowjetische Zustimmung zur deutschen Mitgliedschaft einigen.

Innenpolitisch hatte die am 1. Juli in Kraft getretene Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion, mit der die D-Mark auch in der DDR das einzige offizielle Zahlungsmittel wurde und über die schon seit Beginn des Jahres verhandelt worden war, eine immense gesellschaftspolitische Bedeutung im Hinblick auf die Vereinigung. Im Zuge der Währungsumstellung im Osten wurden auch die Personenkontrollen an der innerdeutschen Grenze abgeschafft (vgl. Eschenhagen & Judt 2008: 325). Diese beiden Ereignisse galten im Sommer 1990 als durchaus bedeutend und grundlegend für die endgültige Überwindung der deutschen Trennung.

Noch während der Zeit der Weltmeisterschaft wurde in Berlin mit dem endgültigen Abriss der Mauer begonnen, die mehr als 28 Jahre lang den westlichen Teil der Stadt vom östlichen und von der umgebenden Deutschen Demokratischen Republik trennte. An einigen Stellen ließ man Reste des Bauwerks als Mahnmale stehen.

Im Herbst 1990 beschlossen dann auch der Deutsche Fußball-Bund (DFB) und der Fußballverband der DDR (DFV) ihre Vereinigung und der DFV zog seine bisherige Nationalmannschaft aus allen Wettbewerben zurück (vgl. Schulze 2005b: 131).

Welche Bedeutung die Wiedervereinigung in diesem Jahr für die Deutschen hatte, zeigt auch die erste gesamtdeutsche Wahl im Dezember 1990, bei der die Regierungsparteien CDU und FDP zusammen fast 55 % der Stimmen auf sich vereinigen konnten, während die SPD auf 33,5 % abrutschte (vgl. Eschenhagen & Judt 2008: 326). Dieses Ergebnis galt für Helmut Kohl, dessen Amt als Bundeskanzler man noch ein Jahr zuvor bereits verloren geglaubt hatte, nicht nur als politische Auferstehung sondergleichen, sondern auch als Lohn für die gelungene Einigung.

Die Nation befand sich in diesem Sommer in einer völlig neuen Situation. Rechtlich gesehen war der Zusammenschluss von Ost- und Westdeutschland noch nicht vollzogen. Jedoch hatten die Deutschen schon seit dem Fall der Mauer vor einem halben Jahr die Möglichkeit, sich mit der Tatsache vertraut zu machen, dass Deutschland in Zukunft nicht mehr aus zwei getrennten Teilen bestehen wird und die Ost- und Westdeutschen wieder zu einer Gesell-

schaft werden. Die Wiedervereinigung war dementsprechend das alles beherrschende Thema.

In dieser Phase zwischen dem Mauerfall im November 1989 und dem Tag der deutschen Einheit am 3. Oktober 1990 erfolgte unter den Deutschen dann offenbar eine Besinnung auf das verbindende Element der gemeinsamen Zeit vor der Teilung. Es waren Erinnerungen an positive Aspekte, aber vor allem an das von vielen noch gemeinsam erlebte Leid während der nationalsozialistischen Herrschaft sowie während der problematischen ersten Nachkriegsjahre, die für die nationale Zusammenfindung eine große Rolle spielten. Die gemeinsame Geschichte musste aus den Deutschen wieder eine Nation machen – so war zumindest der allgemeine gesellschaftliche Tenor des Jahres 1990.

Der Wille einer gemeinsamen Gegenwart und Zukunft, der nach Renan eine Grundlage der Begründung einer Nation ist, war im Sommer 1990 deutlich spürbar. Auch wenn sich die Ost- und Westdeutschen und ihre nationalen Zugehörigkeitsgefühle während der Zeit der Teilung teilweise flexibel zeigten und die vier Jahrzehnte der getrennten Staatsgebiete ihren Teil zur Auseinanderentwicklung und Entfremdung beider Seiten beigetragen haben, zeigte sich in diesen Monaten allgemein der Wunsch nach Gemeinschaft. Die Nation war während der getrennten Periode als Gedankenkonstrukt nie in Vergessenheit geraten und so waren auch die getrennten Erinnerungen und der zwischenzeitliche, wohl unvermeidliche, Aufbau eigener ost- und westdeutscher nationaler Identitäten in diesen Monaten kaum mehr von Bedeutung. Viel wichtiger erschien das, was kommen würde. Die Freude über den lang ersehnten Fall der Mauer wirkte sich in diesen Monaten stark auf den Willen hinsichtlich einer nationalen Gemeinschaft aus.

5.3.2 Der Turnierverlauf der deutschen Mannschaft

Die 14. Fußball-Weltmeisterschaft 1990 in Italien erstreckte sich über einen Monat vom 8. Juni bis 8. Juli. Insgesamt 24 Mannschaften suchten in der Endrunde den neuen Weltmeister. Bei den Buchmachern wurde der spätere Titelträger Deutschland vor Turnierbeginn nur auf Platz drei hinter Gastgeber Italien und Brasilien geführt (vgl. Schulze 2005b: 27).

Für die Mannschaft des DFB spielten trotz des Mauerfalls weiterhin nur westdeutsche Spieler. Erst nach der Wiedervereinigung und der Auflösung des DDR-Fußballverbands wurden die ersten ehemals ostdeutschen Nationalspieler

im Dezember 1990 von Bundestrainer Berti Vogts in die gesamtdeutsche Nationalmannschaft berufen.

Die WM begann für das Team der Bundesrepublik unter Teamchef² Franz Beckenbauer mit einem sicheren Auftakterfolg. Beim ersten Gruppenspiel am 10. Juni in Mailand besiegte die DFB-Elf spielerisch überzeugend das ehemalige Jugoslawien mit 4:1. Alle vier Tore wurden von Spielern erzielt, die bei einem italienischen Verein unter Vertrag standen und sich in der damals als stärkste der Welt geltenden Liga als Stammspieler behauptet hatten. Vor allem Kapitän Lothar Matthäus konnte mit zwei Treffern herausragen. Man war sich daher der Unterstützung der italienischen Fans sicher – jedenfalls dann, wenn Deutschland im Laufe des Wettbewerbs nicht gegen Italien spielen sollte.

An selber Stelle zeigte sich die deutsche Mannschaft fünf Tage später noch treffsicherer. Diesmal war es Stürmer Rudi Völler, der mit seinem Tor-Doppelpack maßgeblichen Anteil am 5:1-Erfolg der Deutschen über die Vereinigten Arabischen Emirate hatte. Die guten Leistungen der Nationalmannschaft schlugen sich auch bei Londons bekanntestem Buchmacher Ladbrokes nieder, bei dem das DFB-Team von da an als Titelfavorit Nummer eins gehandelt wurde (vgl. Schulze-Marmeling & Dahlkamp 1999a: 341).

Beim abschließenden dritten Gruppenspiel, das am 19. Juni wiederum im Giuseppe-Meazza-Stadion in Mailand ausgetragen wurde, sah es für die deutsche Nationalmannschaft gegen Kolumbien lange Zeit nach einem torlosen Unentschieden aus. Nach der späten 1:0-Führung in der 89. Spielminute schien der dritte Sieg im dritten Spiel dann so gut wie besiegelt, bis die Kolumbianer in der zweiten Minute der Nachspielzeit doch noch den Ausgleich erzielten. Nichtsdestoweniger zog Deutschland als Gruppenerster ins Achtelfinale der Weltmeisterschaft ein.

Zum wiederholten Mal in Mailand traf das Team von Franz Beckenbauer am 24. Juni auf seinen Endspielgegner von 1974, die Niederlande, die auf eine Revanche für die damalige Finalniederlage hofften. Dazu kam es nicht. Deutschland gewann in einem offenen Schlagabtausch mit 2:1 und stand in der Runde der letzten acht Mannschaften.

Dort wartete am 1. Juli das Team der Tschechoslowakei. Zum letzten Mal bei dieser WM lief die deutsche Mannschaft im Mailänder Stadion auf. Der spätere Weltfußballer Lothar Matthäus erzielte durch einen Elfmeter den 1:0-

² Der Begriff Teamchef bezeichnet einen Trainer, der nicht über eine Trainerlizenz verfügt.

Endstand und ermöglichte seiner Elf damit – trotz einiger fataler Fehler in den letzten Minuten der Partie – den Einzug ins Halbfinale.

Drei Tage später kam es in Turin zum Traditionsduell zwischen Deutschland und England. Das Führungstor durch Brehme konnten die Briten erst zehn Minuten vor Schluss ausgleichen. Als es dann sowohl nach der regulären Spielzeit als auch nach der 30-minütigen Verlängerung noch 1:1 stand, musste die Entscheidung schließlich im Elfmeterschießen fallen. Die Engländer verschossen zwei Elfmeter und Deutschland zog durch einen 5:4-Sieg, vier Jahre nach dem verlorenen Finale gegen Argentinien bei der WM in Mexiko, wieder ins Endspiel um den Weltmeistertitel ein. Der Gegner hieß erneut Argentinien.

Am 8. Juli in Rom nahm die deutsche Nationalmannschaft also Revanche für die 2:3-Niederlage bei der letzten Weltmeisterschaft. Ein Vorteil für das DFB-Team war sicherlich, dass die Argentinier durch eine Rotsperre und drei Gelbsperren ihrer Spieler geschwächt waren. In einer spielerisch von beiden Mannschaften schwachen Begegnung besiegte Deutschland die Südamerikaner durch einen verwandelten Strafstoß von Andreas Brehme fünf Minuten vor Spielende mit 1:0 und wurde damit zum dritten Mal nach 1954 und 1974 Fußball-Weltmeister. Obwohl die Nationalmannschaft die letzten drei Turnierspiele nur vom Elfmeterpunkt aus gewonnen hatte, war der Titelgewinn von 1990 nach Meinung der Fußballwelt unbestritten verdient.

5.3.3 Die unmittelbare Wirkung der Weltmeisterschaft

5.3.3.1 Innerhalb Deutschlands

Unzweifelhaft steht das Jahr 1990 in Deutschland zuallererst für die Wiedervereinigung. Kein anderes Ereignis hatte in der deutschen Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg wohl eine ähnlich große Bedeutung und erhielt eine vergleichbare Aufmerksamkeit. Trotzdem steht dieses Jahr auch für den Gewinn des dritten Titels Deutschlands bei einer Fußball-Weltmeisterschaft.

Die Monate zwischen dem Mauerfall im November 1989 und der Einheit der Bundesrepublik und der DDR im Oktober 1990 waren eine Zeit der großen Umwälzungen, nicht nur im politischen, sondern auch im gesellschaftlichen Bereich. In dieser Phase der Annäherung und Zusammenfindung beider deutscher Staaten bedurfte es eines Symbols, das in der Lage war, beiden Seiten

die erste Basis einer gemeinsamen nationalen Identität zu vermitteln. Mit dem WM-Titel schien ein solches Ereignis gefunden worden zu sein. Dennoch bleibt die Frage, wie groß der Einfluss dieser Weltmeisterschaft auf die deutsche Bevölkerung wirklich war und inwiefern er sich auf die Nation auswirkte.

Zur Zeit der WM im Sommer 1990 befand sich ein großer Teil der deutschen Bevölkerung also in einer Art Wiedervereinigungseuphorie. Das Thema beherrschte täglich das politische und gesellschaftliche Leben. Beide Landesteile waren größtenteils positiv gestimmt. Die WM passte also symbolisch ins Bild. Der Titel sollte dem vereinigten Land die Krone aufsetzen. Dennoch stand die Weltmeisterschaft in jenem Sommer in ihrer Wichtigkeit klar hinter den gesellschaftlichen und politischen Geschehnissen.

Auch wenn man offiziell noch nicht als ein Staat galt, war das Interesse der DDR-Bürger am Auftreten der DFB-Mannschaft bei der WM nahezu genauso groß wie im Westen. Ohnehin wurden die bundesdeutschen Nationalspieler schon lange bewundert, nicht nur, weil sie erfolgreicher waren als die DDR-Fußballer. Vielmehr verkörperten sie das bessere System. Der westdeutsche Fußball symbolisierte nicht nur einen Sport. Er war auch ein Mittel, sich mit dem westdeutschen Staat zu verbinden. Schon zu Zeiten der Mauer fuhren ostdeutsche Fans zu Tausenden nach Budapest oder Prag, wenn die DFB-Elf dort spielte, um sie live im Stadion sehen und unterstützen zu können (vgl. *Der Spiegel* 1990: 204). Das Interesse der ostdeutschen Fans war dem DFB-Team damit nicht erst vor dem Hintergrund der Einheit sicher. Große Teile der DDR-Bevölkerung standen schon immer hinter der westdeutschen Nationalmannschaft. „Wenn man ihnen zugejubelt hat, hatte man das Gefühl, dazuzugehören. [...] Für uns hatten die immer einen Heiligenschein“, erklärte während der WM ein ostdeutscher Fan dem Nachrichtenmagazin *Spiegel* (1990: 204).

Während die Euphorie unter den West- und Ostdeutschen im Laufe des fortschreitenden erfolgreichen Turnierverlaufs immer größer wurde, versuchten Teile der DDR-Presse – so etwa die SED-nahe Zeitung *Neues Deutschland*, die *Berliner Zeitung* und die *Leipziger Volkszeitung* – weiterhin, den sozialistischen Wertekanon auf einen sozialistischen Sozialkörper zu übertragen und sich von Westdeutschland abzugrenzen. Stellvertretend für die nicht teilnehmende DDR-Nationalmannschaft wurde der Sowjetunion und der Tschechoslowakei die Funktion des sozialistischen Botschafters zugeschrieben,

der mit seiner Spielweise den entsprechenden Handlungsstil repräsentierte. Die bundesdeutsche Mannschaft stand hinten an (vgl. Kolpatzik 2009: 73f.).

Auch sprachlich fand in der Presse weiterhin eine Abgrenzung statt. So entwarfen die ostdeutschen Zeitungen über die semantische Inklusion »wir aus der DDR« auch während dieses Turniers noch eine exklusive sportnationale Identität. Auf diese Weise wurden deutsch-deutsche Dissonanzen also weiter klar objektiviert (vgl. Kolpatzik 2009: 74).

Auch wenn sich die Berichterstattung als geschichtskultureller Ausdruck eines trotzigem Beharrens auf der noch vorhandenen Eigenständigkeit der DDR zeigt, bewegte sich die sozialistisch eingestellte ostdeutsche Presse auf einem schmalen Grad. Einerseits wollte man das DFB-Team zur sportnationalen »Ihr-Gruppe« zuordnen, andererseits konnte man diese strikte rhetorische Abgrenzung angesichts des sich wandelnden politischen Klimas zwischen Währungsunion und Einheit letztlich nicht aufrechterhalten. Aus der »bundesdeutschen« Mannschaft wurde so zum Ende des Turniers in den Berichten die »deutsche« Mannschaft, um den Bezug zur Lebenswirklichkeit der Leser nicht zu verlieren (vgl. Kolpatzik 2009: 77). Auch lobende Worte waren damit unvermeidbar. Entsprechend wurde der Finalerfolg der Bundesrepublik dann zum Teil auch als verdienter Titelgewinn honoriert (vgl. Schulze 2005b: 113).

Es dauerte noch einige Monate, bis sich die Pressemeinung in der DDR endgültig änderte und man die Einstellung der Bürger akzeptierte. So nahm beispielsweise die Zeitung *Neues Deutschland* erst kurz vor der Vereinigung mit der Bundesrepublik Abstand von ihren bisherigen sozialistischen Ansichten und schrieb dann am Tag der deutschen Einheit, dem 3. Oktober:

„Die Fußballer (der DDR) waren nur ein einziges Mal – 1974 – nicht Zaungast. Ansonsten bescherten sie mehr Verdruß [sic!] als Genuß [sic!]. Für viele waren deshalb die anderen unsere. Ab heute gibt es nur noch unsere. Und die sind Weltmeister. Nun sind wir also auch im Fußball wer. Die Einheit macht's möglich“ (Schulze-Marmeling & Dahlkamp 1999b: 383f.).

In den westdeutschen Medien dagegen fand man schon von Beginn der WM an eine »Pro-Vereinigungsstimmung«. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* etwa erkannte in den Spielern das Bemühen, „in Italien nach besten Kräften, im Namen Deutschlands – von der Bundesrepublik ist kaum noch die Rede – sportliche Botschafter ihres Landes zu sein“ (Zorn 1990: 31). Ein Sieg bei dieser Weltmeisterschaft wäre „Dünger für die deutsche Seele [...] [und] in

diesem Augenblick, einem deutschen Jahr im Weltgetriebe, wäre er eine Zugabe für Millionen“ (Leyenberg 1990: 24).

Nach dem Finalsieg Deutschlands gegen Argentinien ging die Zeitung sogar noch einen Schritt weiter und beschwor eine neue deutsche Identität, die durch dieses Ereignis entstanden sei:

„Vier Wochen deutschen Wir-Gefühls: Die Fußballweltmeisterschaft in Italien ist nicht nur das größte internationale Sportereignis, sondern auch das bisher größte nationale Gemeinschaftserlebnis dieses Jahres gewesen. [...] Auch Konturen einer neuen deutschen Identität wurden sichtbar. Die Farbkombination Schwarz-Rot-Gold war en vogue in diesem italienischen Fußballsommer, getragen von Fans, die sich mit Vergnügen als die der deutschen Mannschaft zu erkennen gaben“ (Kolpatzik 2009: 84).

»Magische Nächte – Deutschland einig Fußball-Land«. Unter dieser Überschrift verglich ein Redakteur der *FAZ* das deutsche Empfinden bezüglich des dritten Titels der deutschen Mannschaft mit jenem „Tag im Jahre 1954, als das kranke deutsche Selbstgefühl durch die Fußballweltmeisterschaft mit dem Sieg über Ungarn den ersten großen Trost empfing, eine Nacht des ganzen Volkes“ (Herles 1990: 3). Weiter sprach er von einer Einigkeit der Emotionen in West und Ost und stellte den »Weltmeister« in einen Stabreim mit der »Wiedervereinigung« und der »Währungsunion«. Bemerkenswert ist hier, dass die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am Tag nach dem Endspiel nicht nur auf ihren üblichen Sonderseiten zur Fußball-WM über das Geschehen in Italien berichtete, sondern dem Titelgewinn mit drei Artikeln die gesamte Seite drei des Politik(!)-Ressorts widmete (vgl. Herles 1990: 3).

Fest steht, dass der Erfolg von Rom in der deutschen Bevölkerung lange nicht mehr gekannte Reaktionen auslöste. Es entwickelte sich eine Einstellung, die zu Zeiten der Teilung als eher unerwünscht galt. Man begann wieder national zu denken. In vielen Städten der Bundesrepublik und der DDR formierten sich zigtausende zu Fahnen schwenkenden Autokorsos, Straßenfesten und Siegesfeiern. Der Titelgewinn mobilisierte eine neue Sportbegeisterung, die über das traditionelle Publikum weit hinausreichte (vgl. Schulze-Marmeling & Dahlkamp 1999a: 346). Das neue Gesamtdeutschland wurde gefeiert, wenn auch in moderater Form. Ein Grund für die Zurückhaltung war auch, dass der in dieser Zeit sehr populäre Tennisspieler Boris Becker am selben Tag das Finale des Grand-Slam-Turniers in Wimbledon verloren hatte.

Der Sieg des DFB-Teams symbolisierte im Zusammenhang mit der deutschen Einheit eine Art Neuanfang, über den sich wie 1954 das gesamte Deutschland freuen konnte (vgl. Jesse 2006: 119). Der unter dem Einfluss dieses ersten WM-Titels begonnene Prozess der internationalen Etablierung Deutschlands schien angesichts der bevorstehenden Vereinigung einen der letzten großen Schritte gemacht zu haben. Und auch der Startschuss zum deutsch-deutschen Zusammenleben war gefallen.

Auch vor Ort in Italien bekannten sich die deutschen Fußballfans selbstbewusst zu ihrer Nationalität, ohne dass die Begeisterung dabei jedoch in nationalistischen Übermut umschlug und den Gastgebern unangenehm erschien. Das unbeschwerte Bekenntnis zur eigenen Herkunft und die neuen Deutschland-Hochgefühle waren nämlich in ein europäisches Gesamtverständnis eingebettet, wie die *FAZ* damals feststellte (vgl. Zorn 1990: 31). Der Zeitung zufolge handelte es sich dabei um die »neuen Deutschen«, nämlich jene, „die sich nun fußball-gestärkt zur nationalen Einigung anschick[t]en, willensstark und locker, ernsthaft und doch ausgelassen“ (Fischer 1990: 3).

Renans Dualismus von Erinnern und Vergessen in Bezug auf die Nation schien also auch hier wieder zu greifen. In den Köpfen der Bürger beider Staaten war die deutsche Nation trotz der Teilung stets präsent. Man erinnerte sich an die gemeinsame Geschichte, gemeinsame Erfolge und das große Leid der Weltkriege. Im Gegensatz dazu musste die getrennte Vergangenheit der letzten Jahrzehnte – inklusive des Spiels gegeneinander bei der WM 1974 – »vergesen« werden. Nur so war es möglich, sich wieder auf eine gemeinsame Identität zu besinnen und sich darauf möglicherweise einzulassen. Die unmittelbaren Reaktionen der Bevölkerung mit der Tendenz zum gesamtdeutschen Denken zeigen, dass den historischen Kräften also ein größeres Gewicht für die Identität der Nation zugesprochen werden konnte als den epochenspezifischen Strukturen politischer Herrschaft. Auch der für die Nation bedeutsame gemeinschaftliche Wille des zukünftigen Zusammenlebens war zeitweise in den Siegesfeiern zu erkennen. Damit schien der Anfang der innerdeutschen Annäherung und des nationalen Entwicklungsprozesses gemacht zu sein. Mit der Weltmeisterschaft war ein Auslöser gefunden.

Dennoch bleibt auch festzuhalten, dass die DDR bei genauerer Betrachtung noch lange nicht mit der Bundesrepublik gleichgestellt war. Die Nationalmannschaft galt als Spiegelbild der westdeutschen Nation – eine lupenreine Auswahl der alten Bundesrepublik sozusagen. Die Spieler siegten „als Flaneu-

re der Leichtigkeit. Die Mauer war weg. Ihr System überlegen. Die Mannschaft einer bewährten Zivilgesellschaft. Von allen bewundert, geachtet und anerkannt“ (Schulz 2006: 83). Und so sehr man sich auch von Seiten der Bundesrepublik darum bemühte, die ostdeutschen Mitbürger an dem Erfolg ihrer Nationalmannschaft teilhaben zu lassen, war die DDR bei diesem Triumph in Wirklichkeit noch nicht richtig dabei (vgl. Schümer 2010: 101). Ein Wir-Gefühl stellte sich zwar phasenweise ein, die Frage nach getrennter oder gemeinsamer Identität blieb aber weiter offen, wie die Analyse der langfristigen Bedeutung der WM 1990 zeigen wird.

Neben ihrer gesellschaftlichen Wirkung war das Auftreten der Nationalmannschaft in Italien in dieser für Deutschland besonderen Zeit durchaus auch von politischer Bedeutung. Im Gegensatz zu 1954, als der politischen Führung um Adenauer und Heuss der Erfolg des deutschen Teams für das internationale Auftreten Deutschlands noch eher ungelegen kam, versuchte 1990 nicht nur Helmut Kohl den Triumph für seine Zwecke zu nutzen. Während beim Endspiel von Bern kein Politiker im Stadion anzutreffen war und man jegliche Verbindung von Sport und Politik zu vermeiden versuchte, fand sich zum Finale 1990 geballte deutsche Politikprominenz auf der Tribüne ein. Neben dem Bundeskanzler waren unter anderem auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker, SPD-Kanzlerkandidat Oskar Lafontaine und sogar die Präsidentin der DDR-Volkskammer Sabine Bergmann-Pohl anwesend (vgl. *Süddeutsche Zeitung* 1990: 1).

Öffentlichkeitswirksam hatte Kohl wenige Monate vor der ersten gesamtdeutschen Bundestagswahl im Dezember nicht nur fast sein gesamtes Kabinett und noch dazu einhundert Kinder und Jugendliche aus der DDR mit ins Stadion gebracht, sondern der Fußball-Nation wegen sogar den Weltwirtschaftsgipfel im texanischen Houston warten lassen (vgl. Herles 1990: 3).

Dass die WM zwar fraglos viel Potential für die deutsch-deutsche Annäherung hatte, die Bundesrepublik aber durchaus den »gewichtigeren« Part innehatte, zeigt auch die folgende Karikatur (Abb. 5) von Fritz Wolf aus dem Jahr 1990, auf der Helmut Kohl und der DDR-Ministerpräsident Lothar de Maizière zu sehen sind:



So, Lothar, dann wollen wir die nächsten Wochen
mal gesamtdeutsch zittern!"

Abb. 5: Karikatur von Fritz Wolf, 1990
(Fritz-Wolf-Gesellschaft 1990)

Die deutsche Politik wusste also, dass die Bedeutung des Fußballs für das Land weit über seinen rein sportlichen Aspekt hinausging und suchte dessen Nähe. Auch Kohl versuchte, auf die Welle der Begeisterung aufzuspringen. So konnte man sich mit Hilfe der Fernsehbilder nicht nur den 1,8 Milliarden Zuschauern weltweit präsentieren, sondern auch – was besonders wichtig war – den Millionen von potentiellen Wählern, die zu Hause in Deutschland das Spiel im Fernsehen verfolgten (vgl. Schulze-Marmeling & Dahlkamp 1999a: 346). „Ich bin stolz auf unsere Mannschaft. Sie hat sich nicht nur auf dem Spielfeld gut verkauft, sondern war auch sonst ein würdiger Vertreter unseres Landes“, stellte der Bundeskanzler nach dem Finale fest und wies damit auch auf die Bedeutung des Triumphs in Bezug auf das internationale Ansehen der Bundesrepublik hin (*Süddeutsche Zeitung* 1990: 1).

Dass Helmut Kohl nach Abpfiff als erster Externer in der Kabine des Weltmeisters erschien und kurz und knapp von Kameradschaft und Gemeinschaft sprach (vgl. Schulze 2005b: 113), wurde innerhalb der Mannschaft damals offensichtlich nicht von allen gern gesehen. Kapitän Lothar Matthäus jedenfalls schildert die für ihn unerwartete Begegnung in seiner 2012 erschienenen Biographie wie folgt:

„Und dann stand der unvermeidliche Bundeskanzler im Raum [...]. Der Herr Kohl. Was soll ich dazu sagen. Wenn sich ein Politiker vier Jahre nicht bei einem Freundschaftsspiel blicken lässt, warum muss ich ihn dann beim Endspiel sehen? [...] Ich würde mich schämen. Ganz oder

gar nicht. Aber gut, die Politik unterstützt den Fußball, und so hat sie wahrscheinlich auch das Recht, sich in unserem Lichte zu sonnen und Reklame in eigener Sache zu machen“ (Matthäus & Häusler 2012: 89).

Darüber hinaus blickte man seitens der Nationalspieler und des Teamchefs Franz Beckenbauer damals eher nüchtern auf den politischen Mehrwert des Titelgewinns und auch dessen Einfluss auf das nationale Empfinden im Land. „Ein Gleichschritt zu den bewegenden und dramatischen Szenen am 9. November 1989 an der Berliner Mauer war [...] [die WM] sicher nicht, und sowohl Beckenbauer als auch die Spieler stießen [...] nicht in dieses Horn“ (Schümer 2010: 100). Mannschaft und Betreuer waren weit davon entfernt, durch das Erreichte die Bodenhaftung zu verlieren oder unpassende patriotische Bekundungen zur eigenen Nation abzugeben. „Wir sind doch keine Chauvinisten“, stellte damals auch der Chef der deutschen Delegation, Egidius Braun, klar (Leinemann 1990: 229).

Den Deutschen war ihre Überlegenheit im Fußball peinlich. Sie schienen immer noch „Angst vor sich selbst zu haben“, beschreibt der britische Autor und Journalist Simon Kuper (2009: 358) in seinem Buch *Football against the enemy* seine Eindrücke im Umfeld der WM 1990. Dies bestätigt ein Artikel der *Süddeutschen Zeitung*, die bereits zwei Tage nach dem Finale Zweifel äußerte, ob es gut für Deutschland sei, dass Wiedervereinigung und Weltmeisterschaft im selben Jahr stattfinden. „Die Sache steigt manchem zu Kopfe“, stellte man dort fest (*Süddeutsche Zeitung* 1990: 1). Es gäbe Fälle von Übergeschnapptheit, die die oft negative Meinung des Auslands, die man gerade zu korrigieren versuche, bestätigen würden. Einzelne zerstörten mit ihrem Verhalten also das gute Bild, das Spieler und Trainer in den letzten Wochen von Deutschland aufgebaut hätten (vgl. *Süddeutsche Zeitung* 1990: 1). Rückblickend waren diese Befürchtungen wohl überzogen.

Das nationale Denken war bei den Spielern im Sommer 1990 also noch weitaus weniger ausgeprägt als bei den deutschen Fans. Stürmer Jürgen Klinsmann beispielsweise sah sich selbst als »Individuum auf einem kleinen Planeten« und nicht als Transporteur nationaler Sehnsüchte in einem Land, das nur sich selbst wichtig nimmt. Für ihn war der Vaterlandsstolz zur Zeit der WM noch ein prekäres Wort, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* damals berichtete (vgl. Zorn 1990: 31). 14 Jahre später erklärte Klinsmann ebenfalls in der *FAZ*, die Mannschaft habe während des Turniers kaum über den sportlichen Aspekt hinausgeschaut, und es gab auch niemanden, der das Bewusstsein

für die gesellschaftliche Bedeutung ihres Spiels und Auftretens geschärft hätte (vgl. Horeni 2004: 15).

Auch Matthäus verneinte während der WM jegliche Verbindung des deutschen Auftritts in Italien mit der gesellschaftlichen Situation in der Heimat. Die Nationalmannschaft würde nicht mit einer anderen Einstellung spielen, „nur weil die Mauer eingerissen worden ist“, zeigte sich Matthäus weit davon entfernt, seinen sportlichen Auftrag in Italien zu überzeichnen (Zorn 1990: 31). Der Generation der Neunziger-Weltmeister war nationales Denken offenbar noch fremd. „Es ist eine Ehre, ein ganzes Land zu vertreten, ein solch großes Land, in dem so viele Menschen Fußball spielen. Mehr fühle ich nicht“, so Matthäus (Kuper 2009: 364).

Was der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* damals allerdings auffiel, ist, dass die Spieler den Text der Nationalhymne im Vorfeld der WM-Spiele in der Regel flüssig mitgesungen haben. Noch wenige Jahre zuvor musste die Nationalmannschaft die Hymne auf Anweisung des DFB-Präsidenten mühsam erlernen (vgl. Zorn 1990: 31). Die Selbstverständlichkeit dieses Bekenntnisses zur Nation war zu diesem Zeitpunkt also bereits reaktiviert. Somit war nicht nur auf Seiten der Fans zu erkennen, dass bei dieser WM auf deutscher Seite eine Art weltläufigen Patriotismus Einzug hielt.

5.3.3.2 Die internationalen Einschätzungen

„So feine Botschafter hatte die Republik schon lange nicht mehr, wichtig gerade in einer historischen Phase, in der alle Welt argwöhnisch jeden Schritt der Überwindung der deutschen Teilung beäugt“, schrieb die *Süddeutsche Zeitung* am Tag nach dem Finale auf ihrer Titelseite (Hoeltzenbein 1990: 36). „Das gute Bild von den neuen Deutschen läßt [sic!] sich niemand trüben“, war auch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zu lesen (Fischer 1990: 3). Und die damalige Bundestagsabgeordnete Antje Vollmer stellte ebenso schon zwei Wochen nach WM-Beginn fest: „Wer den deutschen Fußballern in diesen Tagen zuschaut, der verliert [...] irgendwie die Angst vor den Deutschen“ (Herles 1990: 3).

Allein diese drei Beispiele zeigen, dass man in Deutschland immer noch darum bemüht war, sein Land international wieder auf einen positiven Weg zu bringen. Gründe dazu gab es genügend. Die Nazi-Herrschaft und der Zweite Weltkrieg hingen den Deutschen immer noch nach und gerade in den letzten

Monaten vor der Wende wurden aus dem Ausland immer wieder Stimmen laut, die durch eine deutsche Vereinigung ein Wiederaufkeimen des ehemaligen Großmachtstrebens befürchteten – wenn nicht sogar voraussagten. Die Ängste des argwöhnischen Auslands vor diesem zur Einheit strebenden 80-Millionen-Menschen-Volk, dem zahlenmäßig größten in Europa – wenn man von der Sowjetunion absieht –, waren also vor dem historischen Hintergrund nicht gering.

Zu den bekanntesten Gegnern der Wiedervereinigung gehörten die britische Premierministerin Margaret Thatcher und der französische Präsident François Mitterrand. Man misstraute den Deutschen zutiefst, denn die Erinnerung an frühere Expansionsgelüste waren immer noch hellwach. Für Thatcher waren die Deutschen unberechenbar und zerrissen „zwischen Angriffslust und Selbstzweifeln“ (Das Gupta 2009). Noch im Januar 1990 sprach auch Mitterrand davon, dass die »schlechten Deutschen«, die einst Europa dominierten, nun erneut in Erscheinung treten könnten. Er fürchtete sogar, Kohl könnte einen Weg einschlagen, der einem modernen Deutschland mehr Macht verschaffen würde, als Hitler jemals hatte (vgl. Das Gupta 2009).

Auch der britisch-amerikanische Historiker und US-Regierungsberater Gordon A. Craig äußerte in einem Gespräch mit dem *Spiegel* Ende 1989 starke Bedenken bezüglich eines wiedervereinigten Deutschlands. In seinen Augen wäre die Einheit „die traumatischste Veränderung des Status quo seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs“ (Kilian 1989: 183). Weiter sprach er von einer Unberechenbarkeit der Entwicklungen, weil unter 80 Millionen Menschen ein neues Denken, ein neuer Stolz und eine neue Vorstellung über ihre Rolle in Europa entstehen würde und sie so auf gefährliche Ideen kommen könnten (vgl. Kilian 1989: 185).

Thatcher, Mitterrand und Craig stehen exemplarisch für die Bedenken des Auslands hinsichtlich der »Deutschen Frage« kurz vor der Wiedervereinigung. Damit besaß der Satz des französischen Literaturnobelpreisträgers François Mauriac von 1966 international oft wohl noch Gültigkeit: „Ich liebe Deutschland, ich liebe es so sehr, daß [sic!] ich sehr zufrieden bin, daß [sic!] es zwei davon gibt“, sagte er damals und beklagte die „schrecklichen deutschen Tugenden“ (alle Wild 1967: 112). Eine Rückbesinnung auf Mauriacs Aussage erfolgte beispielsweise im Jahr 1989 durch den damaligen italienischen Ministerpräsidenten Giulio Andreotti, der seine starken Bedenken hinsichtlich der deutschen Vereinigung folgendermaßen äußerte: „Ich mag das Land so sehr, dass ich mir wünsche, es wären noch zwei Länder“ (Ghelli 2013).

Die häufig negative Stimmung im Ausland bezüglich der Wiedervereinigung und der Angst vor einem wiedererstarkenden Deutschland wird auch durch die folgende Karikatur »March of the Fourth Reich« (Abb. 6) aus der britischen Zeitung *Daily Star* vom Februar 1990 dargestellt. West- und Ostdeutschland verbinden sich demnach in mehreren Schritten symbolisch zu einem bewaffneten und marschierenden Soldaten. Durch die Bezeichnung »Viertes Reich« nahm man Bezug auf die einstige nationalsozialistische Vorstellung von einer ewigen Herrschaft:

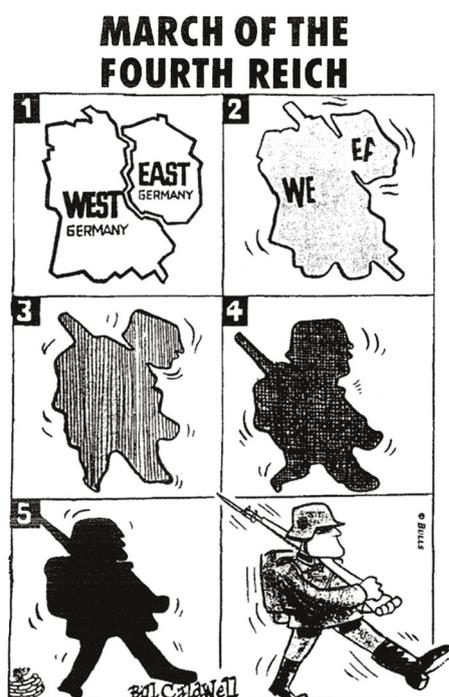


Abb. 6: Karikatur von Bill Caldwell, 1990: „March of the Fourth Reich“ (Caldwell 1990: 100)

Sicher nicht beruhigend wirkte auf die internationalen Beobachter der Weltmeisterschaft in Italien auch eine Aussage, die Franz Beckenbauer auf einer Pressekonferenz direkt nach dem Finaltriumph Deutschlands tätigte. Im Überschwang des Sieges zeigte er sich etwas großspurig davon überzeugt, dass die deutsche Mannschaft vorerst unschlagbar sein werde: „Es tut mir leid für den Rest der Welt, aber wir werden in den nächsten Jahren nicht zu besiegen sein“, so Beckenbauers Antwort auf die Frage eines Journalisten, ob das DFB-Team zusammen mit den ostdeutschen Spielern noch stärker werden wird (Schulze 2005b: 16). Heute denkt Beckenbauer anders über die damalige Situation und relativiert stets seine Aussagen. In einem Gespräch mit dem *Spiegel* im Jahr

2006 äußerte er sich dazu beispielsweise wie folgt: „[...] das war aus dem Moment heraus. Du wirst Weltmeister, und dann redest du auch mal, ohne nachzudenken“ (Weinzierl 2006: 72).

Deutschland schien für die ausländischen Beobachter also mit dem Aufwind des WM-Siegs endgültig auf dem Weg zu einer neuen »Supermacht« zu sein. Und die Nationalmannschaft war in diesen Tagen das international sichtbare Symbol des mächtigen, neuen Nachkriegsdeutschland.

Wie sich dann ja wenig später herausstellte, waren alle Befürchtungen in Bezug auf die von Deutschland ausgehenden Gefahren unbegründet. Nicht nur das solidarische Verhalten der deutschen Politik strafte die Ängste des Auslands Lügen. Auch Beckenbauers kurzfristiger Größenwahn wurde schon zwei Jahre später bei der Europameisterschaft in Schweden revidiert, als die durch einige Ostspieler verstärkte deutsche Mannschaft im Finale gegen Außenseiter Dänemark verlor. Seine Gleichung ging ebenso wenig auf wie die ähnliche Rechnung Helmut Kohls, der als Ergebnis der Zusammenlegung beider deutscher Staaten »blühende Landschaften« kommen sah.

Die internationalen Medien ließen in ihrer Berichterstattung über den deutschen WM-Sieg den politischen Aspekt und damit auch die Wiedervereinigung und deren mögliche Begleitumstände in der Regel außen vor. Nicht ein eventueller bedrohlicher deutscher Größenwahn, sondern die sportliche Leistung der deutschen Nationalmannschaft stand im Vordergrund. Insgesamt war die Presse dem DFB-Team gegenüber dabei positiv eingestellt und honorierte den Erfolg als verdient.

So schrieb beispielsweise der Pariser *France Soir*, die Deutschen hätten von Anfang bis Ende der Weltmeisterschaft „einen fantastischen Eindruck der Stärke hinterlassen“ (Faßbender 2006: 244). Auch für den britischen *Daily Mirror* sei Deutschland in einem von den unterdurchschnittlich spielenden Argentinern verdorbenen Endspiel ein „würdiger Weltmeister“ (Faßbender 2006: 244) geworden.

Anerkennende Stimmen kamen auch aus der Schweiz: „Die Deutschen haben bei diesem Turnier durchaus spielerische Ausstrahlung erkennen lassen. Sie boten ohne Zweifel den komplettesten Fußball“, schrieb der *Tages-Anzeiger* (Schulze 2005b: 113). Und auch der *Züricher Sport* erkannte im richtungweisenden Fußball des neuen Weltmeisters „die perfekt adaptierte Synthese von Kraft und Technik, von Kollektiv und Individualität, von Vorsicht und Risiko, von Einfachheit und Genie“ (Faßbender 2006: 244).

In der italienischen Presse hingegen schien man die Halbfinalniederlage gegen die erwiesenermaßen schlagbaren Argentinier noch nicht überwunden zu haben. Diese Tendenz war zumindest in einer römischen Zeitung zu erkennen: „Deutschland über alles, vor allem über einen impotenten Maradona“, konnte man am Tag nach dem Endspiel im *Messaggero* lesen (*Bild* 1990: 7). Der Seitenhieb auf die oft noch mit der nationalsozialistischen Herrschaft in Verbindung stehenden ersten Strophe der Nationalhymne war unübersehbar. Verunglimpft wurden demnach nicht nur der Argentinier Maradona, sondern ebenso die deutsche Mannschaft und die Geschichte Deutschlands. An anderer Stelle sprach das Blatt darüber hinaus noch von Deutschland als dem „wiedergefundene[n] Feind“ (Schulze 2005b: 95), womit sicherlich auch nicht nur der sportliche Aspekt gemeint gewesen sein dürfte. Einem Bericht des *Spiegel* zufolge hat die italienische Presse darüber hinaus auch „wieder die teutonischen Panzer walzen sehen – im Stadion und auf der Straße“ (Leinemann 1990: 226). Deutschland war also sogar fast ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende für einige italienische Medien offenbar immer noch untrennbar mit seiner militärischen Vergangenheit verbunden.

Negatives war auch in der belgischen Tageszeitung *Het Laatste Nieuws* zu lesen. Hier griff man die oben angesprochenen Befürchtungen vor neuer deutscher Macht- und Stärkedemonstration auf: „Franz Beckenbauer wurde zum Kaiser gekrönt. Deutschland ist der Weltbeste. Das wird seine Einwohner sicher nicht zu mehr Bescheidenheit veranlassen“ (Schulze 2005b: 113).

Diese negative Berichterstattung aus Italien und Belgien entsprach aber letztlich sicher nicht der verbreiteten internationalen Beurteilung. Vielmehr ging es hier um punktuelle, aber dennoch nennenswerte, Kritik.

Das Thema Wiedervereinigung fand sich nur in wenigen Pressestimmen wieder. So schrieb die niederländische Zeitung *de Volkskrant* nach dem Finale: „In der letzten WM vor der sportlichen Wiedervereinigung behielten die Deutschen bis zum letzten Augenblick einen kühlen Kopf“ (Schulze 2005b: 113). Laut der spanischen Zeitung *El Periódico* riss Deutschland durch den Sieg sogar „Mauern nieder auf der höchsten Fußballstufe“ (*Bild* 1990: 7). Das französische Blatt *Libération* sprach von »dem deutschen Jahr«: „Für Deutschland wird 1990 wirklich das Jahr bleiben, in dem ihm alles hold war“ (Schulze 2005b: 113). Und die ebenfalls französische Sportzeitung *L'Équipe* war der Meinung, „die Bundesrepublik hätte besseres [sic!] verdient“ (Deutscher Fußball-Bund 2013), als in dieser Zeit gerade dieses spielerisch auf ganzer Linie

enttäuschende WM-Turnier zu gewinnen – noch dazu gegen den blamabelschlechten Endspielgegner Argentinien.

Insgesamt blieb am Ende auch für Beckenbauers »Rest der Welt« eine Erkenntnis, für die beispielhaft die Worte des Leiters des Sportressorts der *Süddeutschen Zeitung*, Klaus Hoeltzenbein, stehen sollen:

„Falls die vereinigten Deutschen so auftreten wie der forsche Stürmer Klinsmann, der willensstarke Kapitän Matthäus, so verbindlich wie Torjäger Völlner und so pflichtbewusst wie Chefgrätsche Buchwald, so locker und zugleich zielstrebig wie die ganze Mannschaft, kann Europa damit klarkommen. Die Botschaft war angekommen. Vor Deutschland einig Fußball-Land muss sich niemand fürchten“ (Schulze 2005b: 17).

Die deutsche Mannschaft trug also durch ihr eher bescheidenes als großspuriges Auftreten dazu bei, das Bild Deutschlands international in eine positive Richtung zu lenken. Die Spieler waren in der Tat »feine Botschafter« des Landes. Dies hatte, bis auf wenige Ausnahmen, auch das Ausland registriert.

5.3.4 Die langfristige Bedeutung der Weltmeisterschaft für die deutsche Nation

Im nationalen Gedächtnis Deutschlands hat der WM-Titel von 1990 lange nicht einen so großen Wert wie der des Jahres 1954. „Zu keinem Zeitpunkt konnten die Weltmeister von 1990 für sich jenen Mythos reklamieren, den [sic!] die Mannschaft und den Trainer von Bern 1954 umgab und umgibt“ (Schulze-Marmeling & Dahlkamp 1999b: 383). Der Sieg des Jahres 1990 war vielmehr ein verdienter sportlicher Erfolg, der letztlich nicht überaus unerwartet kam. Von einem Wunder wie 1954 war daher wohl nie die Rede – auch deswegen, weil die gesellschaftlichen Umstände nicht vergleichbar waren mit denen im Nachkriegsdeutschland der fünfziger Jahre.

Der Erinnerungswert der WM 1990 resultiert vor allem aus ihrer zeitlichen Nähe zur deutschen Einheit und dem damit verbundenen Wandel des deutschlandpolitischen Klimas. In Deutschland hat es seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs „wohl kein Jahr gegeben, in dem sich Geschichte so konzentriert ereignet hat wie 1990. Selbst die WM stand im Schatten der Geschehnisse“ (Schulze 2005b: 130) und spielte nur eine politische und gesellschaftliche Nebenrolle. Dies zeigt sich aus gegenwärtiger Sicht auch daran, dass das Bild, das die Mannschaft von 1990 bei den Menschen hinterlassen hat, heute oft leer

ist. Beckenbauers Team konnte sich nicht so stark ins nationale Gedächtnis einbrennen wie die beiden bereits zuvor mit dem Titel dekorierten deutschen Mannschaften von 1954 und 1974. Besonders im Gegensatz zu den »Helden von Bern«, die das gleiche Kriegsschicksal wie alle Deutschen teilten, bot die WM-Elf von Italien kaum Identifikationspotential. Die meisten Spieler des Kaders waren längst in die Klasse der Millionäre aufgestiegen. Anders als noch 1954 standen einige Profis bei ausländischen Vereinen unter Vertrag. Das Geld regierte den Fußball, was die Identifikation deutlich erschwerte.

Erinnern sich viele Deutsche heute an Namen der 54er-Weltmeister wie Rahn, Fritz und Ottmar Walter, Morlock, Eckel, Turek oder Herberger, bleiben von 1990 oft nur die Protagonisten der Fernsbilder im Gedächtnis, so etwa der Schütze des Siegtors im Finale, Andreas Brehme, Kapitän Lothar Matthäus, der den WM-Pokal in die Höhe reckt, oder Franz Beckenbauer während seines einsamen Spaziergangs über den Stadionrasen in Rom. Vielleicht wären auch noch Rudi Völler und Jürgen Klinsmann zu nennen. Beide bringt man heute allerdings mehr mit ihrer jüngeren Vergangenheit und ihren Trainertätigkeiten beim DFB als mit dem Weltmeistertitel 1990 in Verbindung. Auch die siegreiche Mannschaft der WM 1974 mit ihren glanzvollen Namen Netzer, Breitner, Hoeneß, Beckenbauer, Overath oder Müller ist heute in den Köpfen der Deutschen wesentlich präsenter als das Team von 1990.

Dieses schnelle Vergessen ist auch ein Hinweis darauf, dass die Ereignisse rund um den Titelgewinn keinen entscheidenden Einfluss auf die deutsche nationale Identität gehabt haben. Zu groß war vermutlich die Aufmerksamkeit, die in der Öffentlichkeit den Begleitumständen der nahenden Einheit entgegengebracht wurde. Zwar erreichte die Wiedervereinigungseuphorie mit dem Sieg über Argentinien einen zwischenzeitlichen Höhepunkt, die WM-Feierlichkeiten wurden jedoch schon bald durch gesellschaftlich und politisch wesentlich bedeutsamere Themen in den Hintergrund gedrängt. Den Sieg nahm man quasi im Vorbeigehen mit – passte er doch gerade so gut ins Bild.

Was jedoch auffällt, ist, dass sich die Deutschen nach dem Gewinn der Weltmeisterschaft erstmals wieder trauten – die Feierlichkeiten zum Mauerfall ausgenommen –, ihre Nationalfarben öffentlich zu zeigen, auch im internationalen Umfeld vor Ort in Italien. Die WM war dabei allerdings wohl mehr Mittel zum Zweck. Die Einheit veranlasste die Menschen, wieder gesamtdeutsch zu denken und sich als vereinigtes Land zu feiern. Die Weltmeisterschaft bot dann genügend Anlass, die allgemein positive Stimmung des Jahres 1990 aus-

zuleben und nach außen zu tragen. Man nutzte das Ereignis sozusagen als vorgezogenes Fest der deutschen Einheit.

Entsprechend war auch die persönliche Einordnung des damaligen Teamchefs Beckenbauer, der sich 16 Jahre nach dem WM-Triumph im *Spiegel* wie folgt äußerte: „Der Hintergrund war nun mal der Fall der Mauer. Ein paar Monate später feierten wir die Vereinigung. Die Fahne war plötzlich wieder wichtiger, bekam eine Bedeutung, die sie vorher nicht hatte“ (Weinzierl 2006: 72).

Dass der Titel jedoch eine langfristige Relevanz für die Deutschen und ihre Nation hatte, lässt sich aus heutiger Sicht nicht bestätigen. Man feierte den sportlichen Sieg, der aktuellen Befindlichkeit im Land entsprechend. Nach Abklingen der Feierlichkeiten benötigten die Ost- und Westdeutschen aber noch Jahre, um sich einander auch im alltäglichen Leben anzunähern und eine gemeinsame Identität aufzubauen.

Die Zeit rund um die WM 1990 kann zwar als erstes Musterbeispiel gesamtdeutschen Denkens und Agierens gesehen werden und wurde zu dem Zeitpunkt auch als Symbol des emotionalen Vollzugs der deutschen Einheit wahrgenommen. Auch der Wunsch der schnellen gesellschaftlichen Vereinigung war in der Regel zwar beiderseits groß und vielfach auch gewollt, die Realität zeigte rückblickend jedoch ein anderes Bild. Zu lange war man getrennt, als dass dieses vierwöchige »Gemeinschaftsereignis« nach über 40 Jahren der Teilung und des Lebens in unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen alles hätte verändern können. „Symbolisch und emotional vermag der Fußball vieles, aber er konnte den Graben zwischen getrennten Landesteilen und Mentalitäten nicht einfach zuschütten“ (Schümer 2010: 101). In den folgenden Monaten und Jahren zeigte sich, dass die Differenzen zwischen den Menschen aus Ost und West noch viel zu groß waren, als dass dieses Fußballturnier längerfristigen Einfluss gehabt haben könnte.

Zwar war die Nation im Sommer 1990 bereits inoffiziell und seit dem 3. Oktober auf dem Papier endgültig

„eine feste Größe mit einer nahezu perfekten Entsprechung von Staat und Nation, politischer und Kulturnation [...]. Diese Nation existiert[e] zwar bereits als ein äußerer Rahmen, sie [...] [musste] aber zugleich noch weitgehend mit Leben gefüllt werden, insbesondere in den Köpfen und den Vorstellungen. Damit stellt[e] die Nation auch unter den veränderten Bedingungen weiterhin ein Problem dar, das die Deutschen mehr trennt[e] als eint[e] [...]“ (François 1995: 100).

Um den Rahmen dieser deutschen Nation mit »Leben zu füllen« – wie François schreibt – bedurfte es allerdings vieler Jahre und vieler verbindender Elemente. Das Jahr 1990 war in diesem Prozess nur der Anfang. Vielmehr blieben „in den Folgejahren der deutschen Einheit geschichtspolitische Vorbehalte gegenüber der Nation und gegenüber einem nationalen Patriotismus spürbar“ (Kronenberg 2009: 41).

Anders als beim »Wunder von Bern«, das von der deutschen Politik in den folgenden Jahrzehnten und bis heute immer wieder bei entsprechenden Gelegenheiten aufgegriffen wurde und wird, fand der Titel von 1990 in den letzten Jahren außerhalb der Sportberichterstattung oder im Umfeld der vergangenen Weltmeisterschaften kaum noch Erwähnung. Auch aus politischer Sicht ist sein gesellschaftlicher Wert also eher als gering einzustufen.

Vielmehr wird der Titelgewinn heute besonders seitens der Medien gerne als Symbol für den ersten, aus heutiger Sicht fragwürdigen, gesamtdeutschen Erfolg hochstilisiert und zu gegebenen Anlässen wiederbelebt. Seinen unbestreitbar hohen sportlichen Wert ausgenommen, ist diese Symbolik heute wohl der bedeutendste Aspekt, der gesellschaftlich von der Weltmeisterschaft geblieben ist. Sie hat sich zwar unmittelbar 1990 auf das nationale Denken ausgewirkt, die nationale Identität der Deutschen aber nicht entscheidend geprägt oder verändert. Damit steht die Weltmeisterschaft 1990 diesbezüglich in ihrem Wert für Deutschland klar hinter der des Jahres 1954 zurück.

5.3.5 Fazit

Fasst man die Ergebnisse dieses Kapitels zusammen, kommt man zu dem Schluss, dass die gewonnene Fußball-Weltmeisterschaft des Jahres 1990 für die deutsche Nation rückblickend zwar eine unmittelbare, aber kaum eine langfristige Bedeutung hatte.

Die WM fiel in eine Zeit, in der in Deutschland eine Pro-Vereinigungstimmung herrschte. Die Euphorie in den Monaten nach dem Mauerfall war noch nicht verflogen und so nutzte man seitens der Fußball-Fans das gute deutschlandpolitische Klima, um das neue Gesamtdeutschland zu feiern – auch wenn die eigentliche Einheit noch bevorstand. Das erfolgreiche Auftreten der Nationalmannschaft in Italien gab genug Anlass, sich stolz zu seiner Nation und deren nationalen Symbolen zu bekennen und ein phasenweise neues Wir-Gefühl zwischen Ost- und Westdeutschen aufkeimen zu lassen.

Auch wenn damit erste Schritte der Annäherung zwischen beiden Landesteilen getan waren, blieb die Frage nach einer gesamtdeutschen Identität nach Abklingen der Feierlichkeiten dennoch weiter offen. Langfristig gesehen hatte die Weltmeisterschaft 1990 für die deutsche Nation keine prägende Kraft. Bis heute gilt sie zwar als Symbol für den ersten gesamtdeutschen Erfolg nach dem Mauerfall – obwohl die Mannschaft ja nicht einmal eine gesamtdeutsche war. Jedoch trug sie rückblickend nicht dazu bei, die gesellschaftlichen Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschen zu überwinden und eine gemeinsame Identität zu schaffen, vielleicht auch, weil sich die Dominanz des Westteils Deutschlands deutlich zeigte.

Neben dem Sport selbst war Nutznießer des WM-Erfolgs der deutschen Mannschaft auch die Politik um Bundeskanzler Kohl, der das Ereignis nicht nur dazu nutzte, sich und sein Land international erfolgreich dastehen zu lassen, sondern ebenso davon profitierte, dass weder die Fans und noch weniger die Spieler unangenehm auftraten. Die Siegesfeiern und das Selbstbewusstsein des neuen Titelträgers bewegten sich in einem insgesamt völlig normalen Rahmen. Die Weltmeisterschaft und ihre Begleitumstände demonstrierten den ausländischen Kritikern, dass von Deutschland, auch nach der Vereinigung, keine nationalistische Gefahr ausgehen würde. Von einem Großmachtstreben, das vielfach befürchtet worden war, konnte nach den aktuellen Erfahrungen keine Rede sein. Entsprechende Tendenzen wären nämlich im Umfeld der Weltmeisterschaft, als einem der größten Sportereignisse der Welt, deutlich geworden. Und dies war nicht der Fall. Insgesamt hielt man sich auch in den kommenden Jahren mit nationalen Bekenntnissen weiterhin zurück. Der partikulare Nationalstolz, der während der WM-Feierlichkeiten zum Vorschein kam, verflog schnell wieder.

Insgesamt war die gewonnene Weltmeisterschaft im Vereinigungsjahr sowohl national als auch international gesehen ein Ereignis mit positiver Wirkung für Deutschland. Speziell in Bezug auf die Entwicklung als Nation bewirkte sie rückblickend aber kaum etwas.

5.4 Die WM 2006 in Deutschland

5.4.1 Die politische und gesellschaftliche Situation im Sommer 2006

Zur Zeit der 18. Fußball-Weltmeisterschaft wurde Deutschland von einer großen Koalition aus CDU und SPD regiert. Bundeskanzlerin Angela Merkel löste im Herbst des Vorjahres den SPD-Kanzler Gerhard Schröder im Amt ab – als erste Frau und erste Politikerin aus Ostdeutschland in der Geschichte der Bundesrepublik.

Außenpolitisch vertrat Merkel die Interessen Deutschlands von Anfang an eher selbstbewusst. Nachdem es zu Jahresbeginn aufgrund unterschiedlicher Sichtweisen, insbesondere in der Iran-Frage, zu leichten Differenzen mit den Vereinigten Staaten und ihrem Präsidenten George W. Bush gekommen war, kündigte dieser nach intensiven Gesprächen mit Merkel bei zwei deutsch-amerikanischen Gipfeltreffen im Sommer schließlich doch an, von seinem geplanten härteren Kurs im Streit um das iranische Atomprogramm abzuweichen und auf die Linie der Bundesrepublik einzuschwenken. Gemeinsam einigte man sich darauf, im Sinne der internationalen Staatengemeinschaft eine diplomatische Lösung finden zu wollen. Das Verhältnis zwischen Merkel und Bush und damit zwischen Deutschland und den USA konnte nach den anfänglichen Unstimmigkeiten in diesen Monaten als ein enges und gutes bezeichnet werden (vgl. *Stern Online* 2006).

Wirtschaftlich war die Bundesrepublik im Jahr 2006 gut aufgestellt. Der seit Jahren anhaltende und stetig gestiegene Exportboom schlug auf die deutsche Binnenkonjunktur durch und führte zu einem Anstieg der Gesamtwirtschaftsleistung (vgl. Eschenhagen & Judt 2008: 414).

Der Effekt für den Arbeitsmarkt blieb allerdings noch gering. Die Zahl der Menschen ohne Beschäftigung lag 2006 bei knapp 4,5 Millionen, was einer Quote von 10,8 % entsprach – dem dritthöchsten Wert seit der Wiedervereinigung. Dennoch zeigte die Arbeitslosenquote 2006 nach vier Jahren des stetigen Anstiegs wieder einen positiven Trend, was nicht zuletzt an der guten wirtschaftlichen Situation Deutschlands lag (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2013b).

Unter anderem bedingt durch die immer noch hohe Arbeitslosigkeit und den Beschluss zur Anhebung der Mehrwertsteuer zeigte sich die allgemeine

Stimmung unter den Deutschen vor WM-Beginn eher negativ. Umso höher waren die Erwartungen an die Weltmeisterschaft auf heimischem Boden. Der Pessimismus sollte einer Aufbruchstimmung weichen – so die Idealvorstellung. Die Hoffnungen der Deutschen lagen 2006 also auf dem Fußball als allumfassendes Landessanierungsprogramm (vgl. Seitz 2007a: 27).

Die deutsche Nation bewegte sich in diesem Sommer in einer Phase zwischen Stagnation und langsamer Identitätsbildung. Zwar entwickelte sich seit einigen Jahren – bedingt durch diverse Faktoren, die im Folgenden genauer betrachtet werden – wieder ein vorsichtiges Nationalbewusstsein, eine gemeinsame Identität von Ost- und Westdeutschen war aber immer noch im Aufbau begriffen. Auch 16 Jahre nach der Einheit waren die Deutschen indirekt damit beschäftigt, die in den vierzig Jahren der Teilung entstandene deutsche Erinnerungsspaltung zu überwinden und sich auf eine gemeinsame Vergangenheit zu besinnen.

Diese getrennte Erinnerungskultur Deutschlands war noch in den neunziger Jahren sowohl in West als auch in Ost so ausgeprägt, dass einem gemeinsamen Erinnerungsfundus, den Renan als Basis für die Nation definiert, kein Platz eingeräumt wurde. Vielmehr wurde die Erinnerung der Gesellschaft in den ersten Jahren nach der Einheit noch von der getrennten Vergangenheit beider Teile Deutschlands dominiert, was eine gemeinsame Identitätsfindung entscheidend erschwerte. Dies geschah auch vor dem Hintergrund, dass in beiden Teilen Deutschlands die Nachkriegsgenerationen herangewachsen waren, die keinen direkten Bezug mehr zur gemeinsamen Vorkriegszeit hatten.

Eine indirekte Besinnung auf die gemeinsame Geschichte vor der Teilung – sowohl in Form vieler positiver Ereignisse und Leistungen, aber auch des Leides, das dem gesamten Land etwa während der Weltkriege widerfahren war – begann erst um die Jahrtausendwende. Entsprechend entwickelte sich von da an auch der Aufbau des Nationalbewusstseins. Unter den Deutschen war sowohl in Politik als auch Gesellschaft immer mehr der Wille erkennbar, den jahrzehntelangen Sonderweg jenseits jeglicher nationaler Bekenntnis zu verlassen, das gemeinsame Schicksal anzunehmen und wieder als nationale Gemeinschaft zusammenzufinden.

Dass der Aufbau des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls aber noch lange nicht als abgeschlossen gelten konnte, zeigte sich auch an der anhaltenden Differenzierung der Bundesrepublik in neue und alte Bundesländer und der Kategorisierung der Einwohner in West- und Ostdeutsche. Diese Differen-

zierung demonstrierte nicht nur eine immer noch existierende Trennung, sondern trug auch selbst noch zur Erschwerung der kollektiven kognitiven Vereinigung des Landes bei (vgl. Kolpatzik 2009: 6).

Die Realität wies also ein anderes Bild auf, als man sich noch zur Zeit der Wiedervereinigung erhofft hatte, gerade weil sich im Umfeld der Feierlichkeiten 1989/1990 entsprechende positive Tendenzen einer schnellen nationalen Vereinigung offenbarten, die sich dann aber größtenteils zunächst schnell wieder verflüchtigten.

Die deutsche Politik zeigte sich 2006 bemüht, den Prozess der endgültigen Vereinigung der Nation auch in den Köpfen der Menschen voranzutreiben. Mit der Eröffnung einer, über viele Jahre geplanten und entwickelten, Dauerausstellung zur deutschen Geschichte im Deutschen Historischen Museum in Berlin wollte die Bundesregierung nur wenige Tage vor Beginn der Weltmeisterschaft ein Zeichen zur Zusammenfindung beider Seiten setzen. Die Kanzlerin betonte diesbezüglich, es sei dementsprechend auch eine wichtige Aufgabe der Ausstellung, die verschiedenen Erinnerungskulturen in West und Ost miteinander zu vereinen: „So kann aus einer geteilten Erinnerung der Deutschen eine gemeinsame werden“ (Die Bundesregierung 2006). Bemerkenswert ist dabei, dass das Museum seinen Platz im ehemals preußischen Zeughaus Berlin fand, war doch Preußen seinerzeit gebietsmäßig sowohl in Ost- wie später auch mit großen Teilen in Westdeutschland vertreten.

Die deutsche Nation war also im Sommer 2006 im Begriff, sich langsam weiter mit Leben zu füllen, auch wenn sie von einer Vollendung noch ein Stück entfernt war.

5.4.2 Der Turnierverlauf der deutschen Mannschaft

Die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 begann am 9. Juni in München und endete am 9. Juli mit dem Endspiel im Berliner Olympiastadion. An dem Turnier, das zum zweiten Mal nach 1974 auf deutschem Boden ausgetragen wurde, nahmen 32 Nationalmannschaften – und damit doppelt so viele wie noch bei der WM 1954 – teil.

Die Mannschaft von Teamchef Jürgen Klinsmann ging in diesem Jahr mit Außenseiter-Chancen in die Heim-WM. Nach dem Vize-Weltmeistertitel von 2002 bestand zwar die berechtigte Hoffnung auf einen noch erfolgreicherer Turnieraussgang, aber die großen Favoriten auf den Weltmeistertitel waren an-

dere – allen voran die Brasilianer und Argentinier, die beide aber später bereits im Viertelfinale scheiterten.

Für Deutschland begann das Turnier mit einem 4:2-Sieg gegen Costa Rica im Eröffnungsspiel von München am 9. Juni. Der Sieg kam rückblickend zwar nicht überraschend, aber er förderte gleich zu Beginn eine positive Stimmung unter den fußballinteressierten Deutschen.

Bereits fünf Tage später schwappte die Begeisterung jedoch bereits auf große Teile der Bevölkerung über, als die deutsche Mannschaft nach einem Sturmloch gegen Polen in Dortmund erst in der Nachspielzeit der regulären Spieldauer das Siegtor erzielte. Spätestens mit diesem Erfolg stand das ganze Land im Bann der WM. Das mediale Großereignis beherrschte zwar nicht erst ab diesem Tag, aber von nun an in besonderem Maße für vier Wochen das Tagesgeschehen in Deutschland.

Der folgende 3:0-Sieg des DFB-Teams am 20. Juni in Berlin gegen Außenseiter Ecuador wurde dann als selbstverständlich und ohne größere Anstrengungen »mitgenommen«. Deutschland zog damit als Erstplatzierter seiner Vorrundengruppe in die »Runde der letzten 16« gegen das Nationalteam aus Schweden ein.

Auch die Skandinavier bereiteten der immer selbstsicherer auftretenden deutschen Mannschaft am 24. Juni in München nur wenige Probleme. Schon zur Halbzeitpause führte man durch zwei Tore von Podolski mit 2:0 und brachte diesen Sieg dann auch relativ ungefährdet über die Spielzeit.

Der erste »wirkliche« Gegner wartete dann am 30. Juni im Viertelfinale in Berlin auf das Team von Jürgen Klinsmann. Mit Argentinien traf man auf den – zu diesem Zeitpunkt – großen Favoriten auf den Titelgewinn. Nach einem 0:1-Rückstand konnte Deutschland kurz vor Schluss noch zum 1:1 ausgleichen. Somit ging es über eine torlose 30-minütige Verlängerung schließlich ins Elfmeterschießen. Torwart Jens Lehmann konnte zwei Elfmeter der Argentinier parieren und die deutsche Nationalmannschaft zog mit einem 4:2-Sieg ins Halbfinale ein.

In der Vorrundensrunde traf man vier Tage später in Dortmund auf die »Squadra Azzurra«, die Nationalmannschaft aus Italien. Da beide Teams in der regulären 90-minütigen Spielzeit keine Treffer erzielten, sollte eine Entscheidung in der anschließenden Verlängerung fallen. Zwei Minuten vor Ende der zusätzlichen 30 Minuten erzielte Italien dann den Führungstreffer zum 1:0. Das deutsche Team konnte nicht mehr auf dieses Tor reagieren. Dass in der

Nachspielzeit der Verlängerung noch das 2:0 fiel, blieb nur eine Randnotiz. Italien stand im Finale, Deutschland war der schockierte Verlierer.

Das noch folgende »Spiel um Platz 3« am 8. Juli in Stuttgart hatte nach der Halbfinalniederlage nur noch wenig Bedeutung. Letztlich gewannen die Deutschen relativ ungefährdet mit 3:1 gegen Portugal. Weltmeister aber wurde Italien durch einen Sieg im Elfmeterschießen gegen Frankreich.

5.4.3 Die Multikulturalität der Nationalmannschaft als besonderer Faktor

Die deutsche Fußball-Nationalmannschaft hat sich innerhalb der letzten knapp 15 Jahre immer mehr zu einem multikulturellen Team entwickelt. Die Spieler sind zum Teil nicht in Deutschland geboren und wurden eingebürgert, Eltern oder Elternteile anderer stammen von verschiedenen Kontinenten oder aus dem europäischen Ausland. Die familiären Wurzeln dieser Spieler reichen von Polen über Russland, Spanien, England, Ghana, Nigeria, Tunesien und die Türkei bis nach Brasilien. Seit dem Jahr 2000 trugen insgesamt 35 Spieler ausländischer Herkunft das Trikot der deutschen Nationalmannschaft (Stand Juli 2014). Bei der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika bestand mit elf Akteuren sogar fast die Hälfte des Teams aus Spielern mit einer Immigrationsgeschichte.

Auch im deutschen Kader bei der WM 2006 standen fünf Akteure mit einem Migrationshintergrund³. Zu diesen gehörten die in Polen geborenen und als Kinder mit ihren Familien in die Bundesrepublik übergesiedelten Lukas Podolski und Miroslav Klose sowie der ursprünglich aus Ghana stammende und 2001 eingebürgerte Gerald Asamoah. Hinzu kamen mit David Odonkor und Oliver Neuville zwei Spieler, die nur einen deutschen Elternteil haben.

³ Gemäß §4 der Verordnung zur Erhebung der Merkmale des Migrationshintergrundes (MighEV) des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales besteht ein Migrationshintergrund einer in Deutschland lebenden Person, wenn:

- „1. die Person die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt,
2. der Geburtsort der Person außerhalb der heutigen Grenzen der Bundesrepublik Deutschland liegt und eine Zuwanderung in das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland nach 1949 erfolgte,
3. die Person als Aussiedler oder Spätaussiedler, dessen Ehegatte oder dessen Abkömmling die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hat und
4. der Geburtsort mindestens eines Elternteiles der Person außerhalb der heutigen Grenzen der Bundesrepublik Deutschland liegt und eine Zuwanderung dieses Elternteiles in das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland nach 1949 erfolgte“ (Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz 2010).

Odonkors Vater stammt ebenfalls aus Ghana, Neuville hat eine italienische Mutter. Spätestens seit der Weltmeisterschaft 2006 wird das Nationalteam daher in den Medien gerne als »Internationalmannschaft« bezeichnet.

Obwohl die deutsche Gesellschaft schon seit den sechziger Jahren, als im Zuge des Wirtschaftsaufschwungs zahlreiche Gastarbeiter ins Land kamen, von verschiedenen Kulturen geprägt ist, änderte sich die Situation bezüglich der Integration der Migranten erst um die Jahrtausendwende grundlegend. Mitentscheidend hierfür war die schon lange zuvor geforderte Modernisierung des Staatsbürgerschaftsrechts. Dieser Durchbruch in der Einbürgerungspolitik führte am 1. Januar 2000 zur Einführung des Geburtsortsprinzips (»Ius Solis«) ergänzend neben dem bis dahin in Deutschland geltenden Abstammungsprinzip (»Ius Sanguinis«). Damit erhielten Zuwandererkinder in der Regel automatisch die deutsche Staatsangehörigkeit, wenn sie in Deutschland geboren wurden. Die Abstammung, und damit die Staatsangehörigkeit der Eltern, war nicht mehr allein ausschlaggebend für die nationale Zugehörigkeit des Kindes. Auch wenn das Abstammungsprinzip weiterhin Gültigkeit besaß, hatte das Kind von nun an die Möglichkeit, sich nach dem Erreichen der Volljährigkeit frei für eine der beiden Staatsangehörigkeiten zu entscheiden. Seit dieser Entscheidung der nunmehr rot-grünen Bundesregierung unter Kanzler Schröder im Jahr 1998 herrschte in Deutschland eine neue, offenere Einstellung hinsichtlich der nationalen Zugehörigkeit und die Bundesrepublik stand Zuwanderern und deren Nachkommen auch von Staats wegen positiver gegenüber.

Diese wegweisende politische Veränderung hatte Signalwirkung – ebenso auf den Deutschen Fußball-Bund. Zum Ende der 1990er Jahre erkannte man auch dort die Wichtigkeit und dringende Notwendigkeit der Eingliederung junger Spieler mit ausländischer Herkunft in seine Nationalmannschaften – vom Jugendbereich bis hin zur A-Nationalmannschaft. Spätestens als Frankreich 1998 mit einem Team, das etwa zur Hälfte aus Spielern mit einem Migrationshintergrund bestand, die Weltmeisterschaft gewann und mit dieser Linie seinerzeit als Vorbild für eine erfolgreiche Integration galt, begann auch bei den Verantwortlichen im deutschen Fußball ein Umdenken. Das Beispiel Frankreich zeigte darüber hinaus, dass die Eingliederung von Migrantenspielern entscheidend zum sportlichen Erfolg beitragen konnte – ein wesentlicher Aspekt. So vergrößerte sich der Pool, aus dem man seine Spieler rekrutieren konnte. Aufgrund der automatisch höher werdenden Zahl an Talenten wuchsen auch die Erfolgsaussichten. Im DFB, der zuvor lange Zeit eine konservative und tra-

ditionelle Politik verfolgte und bei dem seit Jahrzehnten kein Spieler mit ausländischen Wurzeln im Kader für eine Weltmeisterschaft stand, fand seitdem eine stetig größer werdende interkulturelle Öffnung statt. Dies zeigte sich schon bei der Weltmeisterschaft 2002, als erstmals drei Spieler ausländischer Herkunft für die deutsche Nationalmannschaft nominiert wurden.

Der Deutsche Fußball-Bund betreibt mittlerweile eine intensive Integrationsarbeit. Im Zuge der Maßnahmen zur Eingliederung von Spielern, sowohl im Jugend- als auch im Profibereich, rief der DFB auch verschiedene über den aktiven Fußball hinausgehende Integrationsprojekte mit dem Ziel der Nachhaltigkeit ins Leben. Unter dem Motto »Integration fängt bei mir an« (Abb. 7) will man auf Zuwanderer zugehen und ihnen helfen, durch individuelle Bereitschaft einen Platz innerhalb der deutschen Gesellschaft zu finden. Gefördert und gefordert werden soll vor allen Dingen deren gesellschaftliche Teilhabe – und zwar durch die Ermutigung und Befähigung zur Übernahme von ehrenamtlichen Tätigkeiten in Vereinen sowie die Mitarbeit und Mitgestaltung innerhalb der Verbandsstrukturen des DFB.

„Wir wollen die [...] Stärke des Fußballs nutzen, um die gemeinnützige Basis zu stärken. Denn der Fußball ist ein wichtiger gesellschaftlicher Integrationsmotor. [...] Für eine kluge Integrationsstrategie braucht man den Sport“, so der frühere DFB-Präsident Theo Zwanziger zur Rolle seines Verbandes in diesem Prozess (Deutscher Fußball-Bund 2014b).



Abb. 7: Plakat des DFB: „Integration fängt bei mir an!“
(Deutscher Fußball-Bund 2014b)

Gleichzeitig steht der DFB auch im sportlich »aktiven« Bereich als Vorbild für eine erfolgreiche Einbindung von Spielern mit ausländischen Wurzeln, bei der beide Seiten – sowohl die Mannschaften als auch der einzelne Spieler – voneinander profitieren und sich gegenseitig stärken. Auf höchster Ebene demonstriert das Nationalteam seit über einem Jahrzehnt, wie eine gelungene Integration funktioniert. Möglich wird dieser mustergültige und zum Teil richtungsweisende Status des DFB und der Nationalmannschaft für die deutsche Gesellschaft vor allem durch die Bedeutung des Fußballs in Deutschland und das große Interesse am Nationalteam – auch als Identifikationsobjekt.

Der Fußball hat also eine große integrative Kraft und kann als Musterbeispiel für die Eingliederung von Zuwanderern fungieren, da es auf dem Fußballplatz in der Regel leichter ist, ungeachtet der Herkunft in der Gemeinschaft für ein Ziel zu arbeiten. Integration gelingt im Fußball praktisch ganz nebenbei. Oder anders formuliert: Auf dem Rasen sind alle gleich. Laut Sebastian Braun, Integrationsforscher an der Berliner Humboldt-Universität, haben die Nationalspieler dabei in zweifacher Hinsicht symbolische Bedeutung: Zum einen wirken sie integrativ, weil sie ein Gemeinschaftserlebnis symbolisch vermitteln, zum anderen repräsentieren sie eine bestimmte Herkunft und bilden so Verbindungslinien in ihre Herkunftsgruppen (vgl. Deutscher Fußball-Bund 2014a). Auf diese Weise sendet die Nationalmannschaft seit einigen Jahren eine starke integrationspolitische Botschaft aus, die besagt, dass jeder in der Gesellschaft Fuß fassen, für das Land etwas leisten und etwas erreichen kann und dies auch honoriert und belohnt wird. Jeder hat die Chance, durch Leistungsbereitschaft und Eingliederungswillen ein fester Bestandteil der deutschen Gesellschaft zu werden – und im Fall des Fußballs den Sprung in Deutschlands Elitemannschaft zu schaffen –, egal mit welchem nationalen Hintergrund. „Die Lebensläufe der Nationalspieler sind ein Abbild der Gesellschaft – sie zeigen, was alles möglich ist“, so auch der aktuelle Präsident des Deutschen Fußball-Bundes Wolfgang Niersbach (Schmidt & Bergmann 2013: 34). Migrantenspieler können somit Rollenvorbilder sein, die entsprechende Signale senden.

Nach der Weltmeisterschaft 2006 debütierte dann auch der erste Spieler teils türkischer Herkunft, Malik Fathi, – und damit aus der größten in der Bundesrepublik lebenden ausländischen Gruppe – in der deutschen Nationalmannschaft. Weitere folgten. Und seit einigen Jahren sorgt vor allem der türkischstämmige Mittelfeldspieler Mesut Özil dafür, eine Verbindungslinie zwischen Deutschland und den eingewanderten Türken zu schaffen. Auf der einen Seite

steht er, neben seinen fußballerischen Qualitäten, für eine komplette Integration und eine Identifikation mit Deutschland. Auf der anderen Seite lässt er seine türkischen Wurzeln nicht fallen und bekennt sich beispielsweise zum Islam und damit auch noch zu seiner ursprünglichen Kultur.

Aber nicht erst seit Özil und andere türkischstämmige Spieler als Integrationsvorbilder agieren, herrscht in Deutschland ein offenerer Umgang zwischen den Deutschen und den Zuwanderern. Schon im Umfeld der Weltmeisterschaft 2006, als die in Deutschland lebenden Türken und Menschen türkischer Herkunft in besonderer Weise eine Zuwendung zur deutschen Nationalmannschaft und damit zu Deutschland zeigten, deutete einiges darauf hin, dass viele Migranten durchaus bereit sind, sich mit diesem Land zu identifizieren und ihm positiv gegenüberzustehen. Die türkische Mannschaft war nicht für die Weltmeisterschaft qualifiziert und so schufen sich die Zuwanderer eine neue Identifikationsbasis, indem viele sich mit der deutschen Nationalmannschaft solidarisierten und sich demonstrativ zu den deutschen Nationalfarben bekann-ten. Dies taten sie nicht nur untereinander, sondern zusammen mit den deutschen Anhängern auf den Straßen. Die WM 2006 hatte also einen positiven Einfluss auf das Verhältnis zwischen Deutschland und seinen Migranten – vor allem aus dem Grund, dass die deutsche Nationalmannschaft mit ihren fünf Spielern ausländischer Herkunft vier Wochen lang als Vorbild für interkulturelle Öffnung und Gemeinschaft agierte.

Dass die Integrationspolitik des DFB durchaus als Erfolgsmodell angesehen werden kann, zeigt nicht nur der quantitative Aspekt: Seit der WM 2006 war der prozentuale Anteil der Spieler mit einem Migrationshintergrund in der Nationalmannschaft stets höher als der Anteil von Menschen ausländischer Herkunft in der deutschen Gesellschaft allgemein. Der Deutsche Fußball-Bund nutzt seit mittlerweile über einem Jahrzehnt bewusst die Möglichkeit, zum Nationalspieler taugende Talente ausländischer Herkunft für seine Auswahlteams zu gewinnen, um mit deren Hilfe eine erfolgreiche Zukunft zu sichern. Bei den letzten Welt- und Europameisterschaften seit 2006 bewegte sich der Anteil der Nationalspieler mit ausländischen Wurzeln stets zwischen 22 und 48 % des 23-köpfigen Spielerkaders. Dagegen lag die Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund in der deutschen Gesellschaft laut Statistischem Bundesamt im Januar 2014 bei nur etwa 18 % der Gesamtbevölkerung (vgl. Tageschau 2014). Dieser Wert zeigte sich im gesamten vergangenen Jahrzehnt relativ konstant und schwankte nur leicht im Bereich zwischen 18 und 20 % (vgl.

Tagesschau 2014). Die Nationalmannschaft zeigt sich damit nicht direkt als Spiegelbild der gesellschaftlichen Umstände, da sie einen höheren Prozentsatz von Spielern ausländischer Herkunft aufweist, als vergleichsweise Migranten in der Bundesrepublik leben.

Auch qualitativ hat sich seit den ersten Integrationsmaßnahmen – wie von den Verantwortlichen des DFB bei der Neuorientierung erhofft – im deutschen Fußball vieles positiv entwickelt. Nachdem man bei den Weltmeisterschaften 1994 und 1998 jeweils schon im Viertelfinale ausschied, erreichte die fortan mit Migrationsspielern verstärkte deutsche Mannschaft bei den Weltmeisterschaften 2002, 2006, 2010 und 2014 immer mindestens den dritten Platz. Entscheidenden Anteil daran hatten die Spieler mit ausländischen Wurzeln, wie beispielsweise Stürmer Miroslav Klose, der bei der Heim-WM 2006 nicht nur Torschützenkönig wurde, sondern mittlerweile sogar insgesamt mehr Tore für Deutschland erzielt hat als die deutsche »Stürmerlegende« Gerd Müller.

Die Integrationspolitik des Deutschen Fußball-Bundes hat seit Jahren eine starke öffentliche Wirkung. Bundeskanzlerin Angela Merkel ist eine Unterstützerin dieses Projekts und sieht den Fußball als „hervorragendes Beispiel“ dafür, dass „Integration gefordert, gefördert und vor allem gelebt“ wird (alle Beckedahl & Brügelmann 2012: 61f.). Merkel bezeichnet ihn darüber hinaus, genau wie Theo Zwanziger, als »Motor der Integration«:

„Es gibt wohl auch wenig Sportarten, die so geeignet dafür sind, junge Menschen jeder Herkunft zusammenzubringen, denn Fußball ist weltweit populär. [...] Dazu aber hat der Deutsche Fußball-Bund auch noch große Verantwortung bewiesen und aktive Integrationsanstrengungen unternommen. Für mich ist der Fußball deshalb nicht nur Gewinner, sondern ein echter Motor der Integration“ (Beckedahl & Brügelmann 2012: 62).

Bundestrainer Joachim Löw, der auch schon bei der WM 2006 Mitglied des Trainerstabs der Nationalmannschaft war, unterstützt Merkels Sicht durch seine persönliche Erfahrung: „Es werden überhaupt keine Unterschiede gemacht zwischen einem deutschen Spieler und einem Spieler mit Migrationshintergrund. [...] Integration ist bei uns kein Thema – vielleicht ist das die größte Form von Integration“ (Beckedahl & Brügelmann 2012: 62). Löw selbst berief seit seinem Amtsantritt als hauptverantwortlicher Trainer im Juli 2006 insgesamt 20 Spieler mit ausländischem Bezug neu in den Kader der Nationalmannschaft (Stand Juli 2014).

Der Fußball im Allgemeinen und die Nationalmannschaft haben nicht nur Signalwirkung für die Migranten in der Gesellschaft. Auch auf der anderen Seite können sie sich positiv auswirken und rassistischen Tendenzen entgegenwirken. Möglich wird dies dadurch, dass es immer selbstverständlicher wird, dass Spieler dunkler Hautfarbe komplett in ihre Teams integriert sind. Auch in der Nationalmannschaft sind, seit mit Gerald Asamoah im Jahr 2001 der erste gebürtige Afrikaner in den deutschen Kader berufen wurde, dunkelhäutige Spieler fester Bestandteil des Teams. Alle zeigten und zeigen vollen sportlichen Einsatz für und eine Identifikation mit Deutschland und trugen und tragen in gleichem Maße zum Erfolg der Mannschaft bei wie alle anderen Spieler.

Auch wenn Asamoahs Einbürgerung damals noch für viel Aufsehen sorgte und es in diesem Umfeld zu vereinzelt Diskussionen darüber kam, was »Deutschsein« eigentlich bedeute, verflüchtigten sich entsprechende Tendenzen schnell wieder. Und dies geschah nicht zuletzt deshalb, weil schon ein Jahr später, bei der WM 2002, neben Asamoah mit Klose und Neuville noch zwei weitere – wenn auch nicht dunkelhäutige – eingebürgerte Spieler einen wichtigen Anteil an Deutschlands Finaleinzug hatten. Spätestens mit der Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland wurden auch die farbigen Spieler für ihr Auftreten und ihren Beitrag zum Erfolg des Teams von den Fußballanhängern bejubelt. Für die absolute Mehrheit der Beobachter und Anhänger der Nationalmannschaft nehmen diese Spieler also seit vielen Jahren keinen Sonderstatus mehr ein, sind akzeptiert und das Thema der Hautfarbe erfährt kaum mehr Aufmerksamkeit. „Heute sind Spieler türkischer oder afrikanischer Herkunft Leistungsträger [...] in unserer DFB-Auswahl. Vielfalt auf dem Platz ist für die meisten Fans zu einer Selbstverständlichkeit geworden“, so auch Bundespräsident Gauck (2014: 4). Seit Asamoah trugen bis zum heutigen Zeitpunkt (Stand Juli 2014) insgesamt zehn Spieler mit dunkler Hautfarbe das Trikot der deutschen Mannschaft.

Ebenso hob Joachim Löw kürzlich die Bedeutung des Nationalteams in der Rassismusproblematik hervor und zeigte sich davon überzeugt, dass die „Nationalelf die höchste Form des Kampfs gegen Rassismus“ demonstriere (*Süddeutsche Zeitung Magazin* 2014: 18). Dazu sagte Löw:

„Wir haben Spieler unterschiedlichster Herkunft, Hautfarbe, Religionszugehörigkeit – und es spielt überhaupt keine Rolle, wo Boateng, Özil, Reus oder Müller herkommen. Die Nationalelf ist eine Gemeinschaft, die Integration ganz selbstverständlich vorlebt. Der Fußball hat eine un-

gemein integrative Kraft - nicht nur an der Spitze, sondern auf allen Ebenen, weltweit“ (*Süddeutsche Zeitung Magazin* 2014: 18).

Rückblickend dürften sich durch die erfolgreiche Integrationsarbeit in der deutschen Nationalmannschaft auch die Befürworter der »Leitkultur« bestätigt fühlen. Eine Debatte um diesen Begriff wurde im Jahr 2000 durch den damaligen CDU-Fraktionsvorsitzenden Friedrich Merz angestoßen und sorgte für Diskussionen in der deutschen Politik. Hintergrund war eine größer werdende Zuwanderung aus osteuropäischen Ländern und dem ehemaligen Jugoslawien und damit aufkommende Bedenken bezüglich der Herausbildung von Parallelgesellschaften innerhalb der Bundesrepublik. Die »Leitkultur« als politische Leitidee sollte ein gemeinsames Fundament von Werten vorgeben, die von Zuwanderern beachtet und respektiert werden müssten, wenn sie in Deutschland leben wollten. Es ging um die Bereitschaft, sich in die in Deutschland gewachsenen kulturellen Grundvorstellungen zu integrieren. Auch Angela Merkel, damals noch CDU-Bundvorsitzende, sprach sich für einen größeren Anpassungswillen der Zuwanderer aus: „Wir wollen ein sehr klares Bekenntnis zur Nation, zu unserem Vaterland, zu weltoffenem Patriotismus, zu Toleranz und Zivilcourage“, forderte sie damals (Arte 2010).

Die deutschen Nationalspieler ausländischer Herkunft haben Merkels damaliges Postulat im Laufe der letzten Jahre praktisch in die Tat umgesetzt. Indem sie sich bewusst für Deutschland und damit – obwohl viele die Möglichkeit hatten zu wählen – gegen die Nationalmannschaften ihrer Ursprungsländer entschieden, demonstrieren sie ein klares Bekenntnis zu und eine Identifikation mit Deutschland. Sie tragen die deutschen Farben, verkörpern die deutsche Kultur, setzen sich für das Land ein und erfüllen zudem einen ganz wesentlichen Aspekt: Sie sprechen die deutsche Sprache, was auch laut Merkel eine Grundvoraussetzung dafür ist, am Leben in diesem Land uneingeschränkt teilnehmen zu können (vgl. Beckedahl & Brügelmann 2012: 62).

Die Bezeichnung »multikulturelle« Nationalmannschaft entspricht daher nicht ganz der Realität. Vielmehr treten eventuell vorhandene kulturelle Unterschiede nur noch bedingt in Erscheinung, da die Spieler, wenn sie das deutsche Trikot tragen, nach außen alle den gleichen Status haben. Ausländische Wurzeln treten in diesen Momenten in der Regel in den Hintergrund, schließlich hat man sich nicht ohne Grund für Deutschland, dessen Geschichte und Kultur entschieden. Eine Multikulturalität ist zwar ganz automatisch weiterhin vorhanden, jedoch eher außerhalb der 90 Spielminuten.

Das Bewusstsein für ihre Ursprungskultur und der Respekt vor ihrer Herkunft bleiben bei den Spielern zwar bestehen, Rücksicht wird aber nicht genommen – zumindest nicht auf dem Fußballplatz. Klose etwa, der bei der Weltmeisterschaft 2006 fünf Tore für Deutschland erzielte, fiel die Entscheidung, für den DFB zu spielen, nach eigener Aussage nicht schwer, da er den größten Teil seiner Kindheit in der Bundesrepublik verbracht habe. Selbst Polens Hauptstadt Warschau habe er bis 2012 noch nie besucht (vgl. Kemper 2012). Entsprechend seiner Identifikation mit Deutschland konnte von einem Loyalitätskonflikt im Vorrunden-Spiel zwischen Deutschland und Polen bei der WM 2006 auch keine Rede sein. Ebenso verhielt es sich bei Podolski, der sich im Vorfeld des Spiels klar positionierte und keine Zweifel hinsichtlich seiner Einstellung aufkommen ließ: „Ich mache nicht langsamer auf dem Platz. Wenn wir gewinnen, könnten wir uns vorzeitig für das Achtelfinale qualifiziert haben. Das ist unser Ziel – und nicht, ob die Polen weiterkommen“ (Horeni 2006b: 31). Deutschland gewann das Spiel, allerdings diesmal ohne Tore von Klose oder Podolski.

Zwei Jahre später traf man bei der Europameisterschaft 2008 erneut auf die polnische Mannschaft. Podolski erzielte beide Tore zum 2:0-Sieg Deutschlands, verzichtete aber auf entsprechende Jubelgesten. „Ich komme aus Polen und habe zu den Menschen dort eine besondere Beziehung [...], aus Respekt vor diesem Land wollte ich nicht groß jubeln“, sagte Podolski danach (Heinrich 2008) und erhielt für dieses Verhalten viel Anerkennung, sowohl aus Deutschland als auch von polnischer Seite.

Für die deutschen Anhänger ergeben sich aus solchen Situationen also in der Regel keine negativen Einstellungen und Einschätzungen bezogen auf den jeweiligen Spieler. Die emotionale Zurückhaltung mit Rücksicht auf das frühere Heimatland wird durchaus respektiert, zumal der Spieler sich ansonsten mit Deutschland identifiziert und sich auch sportlich keineswegs zurückhält. Unter den Fußballanhängern wurde bisher kaum bezweifelt, dass die Spieler sich Deutschland gegenüber loyal verhalten. Dieses Thema wird in Deutschland daher auch kaum diskutiert.

Ohnehin haben Podolski und Klose einen großen Anteil daran, dass sich die »bunte« Nationalmannschaft zu einem solchen Erfolgsmodell entwickeln konnte. Auch wenn Klose schon seit 2001 durch starke Leistungen überzeugte, war es vor allem der außergewöhnlich starke und sympathische Auftritt der beiden Spieler bei der Weltmeisterschaft 2006, weshalb die Deutschen ihnen

eine Art Heldenstatus verliehen. »Poldi« und »Miro« gehörten fortan zu den beliebtesten Akteuren des DFB-Teams. Ohne ihre Leistungen wäre die deutsche Mannschaft vermutlich früher aus dem Turnier geschieden und damit hätte die Weltmeisterschaft wohl nie die damalige Entwicklung genommen. Auch Oliver Neuville und David Odonkor, die im Zusammenspiel in der Nachspielzeit für den Siegtreffer im zweiten Gruppenspiel gegen Polen sorgten und damit die Euphoriewelle des Sommers 2006 erst lostraten, spielten eine wichtige Rolle im Assimilierungsprozess zwischen Deutschland und seinen Nationalspielern mit Migrationshintergrund. Insgesamt wurden bei der Weltmeisterschaft 2006 neun der insgesamt 14 deutschen Turniertore und damit fast zwei Drittel der Treffer von Spielern ausländischer Herkunft erzielt.

Spätestens nach der WM 2006 konnte man also von einer großen Akzeptanz und Gleichstellung dieser Spieler in der deutschen Gesellschaft sprechen. Auf fußballerischer Ebene funktioniert Integration, die von der Bundesregierung im Jahr 2007 als „Schlüsselaufgabe unserer Zeit“ (Deutscher Fußball-Bund 2014b) bezeichnet wurde, also schon einige Jahre ohne Probleme. Das DFB-Team zeigt sich als kosmopolitische Gemeinschaft und verkörpert gleichzeitig eine Gegenwart, „in der immer mehr Menschen und ihre Nachkommen Frieden, Sicherheit, Glück oder Arbeit außerhalb des Landes ihrer Geburt suchen“ (Eichler 2014).

Die Selbstverständlichkeit der Integration und Gleichstellung im Fußball wird bestätigt durch eine Aussage des heutigen Nationalspielers Sami Khedira, Sohn einer Deutschen und eines Tunesiers. In der Mischung innerhalb der Nationalmannschaft sieht Khedira mittlerweile eine absolute Normalität, nicht nur für die Spieler, sondern auch für die Allgemeinheit. Er äußerte sich wie folgt zu dem Thema:

„[...] Für unsere Generation ist das völlig normal. [...] Wir kennen das gar nicht anders: Es gibt Spieler, die Khedira, Aogo oder Boateng heißen, und es gibt solche, die Müller heißen. Ich finde, davon profitieren wir alle. [...] Die Leute haben dann bald gemerkt: Die Jungs hier spielen gerne für Deutschland, die zerreißen sich für Deutschland, und die können auch richtig gut Fußball spielen. Ich glaube, dass es Deutschland jetzt auch leicht fällt, sich mit uns zu identifizieren“ (Kneer 2010c).

Dennoch ist klar, dass die Integration auf dem Fußballplatz nicht mit den Gegebenheiten innerhalb der Gesellschaft allgemein gleichgestellt werden kann. »Integration. Gelingt spielend« – dieses Motto einer Kampagne der »Bundesli-

ga-Stiftung«, die die Menschen für das Thema Integration und interkulturelles Miteinander sensibilisieren sollte, bewahrheitet sich in der Regel nur im Sport. Auf gesellschaftlicher Ebene gestaltet sich dieser Prozess wesentlich komplizierter.

So war es auch mit Frankreich, das 1998 Fußball-Weltmeister wurde – mit einer Mannschaft aus Spielern, deren Geburtsländer neben Frankreich vom Senegal über Ghana, Algerien, Armenien und die Antillen bis nach Neukaledonien reichten. Der »gemeinsame« Triumph bei der Weltmeisterschaft im eigenen Land hätte ein geeignetes Signal und ein guter Weg sein können, um die verschiedenen Zuwanderergemeinschaften und die »ursprünglichen« Franzosen zusammenzuführen. Die »Équipe Tricolore« von 1998 bot erstmals eine kollektive und noch dazu äußerst erfolgreiche Identifikationsbasis sowohl für die Migranten als auch für die übrigen Franzosen. Mit dem verblasenden Erfolg des französischen Teams verblasste dann im Laufe der Jahre aber auch die Symbolik des erfolgreichen und harmonisierenden Multikulturalismus, der – wenn überhaupt – nur kurzfristig Wirkung in der französischen Gesellschaft zeigte. An den Lebensverhältnissen und einer besseren Verständigung der auch ökonomisch auseinanderfallenden Bevölkerungsgruppen in Frankreich konnte der Fußball rückblickend kaum etwas ändern.

Auch wenn die Situation im Hinblick auf die Eingliederung von Migranten in Deutschland sicher nicht vergleichbar ist mit der doch wesentlich problembeladeneren Lage in Frankreich, die sich in den letzten Jahren immer wieder gezeigt hat, ist dennoch klar, dass die neue multikulturelle deutsche Nationalmannschaft auch im Umfeld der WM 2006 nur einen relativ begrenzten Wirkungsradius hatte. So zeigt der Fußball als Vorbild für gelungene Integration in der Gesellschaft nur teilweise seinen Einfluss und hat offenbar nicht die Kraft, über die Grenzen des Sports hinaus langfristige Veränderungen herbeizuführen. Aktiv sind der Fußball und auch die deutsche Nationalmannschaft eine große Integrationsmaschine, in der alle gleich sind und die Spielern ausländischer Herkunft hilft, in der deutschen Gesellschaft Fuß zu fassen. Passiv aber ist die Rolle der Nationalmannschaft und des Fußballs hier weniger stark. Nur der Vorbildcharakter reicht offenbar nicht. Die Probleme müssen innerhalb der Gesellschaft selbst gelöst werden.

Es wäre jedoch falsch zu behaupten, die WM 2006 hätte sich nicht wenigstens punktuell positiv auf das Thema der Integration ausgewirkt, indem sie zeigte, wie die Eingliederung von Migranten in die deutsche Gesellschaft funk-

tionieren kann und dass sie möglich wäre, wenn beide Seiten eine entsprechende Bereitschaft signalisierten. Was 2006 auch klar wurde, ist, dass viele Migranten durchaus gewillt sind, Deutschland als ihr Land zu betrachten, und bereit sind, sich anzupassen.

Dennoch: Sosehr die Deutschen die Weltmeisterschaft 2006 auch gemeinsam mit den Zuwanderern feierten und sosehr sich vor allem die Türken mit der deutschen Mannschaft identifizierten, ist dieses Miteinander rückblickend sicher als eine besondere Situation und als Sonderfall zu bewerten. Hier kommt auch der Begriff Ritual wieder ins Spiel. Ganz Deutschland erlebte im Sommer 2006 eine Ausnahmesituation zum alltäglichen gesellschaftlichen Leben. Soziale Grenzen von Herkunft, Religion oder Hautfarbe traten während der Weltmeisterschaft in den Hintergrund, die Gruppe wurde gestärkt. Mögliche Differenzen und Konfliktpotentiale zwischen den Bevölkerungsgruppen wurden in Harmonie und Solidarität umgewandelt, jedoch in dieser Form vorerst nur für den begrenzten Zeitraum der vier Turnierwochen. Als die Feierlichkeiten vorüber waren, kehrte in dieser Problematik relativ schnell wieder der Alltag ein und die Integrationsschwierigkeiten waren im Großen und Ganzen nach wie vor vorhanden. Die Deutschen taten sich weiterhin schwer, sich mit Migranten zu identifizieren. Umgekehrt zeigte sich ein ähnliches Bild.

Trotzdem hat die deutsche Fußball-Nationalmannschaft das Verständnis von Deutschland als Nation gewissermaßen erweitert. Entscheidenden Anteil daran hatte auch das Team, das bei der Weltmeisterschaft 2006 antrat und mit dem sich die fußballinteressierten Deutschen fraglos identifizierten. Die von Spielern ausländischer Herkunft mitgeprägte Mannschaft demonstrierte erfolgreich, dass diese Nation längst keine monokulturelle mehr ist. Bis heute erbringt das Nationalteam den Nachweis, dass die Eingliederung von Migranten in die deutsche Gesellschaft selbstverständlich sein kann und dass von dieser bewusst gewollten Öffnung beide Seiten profitieren können.

Dass dieser Prozess der Normalisierung aber noch nicht abgeschlossen ist, zeigt sich auch daran, dass der Aspekt der Multikulturalität in der Nationalmannschaft in der Öffentlichkeit immer noch als vorbildhaft für die Gesellschaft hervorgehoben wird. Auch die einzelnen Spieler werden in den Medien immer wieder mit dem Thema Integration konfrontiert und zu ihrer persönlichen Situation befragt. Erst wenn diese vermeintliche Buntheit der Mannschaft gar kein Thema mehr ist, kann man wohl davon ausgehen, dass auch die ge-

sellschaftliche Integration weiter vorangeschritten ist und sich der Normalität nähert.

Denn obwohl sich die Zuwanderer im Laufe der letzten Jahre immer besser in die deutsche Gesellschaft und ihre Kultur eingegliedert haben, klafft bis heute eine Lücke zwischen ihnen und den »ursprünglichen« Deutschen, wie auch der letzte Integrationsbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2012 verdeutlicht. Neben sozialen Problemen ergeben sich vor allem beim Thema Ausbildungs- und Arbeitsmarkt weiterhin Schwierigkeiten für die Menschen ausländischer Herkunft. Dennoch zeigt die aktuelle Entwicklung laut Bundesregierung, dass die Integration in Deutschland auf dem richtigen Weg ist (vgl. Preuß 2012).

5.4.4 Die unmittelbare Wirkung der Weltmeisterschaft

5.4.4.1 Innerhalb Deutschlands

„Durch Deutschland muss ein Ruck gehen“, sagte der frühere Bundespräsident Roman Herzog in seiner Berliner Grundsatzrede im April 1997. Die Menschen sollten endlich die Mutlosigkeit und den allgemein herrschenden Pessimismus hinter sich lassen, so Herzog. Er verwies zudem auf die immense Wichtigkeit neuer Visionen und ein verantwortliches „Handeln jedes Einzelnen für sich selbst und die Gemeinschaft“ (alle Internetauftritt des Bundespräsidenten 1997). Sieben Jahre nach der Wiedervereinigung sei das Land gefordert, seine Zukunft selbst in die Hand zu nehmen. Dann stünden die besten Jahre noch bevor, erklärte der Bundespräsident (vgl. Internetauftritt des Bundespräsidenten 1997).

Dieser »Ruck« kam. Wenn auch erst wesentlich später: mit der Fußball-Weltmeisterschaft 2006. Kein anderes Ereignis hat dieses Jahr, vielleicht das gesamte Jahrzehnt nach der Jahrtausendwende, in Deutschland in der Art geprägt wie die WM im eigenen Land.

Schon Ende 2004 erklärte der damalige Bundesinnenminister Otto Schily die Weltmeisterschaft zur „nationalen Herausforderung“ (Platthaus 2006: 33). Und in den Wochen und Monaten vor Turnierbeginn entwickelte sich das lang erwartete Ereignis immer mehr zum vorherrschenden Thema in Medien, Öffentlichkeit und vielfach auch der Politik. Dementsprechend wurden die Deutschen von allen Seiten so intensiv auf die WM und ihre vermuteten Be-

gleitumstände vorbereitet, dass Überraschungen eigentlich nicht zu erwarten waren. Bekanntlich kam es dann aber doch anders.

Der großen potentiellen Bedeutung der Weltmeisterschaft für Deutschland war man sich also schon im Vorfeld bewusst. Wirtschaft, Politik und Medien beschlossen, diese einmalige Gelegenheit zu ergreifen, um nicht nur das Ausland von Deutschland und seinen Qualitäten zu überzeugen. Auch die Bevölkerung musste mitgenommen und begeistert werden. Ein Ereignis mit derartiger nationaler sowie internationaler Massenwirksamkeit käme schließlich in absehbarer Zeit nicht wieder. Vor dem Hintergrund der bald beginnenden WM sollte Deutschland bereits im Vorfeld von zwei Kampagnen »wachgerüttelt« werden, die progressiv an das deutsche Nationalgefühl appellierten:

Im Jahr 2005 riefen die Bundesregierung und der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) die Standortinitiative »Deutschland – Land der Ideen« ins Leben. Die Formulierung »Land der Ideen« ging auf den Schirmherren der Kampagne, Bundespräsident Horst Köhler, zurück, der sich bei seiner Amtseinführung im Jahr 2004 zu seiner Vorstellung von Deutschland folgendermaßen äußerte: „Deutschland - ein Land der Ideen: Das ist nach meiner Vorstellung Neugier und Experimentieren. Das ist in allen Lebensbereichen Mut, Kreativität und Lust auf Neues, ohne Altes und Alte auszugrenzen. Das sind neue Gründerjahre“ (Internetauftritt des Bundespräsidenten 2004). Ziel dieser zunächst zeitlich begrenzten, aber bis heute bestehenden Initiative war und ist es, sowohl im Inland als auch vor allem im Ausland ein positives Deutschlandbild zu vermitteln und Stärken des Wirtschafts- und Wissenschaftsstandorts Deutschland als Land der Dichter und Denker sowie des traditionsreichen Qualitätsbegriffs »Made in Germany« zu betonen (vgl. Deutschland – Land der Ideen 2014). Beim »Land der Ideen« handelt und handelte es sich also um eine lupenreine Imagepflege, die im Umfeld der WM in besonderem Maße ihre Wirkung entfalten sollte.

Außerdem ist in diesem Zusammenhang die Medienkampagne »Du bist Deutschland« zu nennen. Mit dem Ziel, den Deutschen Zukunftsängste zu nehmen, eine positive Stimmung und ein Wir-Gefühl zu erzeugen, schlossen sich einige Monate vor Beginn der Weltmeisterschaft 25 bedeutende deutsche Medienunternehmen zusammen. Zwischen Ende 2005 und Anfang 2006 wurde die Kampagne dann mit der Hilfe prominenter Unterstützer nicht nur über das Fernsehen an die Deutschen herangetragen, sondern fand auch im Internet sowie durch Anzeigen und redaktionelle Berichterstattung in Zeitschriften- und

Tagespresse Eingang (vgl. Wulf 2005). Für diesen bis dahin beispiellosen Appell an das Nationalgefühl der Menschen in Deutschland wählte man damals in verschiedenen Werbespots unter anderem folgende Worte:

„Mag sein, du stehst mit dem Rücken zur Wand oder dem Gesicht vor einer Mauer. Doch einmal haben wir schon gemeinsam eine Mauer niedergerissen. Deutschland hat genug Hände, um sie einander zu reichen und anzupacken. Wir sind 82 Millionen. Machen wir uns die Hände schmutzig. Du bist die Hand. Du bist 82 Millionen. Du bist Deutschland“ (TU Chemnitz 2006).

Das Verhältnis der Deutschen zu ihrem Land und die Identität mit ihm waren vor der WM immer noch unsicher und zurückhaltend – zumindest war man noch davon entfernt, mit nationalen Zugehörigkeitsbekundungen unbefangen umzugehen. Dass sich daran etwas ändern musste, war dringend nötig. Auch wenn derartige Initiativen wie die obigen sicherlich nicht schaden, hatten sie nicht die Durchschlagskraft, langfristig Einfluss zu nehmen. Viel mehr Wirkung erzielte dann das eigentliche Ereignis. Zwar hatte man im Hinblick auf die Weltmeisterschaft gehofft, dass sie sich positiv auf die Deutschen auswirken würde, der Einfluss dieses internationalen Megaevents wurde aber sicherlich unterschätzt.

Dass die WM bis heute vielfach als »Sommermärchen« bezeichnet wird, macht den zuvor nicht erwarteten Ablauf der Geschehnisse dieses Sommers und seine positive Wirkung besonders deutlich. So zeigte sie sich geradezu märchenhaft und fast unrealistisch als ein heiteres und fröhliches Fest bei südeuropäischem Sommerwetter, das noch dazu zusammenfiel mit einer überraschend starken Leistung der deutschen Nationalmannschaft. Die Ausgelassenheit, die Freude, die Weltoffenheit und besonders der Stolz, mit dem sich die Deutschen präsentierten, kamen so unerwartet, dass ihr positiver Effekt umso stärker und das Resultat umso einprägsamer waren. „In diesem Sommer sind wir andere geworden“, schrieb auch *Die Zeit* nach Abschluss der Weltmeisterschaft und machte damit den transformativen Effekt der Ereignisse deutlich (Seitz 2007a: 28). Damit hat die Weltmeisterschaft 2006 – ähnlich wie der als Wunder bezeichnete Sieg von Bern bei der WM 1954 – eine besondere Stellung in der deutschen Nachkriegsgeschichte.

2006 trat etwas ein, womit nur die Wenigsten gerechnet hatten. Die Deutschen nahmen nicht nur Anteil an der Fußball-WM, sondern zeigten ein patriotisches Verhalten, das bis dahin, mit Ausnahme der kurzen Wiederverei-

nigungsfeierlichkeiten, völlig unbekannt war. Dass die nationale Begeisterung frei ausgelebt wurde und sich Heiterkeit und Fröhlichkeit schnell und weit verbreiteten, war so neu, dass die Deutschen selbst am meisten überrascht waren. „Niemand hatte geahnt, zu welcher Begeisterung diese Gesellschaft fähig ist“ (Schulz 2006: 84). Im Gegensatz zur letzten ganz großen nationalen Feier beim Mauerfall am 9. November 1989, bei der die Deutschen nur unter sich feierten, feierten sie dieses Mal auch mit der Welt.

Wichtiger Aspekt des neuen Stolzes auf die eigene Nation war das Auftreten der deutschen Nationalmannschaft während des Turniers. Insbesondere in Bezug auf sie ist die Verbundenheit der meisten Deutschen mit ihrem Land größer als in jedem anderen Bereich. Sie vermittelt eine gemeinsame Identität – und das mit unvergleichlicher gesellschaftlicher Breitenwirkung.

Diese enge Beziehung der Deutschen zu ihrer Nationalmannschaft sah schon vor der Heim-WM auch die *Süddeutsche Zeitung* und schrieb, es sei

„in der Tat ein heiliger Ernst um die Geschicke dieser Mannschaft [...], mitunter könnte man glauben, sie stünde unter der nationalen Mission, das Land aus der Lethargie [...] zu reißen und mit dem bloßen Gewinn einer unhandlichen Skulptur durch ein goldenes Portal in den Garten Eden zu führen“ (Schulze 2005c: 37).

In einer immer schnelllebigeren und mobilen Gesellschaft war und ist das DFB-Team eine der wenigen Konstanten. Laut der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gab es in Deutschland zur Zeit der Weltmeisterschaft sogar „nur eine Nationalinstitution, die man [...] nahezu unbefangen mit [...] Nationalstolz betrachten mag. Es ist: die Nationalmannschaft“ (Eichler 2006: 42). Und je weiter die Globalisierung voranschreitet, desto wichtiger scheint die Identifikation mit der Nationalmannschaft zu werden – wie man in den letzten Jahren beobachten konnte. So war es auch 2006. Auf das Team des DFB war Verlass und es machte seinem Ruf als starke »Turniermannschaft« von Beginn an wieder alle Ehre. Schon mit dem Sieg im Eröffnungsspiel gegen Costa Rica wurde die erste Welle der Begeisterung losgetreten. Und die Euphorie in der Gesellschaft wurde von Spiel zu Spiel größer.

Der »nationale Sanierungsplan«, den Teamchef Jürgen Klinsmann vor der WM offenlegte, schien aufzugehen: Die Mannschaft war das Zentrum, von der die Stimmung ins Land abstrahlte. Laut *Spiegel* hatten sich die DFB-Verantwortlichen zum Ziel gesetzt, mit Hilfe des Nationalteams ein spielendes

und kein mauernendes Deutschland vorzuleben – ein Land, das nicht gelähmt ist von der Angst vor dem Scheitern, sondern mit einer klaren Idee und hoffnungsvoll antritt, ein begeisterndes Deutschland auf dem Platz, das sich entsprechend auf die Ränge überträgt (vgl. Kurbjuweit 2006: 71). Das deutsche Team, das keinesfalls als Turnierfavorit gehandelt wurde, resignierte trotz viel negativer Kritik im Vorfeld nicht, sondern nutzte die Chance, die eigentlich nicht existierte, und gab damit als Identifikationsobjekt die Richtung vor.

Auch wenn die Nationalmannschaft das Ziel, den Titel zu gewinnen, 2006 knapp verpasste, trug sie wesentlich dazu bei, dass dieser Sommer zu einem so großen Erfolg für Deutschland wurde und die Fans in der Begeisterung vereinte. Dafür erhielt das Team – ebenso wie schon die siegreiche Mannschaft des Jahres 1954 – das Silberne Lorbeerblatt der Bundesrepublik als Anerkennung hervorragender sportlicher Leistungen. Dies ist besonders interessant, wenn man bedenkt, dass die Weltmeister von 1990 diese Auszeichnung nicht erhielten. Bei der Verleihung im Schloss Bellevue erklärte Bundespräsident Köhler, es sei vor allem der lange vermisste Stil des sportlichen und menschlichen Auftretens der Mannschaft gewesen, der die Begeisterung der Deutschen hervorgerufen habe (vgl. Internetauftritt des Bundespräsidenten 2006). Ebenso sprach Kanzlerin Merkel bei einem Empfang der Nationalspieler in Berlin von einem Vorbildcharakter der Nationalmannschaft und davon, dass sich die Spieler „um Deutschland unendlich verdient gemacht“ hätten (*Rheinische Post Online* 2010). Die Rolle der Fußball-Nationalmannschaft und ihre positive Wirkung auf die Menschen wurde also auch von der Politik als außerordentlich wichtig erachtet.

Dass sich die Nationalspieler ihres Einflusses durchaus bewusst waren, aber gleichzeitig auch von der Begeisterung der Bevölkerung profitierten, machte Abwehrspieler Christoph Metzelder während der WM deutlich. Er sah vor allem in der wechselseitigen Beziehung zwischen dem patriotischen Verhalten der Fans und dem des Teams eine wesentliche Ursache für die positive Entwicklung des Turniers. Für eine erfolgreiche Weltmeisterschaft sei „ein großes Maß an Patriotismus“ notwendig, so Metzelder. Und weiter: „Wenn man sieht, wie viele Deutschland-Fahnen überall aus den Fenstern hängen, dann ist das eine Entwicklung, die bei aller Beachtung dessen, was früher in diesem Land passiert ist, überfällig ist“ (alle Horeni 2006a: 27). „Meine Generation ist ja in einer der stabilsten Demokratien der Welt aufgewachsen. Wir vergessen die [...] Nazi-Zeit nicht [...]. Aber wir können unbefangen und un-

bekümmert leben [...]“, erklärte Metzelder darüber hinaus die notwendige Selbstverständlichkeit des positiven Bezugs zur Nation (Kurbjuweit 2006: 81). Die Spieler demonstrierten ihrerseits ein Gemeinschaftsgefühl auf dem Rasen, indem sie sich vor den Spielen zum Singen der Nationalhymne die Arme über die Schultern legten. Dies hatte es zuvor noch nicht gegeben und wird bis heute so beibehalten. Auch diesen Aspekt dürfte Merkel mit »Vorbildcharakter« gemeint haben.

Das »deutschlandorientierte« Verhalten der Fußballanhänger war bis dahin weitgehend unbekannt. Es handelte sich um einen neuen Patriotismus einer neuen Generation, der nichts mehr mit nationalsozialistischem Denken zu tun hatte, sondern sich auf das gemeinschaftliche Feiern im Umfeld des Fußball-Spektakels konzentrierte. Die Begeisterung war nicht von oben angeordnet. Die jungen Deutschen, für die nationale Gefühle zweifellos waren und nicht mehr an die Taten der Vor-Vorgängergeneration erinnerten, lösten allein aus ihrer Überzeugung die euphorische Stimmung aus. Dieser Patriotismus schürte keine Angst, wurde vielmehr als gesund betrachtet. Man feierte nicht sich, sondern wie selbstverständlich vor allem mit anderen – auch über Grenzen hinweg. Es wurde „nicht marschiert [...], sondern getanzt, es wurde nicht gebrüllt, sondern gesungen, andere Nationen wurden nicht ausgegrenzt, sondern wurden in die Mitte genommen“ (Lammert 2007: 14). Die Devise war also nicht mehr, wie noch zur Zeit des Dritten Reichs, »Deutschland über alles«, sondern »Deutschland mit allen«.

Der Patriotismus hatte also in keiner Weise nationalistische Züge, weil er keine Ausgrenzung zeigte, sondern miteinbezog. Siege anderer Mannschaften wurden fast ebenso bejubelt wie die der eigenen Nationalmannschaft und auch das Ausscheiden des deutschen Teams im Halbfinale rief nahezu keine aggressiven Reaktionen hervor (vgl. Jesse 2006: 122). Vielmehr war man stolz auf das Erreichte und erkannte die Leistung der anderen an. Genau dieses Auftreten war es, was das Ausland überzeugte, das deutsche Verhalten zu loben. Und genau diese Anerkennung war von großer Bedeutung für die Identifikation der Deutschen mit ihrem Land. Sie konnten sich im Spiegel der Welt sehen – und dieses Bild war ein gutes. Das Bekenntnis zur eigenen Nation wurde nach langer Zeit wieder von den anderen legitimiert und nicht mehr kritisiert. Dies war eine völlig neue Erfahrung. So konnte aus dem Bewusstsein für die eigene Nation sogar ein neuer Nationalstolz erwachsen.

Die Gastgeberrolle Deutschlands war offenbar ohnehin der entscheidende Faktor für den Aufbau des neuen Nationalstolzes. Zum einen trägt eine Fußball-Weltmeisterschaft im eigenen Land in besonderem Maße dazu bei, dass der nationale Aspekt stärker zum Tragen kommt, als wenn man größtenteils nur vor dem Fernseher die Spiele im Ausland verfolgt. Wesentlich mehr Menschen nahmen auf diese Weise aktiv am Ereignis teil und kamen zusammen.

Überdies wurden die Gäste in Deutschland mit offenen Armen empfangen, die Deutschen schwenkten auch fremde Fahnen und feierten die Weltmeisterschaft gemeinsam mit den Besuchern verschiedenster Länder. Das prägte das Bild im Ausland. Ohne die WM hätte Deutschland nicht die Möglichkeit gehabt, sich von dieser neuen Seite zu zeigen. Dadurch dass der Fokus der Weltöffentlichkeit im Sommer 2006 auf der Bundesrepublik lag und die WM während der vier Wochen von insgesamt über 30 Milliarden (!) Fernsehzuschauern verfolgt wurde (vgl. *Neue Zürcher Zeitung* Online 2006), konnten die Deutschen den Beweis erbringen, dass Stereotype wie Fremdenfeindlichkeit, Unfreundlichkeit und Introvertiertheit nicht mehr zutrafen. Das Ausland wurde eines Besseren belehrt und das Bild von den neuen lockeren und freundlichen Deutschen wurde durch die Besucher und vor allem durch die Medien in die Welt getragen.

Insofern spielte der Fußball in diesen Tagen nicht immer die Hauptrolle. Zwar bot die Nationalmannschaft aufgrund ihres neuen offenen und befreiten Spielstils und des demonstrierten Teamgeistes eine wichtige Identifikationsgrundlage. Außerdem hätte sich wohl nie eine derartige Stimmung entwickelt, wenn Deutschland bereits nach der Vorrunde ausgeschieden wäre. Nichtsdestoweniger stand das sportliche Geschehen auf dem Rasen teilweise hinter dem Geschehen auf den Straßen zurück. Die Fans machten sich frei davon, die Kategorien Sieg oder Niederlage in den Vordergrund zu stellen. Dies wird nicht zuletzt daran deutlich, dass sie nach der Halbfinalniederlage gegen Italien nicht resignierten, sondern nach einem kurzen Schockzustand diesen dritten Platz fast ebenso feierten, als hätte das deutsche Team den WM-Titel gewonnen. Auf diese Weise zeigte man der Welt, dass Deutschland keinesfalls immer als Sieger vom Platz gehen muss, sondern sich auch als Verlierer fair verhält und die Leistung anderer anerkennt. Vielleicht war es gerade der nicht gewonnene Titel, der es Deutschland ermöglichte, so viele Sympathien zu gewinnen. Denn in der

Niederlage Größe zu zeigen, ist wesentlich schwieriger, als sich im Erfolg zu sonnen.

Schulz (vgl. 2006: 84) vergleicht das Verhalten der deutschen Fans während der WM treffend mit der inhaltlichen Aussage der *Kinderhymne* von Berthold Brecht. Das Gedicht schrieb dieser 1950 als Gegenstück zur deutschen Nationalhymne, die laut Brecht durch die Nationalsozialisten korrumpiert war – jedenfalls in der Fassung der ersten Strophe. Zur Zeit der Wiedervereinigung war es sogar als neue deutsche Nationalhymne im Gespräch. Da das Versmaß dem des Deutschlandliedes entspricht, hätte die *Kinderhymne* genauso mit der entsprechenden Melodie gesungen werden können. Im Text heißt es unter anderem:

„Anmut sparet nicht noch Mühe/ Leidenschaft nicht noch Verstand/
Dass ein gutes Deutschland blühe/ Wie ein and'res [sic!] gutes Land/
Dass die Völker nicht erleichen/ Wie vor einer Räuberin/ Sondern sich
die Hände reichen/ Uns wie andern Völkern hin/ Und nicht über und
nicht unter/ Andern Völkern wolln [sic!] wir sein [...]“ (*Süddeutsche Zeitung* Online 2010).

Demnach zeigten sich die Menschen in Deutschland in den vier WM-Wochen also so, wie es sich Brecht kurz nach dem Krieg idealerweise vorgestellt hatte: mit einem Bewusstsein für das eigene Land unter Berücksichtigung eines guten Miteinanders der Völker.

Es ist also festzuhalten, dass der Patriotismus des Sommers 2006 kein Zeichen von Überheblichkeit, sondern von Genugtuung und Zusammengehörigkeit war (Jesse 2006: 128). Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl schien vor der WM fast in Vergessenheit geraten zu sein. Die Jahre nach der Wiedervereinigung waren geprägt von einem eher schlechten Verhältnis zwischen West- und Ostdeutschen. Beide Seiten beklagten immer wieder die jeweiligen vermeintlichen Nachteile gegenüber den anderen und beharrten auf wechselseitigen Vorurteilen, die schon während der Teilung entstanden waren. All das gehörte mit der Weltmeisterschaft zwar nicht endgültig der Vergangenheit an, wurde aber deutlich aufgeweicht.

Mit der Fußball-Nationalmannschaft bot sich ein Identifikationsobjekt, das die Fans in West und Ost gleichermaßen mitriss. Während sich die Mannschaft in einen Rausch spielte und von Sieg zu Sieg eilte, wurde die schwarz-rot-goldene Feier im Land immer größer. Das kollektive Fußballschauen auf Großbildleinwänden bei unzähligen »Public Viewing«-Veranstaltungen und

auf den Fanmeilen – beides übrigens Erfindungen im Rahmen der WM – besaß Magnetwirkung, die entsprechenden Veranstaltungsorte waren stets überfüllt. Es herrschte eine bis dahin völlig unbekannte Euphorie.

Diese wurde also nicht allein durch das Sportereignis Fußball-WM an sich, sondern vor allem durch die gemeinsamen Erfahrungen und Erlebnisse in der Gruppe ausgelöst. Es ging darum, Emotionen zu teilen. Das kollektive Fußballschauen entwickelte sich mehr denn je zur sozialen Konvention und bildete so den »sozialen Klebstoff« zwischen Menschen verschiedenster Herkunft (vgl. Schmidt & Bergmann 2013: 35). Im Vordergrund stand das gemeinsame Zelebrieren ausgelassener Lebensfreude, bei dem Unterschiede in Rasse, Religion, Kultur und sozialem Status zurücktraten. Durch das Feiern der Weltmeisterschaft fanden die Fans zu einem neuen Wir-Gefühl, das sich nicht in Abgrenzung gegen andere, sondern aus Begeisterung für etwas entwickelte (vgl. Urban 2007: 107). Auch Franz Beckenbauer, der Präsident des Organisationskomitees der WM, sah das große Miteinander der Fans auf den öffentlichen Plätzen geradezu als Idealvorstellung: „Wenn ich die feiernden Fans auf den Fanmeilen sehe, dann sage ich, so hat sich der liebe Gott die Welt eigentlich vorgestellt“ (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 13).

Wie stark das Jahr 2006 von diesen riesigen Feiergemeinden im Umfeld der Weltmeisterschaft geprägt war, zeigt auch die Wahl des Begriffs Fanmeile zum »Wort des Jahres 2006« in Deutschland. Auf Platz zehn dieser von der Gesellschaft für deutsche Sprache jährlich herausgegebenen Liste findet sich die während der WM berühmt gewordene Schlagzeile der *Bild*-Zeitung: »schwarz-rot-geil!« (vgl. Gesellschaft für deutsche Sprache 2006).

Gesellschaftliche Unterschiede jeglicher Art waren in diesen vier Wochen kaum noch von Bedeutung. Es schien sich nach allen geschichtskulturellen Divergenzen endlich ein gesamtdeutsches Selbstverständnis und ein gemeinsames Nationalbewusstsein zu offenbaren, das die Ost- und Westdeutschen vereinte (vgl. Kolpatzik 2009: 101). Mit der WM war offenbar ein Ereignis gefunden, das die Kraft hatte, die unterschiedlichen Erinnerungen in Einklang zu bringen und der gemeinsamen gegenwärtigen Situation einen gewichtigeren Part einzuräumen als allen trennenden Erinnerungen.

Nicht nur die Deutschen selbst fanden sich in einer Gemeinschaft wieder. Auch die in Deutschland lebenden Migrant*innen waren, wie schon besprochen, besser in die Gesellschaft integriert als je zuvor. So feierten etwa aus der Tür-

kei stammende Einwanderer im Deutschlandtrikot und aus Fenstern hingen türkische neben deutschen Flaggen. Diese Anzeichen waren von großer Bedeutung in einer Gesellschaft, die dazu tendierte, immer weiter auseinanderzudriften.

Die Besinnung auf die Nation und ihre Symbole vermittelte Selbstsicherheit und stärkte die eigene Identität. So konnte man auch Fremden gegenüber offener sein. Da die Deutschen ihr »Deutschsein« plötzlich als positiv empfanden und dies auch demonstrierten, war es ebenso für die in Deutschland lebenden Zuwanderer wesentlich leichter, sich mit diesem Land zu identifizieren und ihm wohlgesonnen gegenüberzustehen.

Deutschland wirkte in diesen Wochen also so einig wie selten zuvor. Diese Einheit bestand allerdings, wie bereits angesprochen, nicht nur aus einer inneren Verbundenheit. Vielmehr öffneten sich die Deutschen gleichzeitig nach außen und suchten die Verbindung mit der Welt. Durch das Feiern befreite sich Deutschland sozusagen von sich selbst und damit von allen Zweifeln (vgl. Kurbjuweit 2006: 74f.). Dadurch dass auch die internationalen Besucher fest in die feiernden Mengen miteinbezogen wurden, war die WM insgesamt eine gelungene Integrationsveranstaltung, die das Motto »Die Welt zu Gast bei Freunden« absolut bestätigte. Man zeigte sich als gastfreundliches Land, in dem Fußballbegeisterte aus aller Welt friedlich miteinander feiern konnten.

Das neue Auftreten der Menschen in den Stadien und auf den Straßen wurde ebenfalls von der deutschen Politik ausdrücklich gelobt. Schon während der WM äußerte man sich ausschließlich positiv über das patriotische Verhalten – auch an oberster Stelle. Horst Köhler etwa sah im unbekümmerten Fahneschwenken einen „Hinweis, daß [sic!] sich das Land weiter normalisiert, daß [sic!] man jetzt unverkrampfter auf seine eigene Nationalfahne zeigt und sich mit ihr schmückt. Und ich denke, das sollten wir doch gut finden“ (Löwenstein 2006: 1). Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel sprach von „schöner Normalität ohne Protzigkeit“ in „heiterer und gelassener Freude“ (alle Schulze 2006: 25). Sie selbst war bei nahezu jedem Spiel Deutschlands im Stadion anzutreffen – eine Konstante auf der Ehrentribüne sozusagen – und freute sich authentisch, offen und unverkrampft über Tore und Siege der Nationalmannschaft. Damit trug auch Merkel ihren Teil zu einem positiven Deutschlandbild bei.

Darüber hinaus formulierte die Bundeskanzlerin aufgrund ihrer Erkenntnisse aus den Ereignissen praktisch auch eine Antwort auf Roman Herzogs Skepsis aus dem Jahr 1997. Während dieser noch mahnte, den Pessimismus

und die Mutlosigkeit in der Gesellschaft dringend überwinden zu müssen, hatte Merkel diesbezüglich im Sommer 2006 keine Bedenken mehr. Vielmehr gab die WM in ihren Augen genug Anlass, die Zukunft voller Optimismus und Zuversicht anzugehen. Demnach hatte sich in Deutschland eine grundlegende Einstellungsveränderung vollzogen. Merkel sagte damals vor dem Bundestag:

„Wenn ich sehe, welches Potenzial an Begeisterung, an Fröhlichkeit in diesem Lande steckt, wenn ich sehe, wie andere von außen auf uns in diesen Tagen schauen und begeistert sind, dann wird mir nicht bange, dass dieses Land auch die Herausforderungen meistert, vor denen wir insgesamt stehen“ (Köpp 2006).

Auch der damalige FDP-Parteivorsitzende und spätere Bundesaußenminister Guido Westerwelle konnte dem Verhalten seiner Landsleute nur Gutes abgewinnen. Er sagte noch während der WM: „Da hat sich einfach etwas zum Guten gewendet. Das ist aufgeklärter Patriotismus. Das ist europäischer Patriotismus“ (Seitz 2007b: 10).

Die Bezeichnung »aufgeklärt« war ohnehin das Hauptmerkmal der vielen Beschreibungen des neuen deutschen Patriotismus bei der WM. Er unterschied sich damit ganz grundsätzlich von den aggressiven Bekundungen der Deutschen zu ihrem Land während des Zweiten Weltkriegs. Dieser Patriotismus war weltoffen und freundlich, er hatte „nichts mit Nationalismus, nichts mit der Absolutsetzung der eigenen Patria, [...], mit Chauvinismus oder gar Rassismus zu tun [...]“ (Kronenberg 2007: 102). Vielmehr zeigte er, „dass die Identifikation mit dem Eigenen selbstverständlich mit der Hochachtung vor dem Anderen vereinbar ist, dass das eine das andere gar bedingt“ (Kronenberg 2007: 102). Im Vorfeld war man besonders von internationaler Seite davon ausgegangen, dass Deutschland kein guter Gastgeber sein könne, sich zumindest zum Teil ausländerfeindlich verhalten würde und die Rivalität zwischen den Ländern im Umfeld des sportlichen Wettkampfs zu Aggressionen zwischen den Fans führen könnte. Eingetreten ist jedoch das Gegenteil und ein gemeinsames friedliches Miteinander rückte in den Mittelpunkt.

Dass dieses Verhalten zudem, wie schon erwähnt, nahezu ausschließlich von einer weit nach dem Krieg geborenen und diesbezüglich absolut »ungefährlichen« und unverdächtigen Generation ausging, deren historisches Denken nicht mehr hauptsächlich durch die immer weiter zurückliegende deutsche Vergangenheit des Dritten Reiches dominiert wurde und für die Nationalstolz

nicht hinterfragenswert war, nahm den internationalen Beobachtern viele Bedenken. Deutschland war jetzt so wie alle anderen und durfte sich auch so verhalten. Die Botschaft, die in diesen Tagen laut der *Süddeutschen Zeitung* von der Bundesrepublik ausging, war nicht mehr »Wir sind wieder wer«, sondern vielmehr »Wir sind so wie ihr« (vgl. Kister 2006: 4). Die deutsche Sonderrolle schien zu verblasen.

Die Weltmeisterschaft 2006 war in besonderer Weise ein vierwöchiges positives Gegenbild zum alltäglichen Leben – und wies damit eindeutig die für Fußballspiele typischen rituellen Züge auf: Von Turnierbeginn an drehte die Stimmung im Land. Einen Monat lang herrschte in Deutschland ein vorher nicht erwarteter Zustand, der mit dem Begriff »Hochgefühl« wohl am besten zu beschreiben ist. Die WM dominierte so stark das gesellschaftliche Leben, dass sich dem kaum jemand – egal ob Fußballfan oder nicht – entziehen konnte. Wie oben bereits angesprochen, spielten soziale Grenzen, die bei alltäglichen Spielen nur in der unmittelbaren zeitlichen und örtlichen Umgebung ihre Gültigkeit verlieren, während der Weltmeisterschaft nahezu über den gesamten Turnierzeitraum in den Stadien und auf den Straßen kaum eine Rolle. Nicht nur während der Spiele selbst, sondern über ihre gesamte Dauer zeigte sich die WM als Auszeit vom Alltag. Das gemeinsame Feiern in großen Gruppen und mit allerhand nationaler Symbolik ließ ein kollektives Bewusstsein und eine nationale Gemeinschaft entstehen. Zusammengehörigkeitsgefühle, Völkerverständigung sowie Fröhlichkeit und noch dazu eine erfolgreich durchs Turnier schreitende deutsche Mannschaft zogen alles in ihren Bann und ließen Probleme vorübergehend vergessen. In Deutschland vollzog sich während dieser Zeit ein Stimmungswandel, der auch noch Wochen nach der WM erkennbar war, sich also nicht nur auf die unmittelbare Einstellung der Deutschen und ihre Identität ausgewirkt hatte.

Dies bestätigt sich auch durch eine wenige Wochen nach WM-Ende durchgeführte Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach über die gesellschaftlichen Auswirkungen der Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland. Demnach zeigte sich die Mehrheit der deutschen Bevölkerung überrascht, aber positiv beeindruckt vom lockeren Umgang der Menschen mit nationalen Symbolen. Für 62 % der Befragten zeigten die vielen schwarz-rot-goldenen Fahnen, dass es in Deutschland ein »normales« Nationalgefühl wie in anderen Ländern gibt. Gleichzeitig ist die Mehrheit der Ansicht, dass die Welle nationaler Begeisterung im Ausland keineswegs Befremden hervorrief, sondern mit Sympa-

thie gesehen werden konnte. Die deutschen Nationalfarben und -symbole seien Zeichen für einen fröhlichen und angenehmen Patriotismus gewesen, sagten 49 % der Befragten. Und sogar 57 % waren der Meinung, dass während der Weltmeisterschaft ein neues Gemeinschaftsgefühl unter den Deutschen entstand. 19 % der Umfrageteilnehmer sahen den Patriotismus als reine Modeerscheinung und 11 % standen ihm neutral gegenüber. Lediglich 6 % der Befragten bewerteten den gezeigten Patriotismus als unpassend oder gar gefährlich (vgl. Köcher 2006: 5) (Abb. 8):

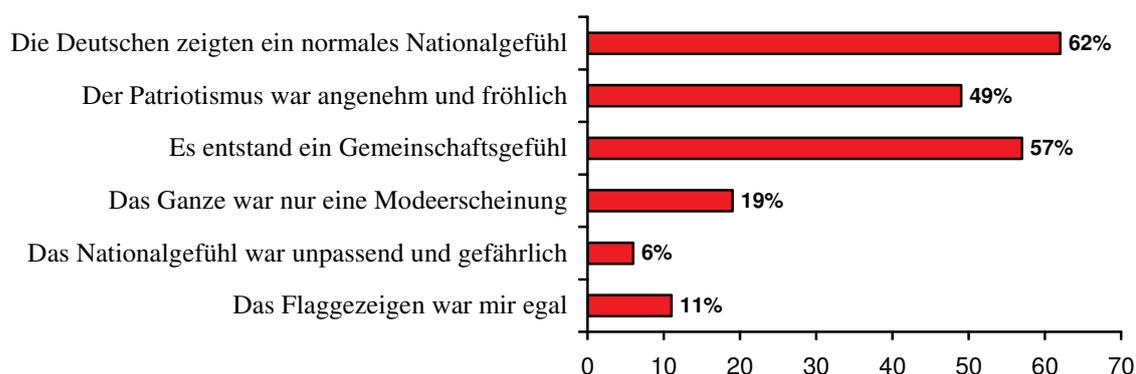


Abb. 8: Befragung der Deutschen über die WM 2006 durch das Institut für Demoskopie Allensbach⁴
(Daten: Köcher 2006: 5)

Allgemein fällt auf, dass das demonstrative Bekenntnis zum eigenen Land 2006 größtenteils positiv betrachtet wurde. Diese Einstellung hatte sich in der Zeit zwischen Wiedervereinigung und Weltmeisterschaft grundlegend verändert. Noch 1990, als die deutsche Einheit kurzfristig patriotische Freudenfeiern auslöste, rief dies überwiegend Beklemmungen hervor. Während nur 22 % diese Anzeichen eines neuen Patriotismus mit Sympathie sahen, spürten 43 % noch Unbehagen. Auch 1994 waren noch 44 % der Auffassung, die deutsche Geschichte verböte es weitgehend, nationale Symbole zu pflegen oder Nationalgefühl zu zeigen. 2006 teilten dagegen nur noch 22 % diese Meinung, während 58 % sogar entschieden widersprachen. 79 % sahen in der Identifikation mit dem eigenen Land grundsätzlich etwas Positives, das die Haltung zu anderen Nationen in keiner Weise negativ prägt (vgl. Köcher 2006: 5). Die neue

⁴ Dieses Diagramm wurde vom Verfasser erstellt. Die Daten entstammen einer in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* veröffentlichten Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach.

Unbefangenheit im Umgang mit nationalen Symbolen zeigt sich auch an den hohen Verkaufszahlen des deutschen Nationaltrikots zur WM 2006. Während der Sportartikelhersteller Adidas zur und während der Weltmeisterschaft 2002 noch 250.000 Trikots verkaufte, waren es 2006 kurz nach Turnierbeginn schon eine Million (vgl. Kurbjuweit 2006: 69).

Zwei Drittel der Deutschen gaben nach der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 an, sie seien stolz, deutsch zu sein. Vor allem bei den jungen Deutschen hat die Art und Weise, wie sich Deutschland bei der WM präsentierte, und der unbefangen-fröhliche Patriotismus den Stolz auf das eigene Land gefestigt und vergrößert. Neben dem kulturellen Erbe der Dichter, Schriftsteller, Philosophen und Komponisten, den Leistungen in Wissenschaft und Forschung und der Aufbauleistung nach dem Krieg nannte eine deutliche Mehrheit der Deutschen dieses positive Auftreten des Landes auf der großen internationalen Bühne der Weltmeisterschaft als einen wesentlichen Grund für ihren Nationalstolz. Zu berücksichtigen ist allerdings, dass diese Befragungen des Allensbach-Instituts in den unmittelbaren Wochen nach Turnierende durchgeführt wurden und die Eindrücke noch dementsprechend frisch waren (vgl. Köcher 2006: 5).

Nicht außer Acht gelassen werden darf, dass es sich bei diesem Patriotismus zum Teil auch um eine Eventkultur handelte. Obwohl sicherlich die Demonstration nationaler Zugehörigkeit im Vordergrund stand, hatte das Feiern in den Nationalfarben auch mit Selbstironie und Spaß zu tun. Begünstigt wurde die Partyatmosphäre durch das fast durchgängige hochsommerliche WM-Wetter, das gute Laune verbreitete und es möglich machte, sich im Freien aufzuhalten und sich auf den Fanmeilen zu treffen. So bemalten sich die deutschen Fans am ganzen Körper in Schwarz, Rot und Gold, kauften Irokesen-Perücken im Deutschlandlook oder farbige Brillen in den Nationalfarben. Ebenso die Gäste: Während beispielsweise die holländischen Fußballanhänger sich komplett in der traditionellen Farbe ihres Königshauses Orange kleideten und farblich dazu passend zum Beispiel Hüte aus Möhren trugen, schwenkten die Fans aus Frankreich als Napoleon verkleidet mit den landestypischen Baguettes. Positiver Nebeneffekt der Kostümierungen war, dass der sportlichen Auseinandersetzung der Länder durch den spielerischen Umgang mit nationalem Bekenntnis vielfach die potentielle Aggressivität schon im Voraus genommen wurde. Auch diese Selbstironie trug ihren Teil zu einem lockeren Umgang der verschiedenen Nationalitäten miteinander bei.

In diesem Zusammenhang hatte auch die *Bild*-Zeitung einen gewissen Anteil an der WM-Euphorie – jedenfalls insofern, als dass sie vom ersten Spieltag an einen ausgeprägten Patriotismus »vorlebte«, bei dem das Wortspiel »schwarz-rot-geil« zum Leitmotiv der gesamten Berichterstattung wurde. Als Deutschlands meistgelesene Tageszeitung – mit einer Auflage von 3,5 Millionen Exemplaren im Jahr 2006 (vgl. Schmitz-Dräger 2011: 83) – und starker Meinungsmacher schwor sie die Leser schon vor Beginn der Weltmeisterschaft offensiv auf ein Nationalgefühl ein. Historische Zweifel wurden nicht mehr zugelassen, es regierte sozusagen eine Pro-Deutschland-Stimmung. Die WM war während der Turnierzeit und auch noch Tage danach nahezu ausschließlich Titelaufmacher. Die Wir-Bezeichnung dominierte die Texte und eine nationale Vergemeinschaftung wurde geradezu aggressiv verlangt. Durch dieses »Wir« demonstrierte man unzweifelhaft eine emotionale Verbundenheit zwischen Nationalmannschaft und den Deutschen sowie unter den Deutschen selbst. In zahlreichen an den Patriotismus appellierenden Aktionen forderte die *Bild* ihre Leser zum Mitmachen auf, auch dem DFB-Team positiv zugewandte Migranten wurden explizit in die Berichterstattung miteinbezogen, während Skeptiker als Miesmacher bezeichnet wurden. Die *Bild* offerierte schon frühzeitig einen neuen Patriotismus und verfolgte unbeirrt ihre Linie (vgl. Schmitz-Dräger 2011: 113f.). Durch ihre außergewöhnliche Stellung auf dem deutschen Medienmarkt gelang es ihr, eine große Zahl von Menschen anzusprechen und mitzureißen.

Insgesamt führte die WM 2006 nicht direkt eine Veränderung der Deutschen in ihrem Verhältnis zur eigenen Nation herbei, sondern brachte vielmehr eine Veränderung zum Ausdruck, die sich schon vorher entwickelt hatte. Sie war also nicht der Anlass für die Entwicklung, sondern hat diese bestätigt und weitergeführt und zum ersten Mal deutlich nach außen getragen.

Spätestens mit Beginn des neuen Jahrtausends war die Zeit offenbar reif für eine nationale Besinnung und ein Bekenntnis zu Deutschland. Auch wenn sich im ersten Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung noch kaum Konturen eines neuen deutschen Selbstbildes abzeichneten und Deutschland und seine Bewohner wesentlich stärker europäisch als national orientiert waren, entwickelte sich etwa ab der Jahrtausendwende eine Rückbesinnung auf das verloren gegangene deutsche Nationalbewusstsein.

Schon Bundeskanzler Gerhard Schröder bekannte sich bereits fünf Jahre vor der Heim-WM offiziell zu seiner patriotischen Haltung gegenüber

Deutschland. Er sagte im Jahr 2001 in der *Süddeutschen Zeitung*: „Ich bin auf die Leistungen der Menschen und auf die demokratische Kultur stolz. Und in diesem Sinne bin ich ein deutscher Patriot, der stolz ist auf sein Land“ (Fried 2001: 6).

Auch Horst Köhler stand Zugeständnissen zum Nationalbewusstsein von Beginn seiner Amtszeit an durchaus offen gegenüber. Gleich am Tag seiner Wahl zum Bundespräsidenten im Mai 2004 machte er seine Identifikation mit Deutschland unmissverständlich klar. Hatte Gustav Heinemann 1969 noch auf die Frage, ob er den Staat liebe, verneint und geantwortet, er liebe seine Frau, bekundete Köhler unumwunden, dass er sein Vaterland liebe: „Deutschland hat mir viel gegeben. Davon möchte ich etwas zurückgeben. Ich liebe unser Land“, sagte Köhler damals vor der Bundesversammlung in Berlin (Internetauftritt des Bundespräsidenten 2004). Auch dies zeigt den Wandel, der sich in dieser Zeit in Deutschland schon vollzogen hatte. Man näherte sich dem verbreiteten Selbstverständnis anderer Nationen an. Noch Köhlers direkter Vorgänger Johannes Rau stand nationalen Zugeständnissen eher zurückhaltend gegenüber und erntete dafür durchaus auch Kritik (vgl. Fried 2001: 6).

Die Einstellung Schröders und Köhlers war vielfach auch schon unter den Bürgern verbreitet. Die Deutschen sahen das Land nicht nur aufgrund der stabilen Demokratie, sondern auch im internationalen Vergleich gut aufgestellt und begannen, sich der eigenen Stärken zu besinnen. Ohnehin war und ist ein vorbildliches Auftreten der deutschen Politiker von großer Wichtigkeit für den positiven Bezug der Menschen zu Deutschland.

Während der rot-grünen Regierungszeit seit 1998 erfolgte also eine Rückbesinnung auf und Wiederannäherung an die Nation. Schröders Politik verfolgte indirekt das Ziel einer endgültigen Beendigung der Nachkriegszeit. Besonders bedeutsam in diesem Prozess war die Tatsache, dass mit ihm im Jahr 2004 erstmals ein deutscher Bundeskanzler an den Jubiläumsfeierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Landung der Alliierten in der Normandie, und damit der Einleitung der endgültigen Niederlage Nazideutschlands im Zweiten Weltkrieg, teilnahm. Spätestens mit dieser Teilnahme war klar, dass Deutschland wieder zu einem geachteten und gleichberechtigten Partner in der internationalen Politik aufgestiegen war, der sich nicht nur selbst größtenteils von der Last der Schuld befreit hatte, sondern auch von den »anderen« nicht mehr verurteilt wurde. Der Bundeskanzler sah in seiner Teilnahme eine historische Zäsur:

„Der Inhalt dieser Einladung heißt doch: Der Zweite Weltkrieg ist endgültig vorüber“, so Schröder (Leick 2004: 49).

Sein Vorgänger Helmut Kohl war dagegen während seiner 16-jährigen Amtszeit nie offiziell eingeladen worden (vgl. Leick 2004: 48). Schon Schröders mutige, aber wegweisende Entscheidung der Nicht-Beteiligung Deutschlands am Irak-Krieg ein Jahr zuvor demonstrierte Stärke und Selbstbewusstsein im internationalen Umfeld. Da die Deutschen diesen Entschluss größtenteils befürworteten, war auch dies schon ein wichtiger Aspekt für die neue positive Beurteilung der Politik der Bundesrepublik seitens ihrer Einwohner.

Im November 2005 und damit etwa ein halbes Jahr vor der Weltmeisterschaft wurde dann Angela Merkel zur Bundeskanzlerin gewählt und stand fortan für ein unaufgeregtes, vernünftiges und pragmatisches Deutschland, dessen internationales Auftreten von Seriosität geprägt und von militärischen Experimenten oder Ähnlichem weit entfernt war. Obwohl sie bereits im Jahr 2006 vom amerikanischen *Forbes Magazine* zur mächtigsten Frau der Welt gewählt wurde, führte Merkel schon in ihren ersten Regierungsmonaten eine sachliche und zurückhaltende Politik, die keinen Raum für Überheblichkeiten bot. Damit stieß sie sowohl im Ausland als auch im Inland allermeist auf Zustimmung, was zu einer positiven Einschätzung der Deutschen von sich und ihrem Land beitrug und eine wichtige Grundlage dessen war, was sich im Sommer 2006 bei der WM in puncto Patriotismus ereignete.

Durch Deutschlands politische und wirtschaftliche Stellung und Akzeptanz in der Welt waren also wichtige objektive Faktoren erfüllt, die eine allgemeine Zustimmung der Deutschen zu ihrem Land sicherten. Den subjektiven Teil, das heißt, die zum Ausdruck gebrachte Anerkennung des Landes und seiner Leistungen sowie die Besinnung auf eine nationale Zusammengehörigkeit, brachte schließlich die Weltmeisterschaft mit sich.

Hinzu kam, dass sich die Bürde der NS-Verbrechen, die über Jahrzehnte auf Deutschland lastete, vom lähmenden Schuldgefühl zu historischer Verantwortung veränderte. Längst standen einige Generationen zwischen dem Dritten Reich und der Gegenwart, sodass man sich der Verbrechen des Zweiten Weltkriegs zwar noch bewusst war und diese auch bedauerte, sich aber selbst nicht mehr als direkt schuldig betrachtete und somit einen gewissen Abstand gewinnen konnte. Dass die Geschehnisse immer ihren Platz im Geschichtsbewusstsein Deutschlands behalten werden, versinnbildlicht in besonderer Weise das

im Jahr 2005 eingeweihte Holocaustmahnmal am geschichtsträchtigen Ort direkt neben dem Brandenburger Tor in Berlin.

Darüber hinaus hatte sich offenbar die Überzeugung durchgesetzt, dass eine Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit in keiner Weise eine Distanzierung vom heutigen ganz anderen Deutschland forderte (vgl. Hebeker 2007: 22). Vielmehr besannen sich die Deutschen ihrer positiven Vergangenheit, wie jüngst etwa der lang ersehnten Wiedervereinigung, der großen kulturellen Geschichte und der Leistungen des Landes. Es stieg das Bedürfnis, „sich in positiv empfundener Vergangenheit wiederzufinden, an historische und kulturelle Leistungen anzuknüpfen und sich selbst in seiner Eigenheit zu begreifen“ (Gauger 2006: 16). Diese Erinnerungen und die gleichzeitige Abkehr von den lange dominierenden negativen Ereignissen sowie der jahrelangen zweigeteilten Geschichte waren Grundstein für den Aufbau eines neuen Nationalgefühls. Die Deutschen waren sich bewusst, dass die Gegenwart mittlerweile eine gute war und man auf all dies zu Recht stolz sein konnte.

Entsprechend stellte auch der heutige Bundespräsident Joachim Gauck im Sommer des Jahres 2006 fest, dass wichtige Schritte in Richtung eines »normalen« und »gesunden« Nationalbewusstseins in Deutschland bereits getan waren: „Der Unterschied zu der Zeit vor zehn, fünfzehn Jahren ist schon beträchtlich“, erklärte Gauck während der WM in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* (Schmid 2006: 2).

Kaum ein Land auf der Welt veränderte sich in den letzten sechs Jahrzehnten so stark wie Deutschland. Die Bundesrepublik durchlebte eine beispiellose Wandlung „vom Dritten Reich zu einer Demokratie, in der die Institutionen stabil funktionieren und die sich in ihrer Außenpolitik um Ausgleich und Entgegenkommen bemüht“ (Kurbjuweit 2006: 81). Daher war es im Jahr 2006 wohl nur als natürlich anzusehen, dass das deutsche Lebensgefühl immer stärker an Sicherheit, Leichtigkeit und Lockerheit gewinnen konnte, je mehr Zeit in dieser viel versprechenden Demokratie und unter diesen Voraussetzungen verstrich (vgl. Kurbjuweit 2006: 81).

Ein Zusammenwirken all dieser Faktoren dürfte dazu geführt haben, dass die Deutschen nur noch ein Ventil benötigten, um ihrem neuen „Deutschlandgefühl“ (Böll et al. 2014: 57) Ausdruck zu verleihen. Mit der Weltmeisterschaft war dies gegeben.

5.4.4.2 Die internationalen Einschätzungen

„Dieser Sommer wird uns noch lange im Gedächtnis und in den Herzen bleiben. Wir werden uns an schöne Stunden erinnern, an große Spiele und an Menschen aus der ganzen Welt, die wir als Freunde gewonnen haben. Möge die Stimmung, mit der wir uns als Deutsche der Welt präsentiert haben, weit über diesen Sommer hinausreichen“ (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 12),

sagte Bundeskanzlerin Angela Merkel zum Abschluss der Weltmeisterschaft im Juli 2006. „Die Ausländer haben uns nicht zugetraut, daß [sic!] wir länger als eine Stunde fröhlich sein können“, so die Kanzlerin weiter (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2006b: 36). Auch Bundespräsident Horst Köhler resümierte abschließend, dass nicht nur die Deutschen, sondern auch das Ausland „[...] durch dieses Fußballfest einen neuen Blickwinkel auf uns und unser Land bekommen haben“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2006a: 36).

Insgesamt fand die WM 2006 in der internationalen Presse fast ausschließlich ein positives Echo. Schon nach kurzer Zeit stellte sich im Ausland ein einheitlicher Tenor über ein freundliches und weltoffenes Deutschland ein. Selbst die für Deutschland ungewöhnliche patriotische Stimmung, die zuvor außerhalb der deutschen Grenzen nie wirklich legitimiert worden war, wurde intensiv betrachtet lobend hervorgehoben. Man erkannte, dass es sich nicht um eine Rückkehr fundamentalistischer nationaler Sehnsüchte handelte, sondern um ein harmloses gemeinschaftliches Identifikationsklima einer jungen Generation. Dass es in Deutschland endlich wieder »normal« zuzuging, erschien so überraschend unnormale, dass die plötzliche Expressivität der nationalen Symbole sowie der Nationalfarben immer wieder zum Thema in den internationalen Medien gemacht wurde.

Viele Zeitungen konstatierten, dass das Motto eines Turniers, in diesem Fall »A time to make friends« bzw. »Die Welt zu Gast bei Freunden«, selten so zutreffend war wie bei dieser Weltmeisterschaft. Der Slogan war nicht nur eine Floskel, sondern brachte genau das zum Ausdruck, was den Sommer 2006 prägte – ein Monat Völkerverständigung im wahrsten Sinn.

„Deutschlands Slogan für die WM war ‚a time to make friends‘. Sie taten es“, war daher nicht nur in der südafrikanischen Tageszeitung *Cape Times* zu lesen (Jütting et al. 2007).

Auch die britische Qualitätszeitung *The Independent* betrachtete nicht nur den Slogan als bestätigt, sondern erkannte in Deutschland fortan ein multikulturelles Urlaubsland mit freundlichen Menschen:

„World Cup visitors will now consider Germany as a holiday destination. Stereotypes have been confounded. Germany has been revealed to be a green, very wooded country, more multicultural than perceived, with excellent summertime weather and friendly people. Germany's slogan for the World Cup was ‚a time to make friends‘. They did“ (*The Independent* Online 2006).

Das niederländische Blatt *de Volkskrant* sah die WM außerhalb des sportlichen Geschehens als Erfolg auf ganzer Linie. Es schrieb:

„Die Deutschen hatten Recht. Die Welt war zu Gast bei Freunden. Um die Spielfelder herum war die Fußball-WM ein unglaublicher Erfolg, ob es um die Fröhlichkeit [...] geht, die Sicherheit, den allgegenwärtigen Optimismus, die Verbrüderung zwischen Fans oder die Organisationskraft der Deutschen“ (*Spiegel* Online 2006).

Was bei Betrachtung der internationalen Reaktionen auf die Weltmeisterschaft besonders auffällt, ist, dass das Ausland überwiegend der Meinung war, Deutschland habe einen so starken Imagewandel vollzogen, wie ihn niemand habe erwarten können.

Die vielleicht größte Wandlung machte dabei das Deutschlandbild in Großbritannien durch. Nach einem Bericht der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sprachen die Engländer, die sonst traditionell als sehr deutschlandkritisch und im sportlichen Bereich teilweise sogar deutschlandfeindlich gelten, nach der WM von Deutschland als einem Land, das „ungemein schön, willkommen-heißend und kultiviert ist“ (Thomas 2006: 3).

Die üblicherweise gerade in der britischen Boulevardpresse gern gebrauchten militärischen Beschreibungen im sportlichen Bereich, angefangen von »Blitzkrieg« über »uniformierte Spieler« bis hin zu den »German Panzern«, verloren immer mehr ihre Berechtigung und verschwanden später nahezu ganz. Hauptgrund dafür, dass nicht nur die britischen WM-Besucher überraschenderweise mit einem gänzlich gewandelten Deutschlandbild in die Heimat zurückführen, sondern auch die Presse diesen positiven Eindruck ins Land trug, war vor allem die authentisch gelebte Gastfreundschaft der Deutschen, die in keinem Fall von oben verordnet war (vgl. Urban 2007: 106).

Der *Guardian* etwa stellte bei Betrachtung der zurückliegenden WM-Wochen eine entscheidende und vor allem positive Veränderung Deutschlands fest und äußerte sich wie folgt:

„Es wäre zu einfach zu sagen, dass die Weltmeisterschaft Deutschland ermöglicht hat, sich selbst wieder zu mögen. Dieser Prozess war von sehr langer Dauer, und wir können die Schwierigkeiten nur ahnen. Aber beim Betrachten der verrückten Ausgelassenheit [...] kommt man kaum daran vorbei festzustellen, dass dieses Land in den vergangenen fünf Wochen eine unumkehrbare und grundlegende Veränderung durchgemacht hat“ (*Spiegel Online* 2006).

Auch die *Financial Times* sah alle Klischees eines unfreundlichen, humorlosen und kriegstreibenden Deutschlands widerlegt. Vielmehr sprach man hier von neuen Freundschaften und einer starken Veränderung der Außenwirkung:

„Germany had an unfortunate stereotype among visitors as an unfriendly, unfunny, war-mongering country. A month of perfect sunshine, thousands of new friendships and a chance to see how beautiful a country it is [...] Germany's image gained the biggest boost while proud Germans reclaimed the country and its symbols for themselves“ (Milne 2006).

Der *Daily Mirror* brachte das auf den Punkt, was die meisten der ausländischen Beobachter wohl bestätigen würden. Er schrieb der Gastgeberrolle eine große Bedeutung in diesem Prozess des Imagewandels zu und sah in dem, wie sich die Deutschen präsentierten, einen größeren Wert als ihn der WM-Sieg wohl jemals hätte haben können:

„Germany lost their enthralling semi-final against Italy. But in staging the tournament as they have, and in projecting themselves in the way they have, they have secured a different and longer-lasting prize: the image of a new Germany“ (*Daily Mirror Online* 2006).

Ähnlich wie die britischen Medien bestätigt auch die *Neue Zürcher Zeitung* die große Bedeutung der Weltmeisterschaft für die Konstruktion eines positiven neuen Deutschlandbildes im Ausland. Sie schrieb: „Über 32 Milliarden TV-Zuschauer weltweit nahmen Notiz von der größten Image- und Werbekampagne, die Deutschland je erlebt hat“ (*Neue Zürcher Zeitung Online* 2006).

Die Presse aus Österreich stellte darüber hinaus fest, dass die WM in Deutschland ein nie zuvor da gewesenes Musterbeispiel dafür sei, dass Fußball nicht nur ein Mannschaftssport, sondern auch ein Gesellschaftsspiel sei,

„das zumindest temporär in der Lage ist, sowohl Perspektiven der Gesellschaft als auch das Image eines Landes zu verändern, wenn nicht umzudrehen. Und das ist Deutschland, das sich zum Ziel gesetzt hatte, guter Freund aller Gäste zu sein, in einem Maß gelungen, wie das niemand erwartet hätte“ (Fußball24 2006).

Positiv waren auch die spanischen Einschätzungen zum Auftritt und Verhalten Deutschlands als Gastgeber der WM. *El País* etwa erkannte in Deutschland den „beste[n] Gastgeber“, der „diesmal weder arrogant noch verbittert“ war (alle *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2006c: 31). Die katalanische Tageszeitung *La Vanguardia* sprach von einem „Patriotismus light“, der „sympathisch und gelassen“ wirkte (alle *Süddeutsche Zeitung* 2006b: 26).

Auch außerhalb von Europa zeigte man sich positiv überrascht von den »neuen Deutschen«. Die kanadische Tageszeitung *Vancouver Sun* sah ebenso wie der oben genannte *Daily Mirror* in der vierwöchigen Gastfreundlichkeit des Landes einen viel größeren Wert für den Abbau von Stereotypen als jahrelange Marketingkampagnen es je hätten bewirken können: „[...] the Germans worked themselves into a national frenzy of hospitality that has done more to dispel German stereotypes than years of tourist marketing campaigns“ (*Vancouver Sun* Online 2006).

Und *The Star* aus Südafrika bestätigte ebenfalls einen positiven Wandel des Bildes von Deutschland. Hier hob man besonders den Stolz hervor: „[...] das ausrichtende Land hat die Herzen vieler ausländischer Gäste gewonnen, welchen eine neue Seite des Landes gezeigt wurde – spontan und stolz“ (Jütting et al. 2007: 136)

Dass die Weltmeisterschaft 2006 maßgeblichen Anteil an der Imageveränderung Deutschlands in der Welt gehabt haben muss, zeigt auch eine Erhebung des Nation Brands Index (NBI), der seit 2005 die Reputation eines Landes in verschiedenen Bereichen misst. Während sich die Bundesrepublik noch im Januar 2006 auf dem sechsten Rang von 35 Ländern wiederfand, wurde sie nur wenige Wochen nach der WM im September auf Platz eins geführt. Knapp 26.000 Befragte hatten nach der Fußball-WM vor allem Deutschlands Werte im Bereich »Menschen«, »Kultur« und »Tourismus« positiver beurteilt als noch zu Jahresbeginn (vgl. Kuper 2009: 367).

In diesem Zusammenhang sei auch noch auf eine Studie der Hochschule Fulda verwiesen, die die ausländischen Gäste der WM vor ihrem Besuch in Deutschland und nach dem Turnier über ihre persönlichen Einschätzungen zum

Gastgeber befragte. Ziel der Analyse war es, herauszufinden, inwieweit das Motto »Die Welt zu Gast bei Freunden« in die Tat umgesetzt werden konnte. Das Ergebnis: Die Deutschen wurden am Ende unter anderem als wesentlich freundlicher, toleranter, hilfsbereiter, friedlicher, lebensfroher, weltoffener und multikultureller beschrieben als zuvor (vgl. Albrecht et al. 2007: 76-84) (Abb. 9):

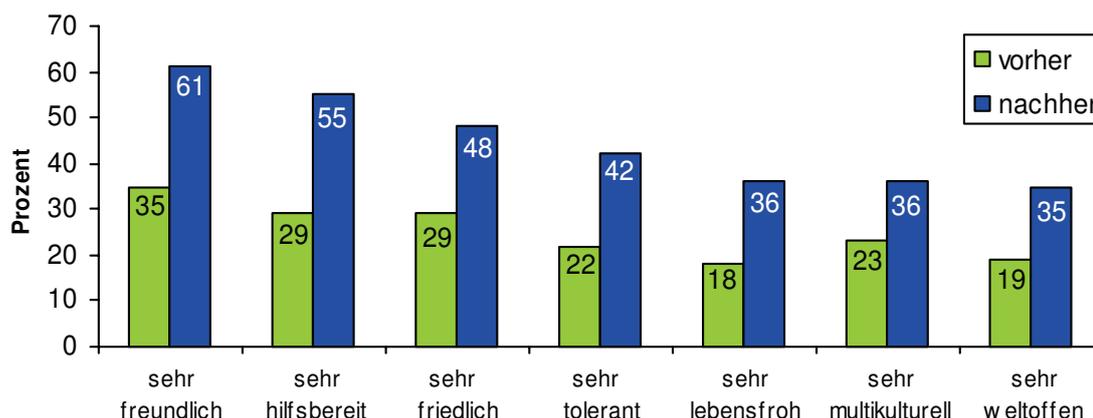


Abb. 9: Einschätzung der Deutschen durch ausländische Gäste vor und nach der Fußball-WM 2006⁵
(Daten: Albrecht et al. 2007: 76-84)

Was die ausländischen Beobachter im Sommer 2006 besonders überraschte, war das für die Deutschen sonst vollkommen unübliche patriotische Verhalten. Durch die unbefangene Art, wie sie sich in den WM-Wochen präsentierten, traten die sonst so typisch deutschen Eigenschaften wie emotionale Kälte, Introvertiertheit, Pflichtbewusstsein oder Gründlichkeit hinter einer neuen, viel lockereren Lebensweise zurück. Dies wurde positiv aufgenommen, denn der Patriotismus war vielmehr ungezwungen denn in irgendeiner Art nationalistisch. „Das schwarz-rot-goldene Fahnenmeer markierte keinen Herrschafts- oder Überlegenheitsanspruch. Es animierte die Anderen zum Mitmachen“ (Facijs 2007: 39). Infolgedessen wurde das deutsche Verhalten in der Berichterstattung nicht mehr umgehend mit einem bedrohlichen Nationalsozialismus in Verbindung gebracht, „sondern [es wurde] einheitlich von einem neuen, positiven Nationalstolz der Deutschen“ gesprochen (Jütting et al. 2007: 138).

⁵ Dieses Diagramm wurde vom Verfasser erstellt. Die Daten entstammen einer Studie der Hochschule Fulda.

So lobte die britische *Times*, dass die Deutschen bei aller Ausgelassenheit und aller Leidenschaft des Feierns immer „rücksichtsvoll, unaggressiv und freundlich“ geblieben seien. Fast freundschaftlich wurden die Deutschen dabei als „unsere angelsächsischen Brüder“ bezeichnet (alle *Süddeutsche Zeitung* 2006a: 26).

Die Redakteure der *Neuen Zürcher Zeitung* waren ebenfalls der Meinung, dass der ausgelebte Patriotismus keineswegs als gefährlich, sondern vielmehr als natürlich eingestuft werden müsse: „Deutschland war der erwartet gute Gastgeber. [...] Das Flagge-Zeigen war mehr belustigend denn übertrieben nationalistisch“ (*Spiegel Online* 2006). Der ebenfalls in der Schweiz beheimatete *Tages-Anzeiger* hob vor allem das Gemeinschaftserlebnis zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten würdigend hervor. Die WM habe demnach die Erkenntnis geweckt, „dass wir gerne ausbrechen würden aus dieser individualisierten Welt, dass wir mehr gemeinsam erleben wollen. Das Wir-Gefühl, das uns manchmal so fremd geworden ist, konnte gelebt werden“ (*Süddeutsche Zeitung* 2006a: 26).

Ebenso positiv schrieb auch die französische Tageszeitung *Le Monde*. Dort sah man das Schwenken der Nationalflagge als Zeichen von eingekehrter Normalität und der Besinnung auf Zukünftiges. Demnach müssten sich die deutschen Fans „nicht mehr mit den Erinnerungen ihrer Eltern herumplagen, die mit einem kollektiven Schuldgefühl wegen der Verbrechen des Hitler-Regimes aufgewachsen waren“ (*Süddeutsche Zeitung* 2006b: 26).

Auch *El Universal*, eine der auflagenstärksten mexikanischen Tageszeitungen, stimmte hier mit ein und erkannte im patriotischen deutschen Verhalten einen endgültigen Schlussstrich unter den Schuldgefühlen bezüglich der NS-Vergangenheit: „Deutschland hüllt sich mit einer Begeisterung in Schwarz-Rot-Gold, wie man es seit Kriegsende noch nicht erlebt hat. Die kollektive Buße währte 61 Jahre. Der Zauber des Fußballs setzte ihr ein Ende“ (*Süddeutsche Zeitung* 2006b: 26).

Ähnlich äußerte sich die *New York Times*. Sie sprach speziell den neuen Stolz der Deutschen auf ihr Land an. Der ungezwungene Umgang mit Patriotismus tat dem guten Gastgeber in ihren Augen keinen Abbruch – ganz im Gegenteil:

„There have been the flags, of course, a sea of black, yellow and red proclaiming an entirely new German ease with patriotism. There has been the warm, go-with-the-flow hospitality that has left almost every

visitor happy. [...] And there has been the frequent appearance in relation to Germany of a once almost taboo word – ‚stolz‘ [sic!] – or pride“ (Cohen 2006b).

In Italien, das im Zusammenhang mit deutschem Fußball ebenso wie Großbritannien immer wieder gerne in den militärischen Sprachjargon abrutscht, ging man zu Turnierbeginn zunächst noch auf die unrühmliche deutsche Geschichte ein. Spätestens jedoch während der Spiele stellte man aber auch hier fest, dass es plötzlich ein anderes Deutschland gab, in dem man stolz seine Nationalfarben präsentieren darf. Die italienische Presse lobte größtenteils die Stimmung und den Umgang der Deutschen mit ihren nationalen Symbolen (vgl. Jütting et al. 2007: 138): „Das freudige Endspiel stärkte noch einmal die Überzeugung, dass Deutschland als Nation diese Weltmeisterschaft in punkto [sic!] Heiterkeit und Organisation gewonnen hat“, schrieb beispielsweise die *Gazzetta dello Sport* (*Süddeutsche Zeitung* 2006a: 26). Und die *Repubblica* charakterisierte das deutsche Verhalten als einen „Patriotismus soft“ und erkannte in diesem einen neuen „Stolz ohne Willen zur Macht“ (alle Seitz 2007a: 28).

Dennoch kam sie nicht darum herum, am Ende noch Zweifel an der Harmlosigkeit des deutschen Auftretens aufkommen zu lassen. Demnach wirkte das disziplinierte Meer der deutschen Fans, als habe es eine natürliche Fernbedienung. Die *Repubblica* führte dazu weiter aus:

„Die Furcht, die daraus entsteht, ist, in wessen Händen der Kontrollknopf landet. Dieses Mal hatte der Knopf noch die Aufschrift Softer Patriotismus. Aber die Wissenschaft lehrt uns, immer auf der Hut zu sein: ‚Was soft beginnt, wird ganz leicht hart‘“ (*Süddeutsche Zeitung* 2006a: 26).

Obwohl auch in Österreich ein insgesamt positives Deutschlandbild gezeichnet wurde, hörte man hier – wie in Italien – dennoch einige kritische Töne. So sagte das Boulevardblatt *Kronen Zeitung* voraus, die Deutschen würden nach Abklingen der WM-Feierlichkeiten und der Rückkehr in den Alltag wieder in alte, negative Muster verfallen: „Sie werden statt Freunde zu Gast wieder zu viele Ausländer im Land haben. Sie werden den gigantischen Umsatz der WM vergessen und wieder über den Anstieg der Mehrwertsteuer klagen“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2006c: 31). Der *Standard* ging sogar noch einen Schritt weiter und äußerte Bedenken hinsichtlich des Umgangs mit nationalen Symbolen in Deutschland. Mit deutlich negativem Unterton wies man indirekt auf eine Art vergangenen deutschen Großmachtstrebens hin:

„Bewusst hat die (deutsche) Staatsspitze in den vergangenen Jahrzehnten auf nationales Gehabe verzichtet, sei bescheiden, lautete der Auftrag an das Volk. [...] Man hat sich daran gewöhnt, dass auch Deutsche weltweit an Einsätzen zur Friedenssicherung teilnehmen und Deutschland ist ein international geachteter Partner. [...] Doch bei aller Freude, der Spaß hört dort auf, wo die deutsche Fahne nicht eine von vielen in einer bunten Menge sein soll, sondern die bessere oder wichtigere“ (*Süddeutsche Zeitung* 2006b: 26).

Einen Blick zurück in die negative deutsche Vergangenheit wagte auch der britische *Daily Telegraph* bei seiner Beurteilung der WM, stellte aber fest, dass der Fokus der Deutschen im Jahr 2006 zu Recht auf die Zukunft gerichtet sein sollte:

„Auch wenn das Finale im Olympiastadion von Adolf Hitler stattfand: Es liegt genügend Zeit zwischen der 11. Olympiade und der 18. Fußball-Weltmeisterschaft, um nach vorn zu schauen. Für die jungen Berliner ist dieses Land ihr Land und nicht das Eigentum von dunklen Schatten“ (Fußball24 2006).

Auch das deutsche Nationalgefühl und die Identität mit dem eigenen Land wurden in den internationalen Medien thematisiert. Unter den noch frischen Eindrücken der WM waren die Tendenzen sehr ähnlich: Es hat sich etwas verändert.

So schrieb beispielsweise die russische Zeitung *Iswestija* dem WM-Turnier eine entscheidende Rolle in Bezug auf das deutsche Nationalgefühl zu:

„Die Weltmeisterschaft war seit 16 Jahren der erste Ausbruch von Patriotismus in Deutschland. Den letzten hatte es zur Wiedervereinigung des Landes gegeben, danach wurde die Bevölkerung aber wieder still und ließ die nationale Zugehörigkeit nicht mehr heraushängen. Die WM hat alles verändert“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2006c: 31).

Noch einmal soll hier *de Volkskrant* zitiert werden, die das vor der Weltmeisterschaft immer noch existierende Problem der endgültigen Vereinigung Deutschlands ansprach und feststellte, dass die Nation durch die Hilfe des Fußballs nun wieder zusammengefunden habe:

„Der Nationaltrainer tat das, was dem ehemaligen Bundeskanzler Helmut Kohl nur auf dem Papier gelungen ist: Er vereinte Ost und West, indem er sie für Deutschland jubeln ließ [...]. Klinsmann besteht, wo Kohl scheiterte: Die Nation ist endlich wieder vereint“ (Jütting et al. 2007: 134).

Dieser Meinung war auch der ehemalige UN-Generalsekretär Kofi Annan. 16 Jahre nach der Wiedervereinigung schrieb er der WM eine bedeutende Rolle hinsichtlich des Zusammenfindens der Nation zu. „Auch wenn Deutschland nicht im Finale stand, hat es schon gewonnen, denn es hat die beste WM aller Zeiten ausgerichtet und die Nation in dieser Anstrengung vereint“, lautete Annans abschließende Einschätzung zum Turnier (*Rheinische Post* Online 2010).

Das portugiesische Blatt *Diário de Notícias* erklärte die Weltmeisterschaft „zur besten Gruppentherapie für die Deutschen, die sich mit großen Identitätsproblemen herumplagen [...]“ (*Süddeutsche Zeitung* 2006b: 26).

Die *New York Times* berichtete davon, dass Deutschland mit Hilfe der positiven Resonanz der WM-Besucher aus aller Welt wieder zu sich selbst gefunden habe: „The world came to Germany, and Germany found itself. [...] Germany does indeed appear to have ‚unclenched‘ itself with the help of a round ball and millions of satisfied visitors“ (Cohen 2006a). Darüber hinaus will sie unter den Deutschen eine neue Leichtigkeit des Seins erkannt haben, ausgelöst vor allem durch das erfrischende Auftreten der deutschen Fußball-Nationalmannschaft: „The track has been a long and arduous one these last 61 years. But the ‚Klinsmänner‘, as the media now refer to Klinsmann's players, have jolted Germany toward a new lightness of being“ (Cohen 2006b).

In ihrem Abschlussbericht über die Weltmeisterschaft 2006 stellte die deutsche Bundesregierung fest, dass das Turnier einen ganz erheblichen Anteil an der Überwindung von Stereotypen zugunsten eines positiven Deutschlandbildes im Ausland hatte. Das Auswärtige Amt und die deutschen Auslandsvertretungen wollten die Weltmeisterschaft zur Imagewerbung für Deutschland als ein modernes, weltoffenes und gastfreundliches Land nutzen und verfehlten nach eigener Feststellung ihr Ziel in keiner Weise. Die Imageaufwertung resultierte sowohl aus den Eindrücken, die die WM-Besucher mit in ihre Heimatländer brachten, als auch aus der großen medialen Aufmerksamkeit in TV, Internet und Printmedien. In Ländern, in denen die Bundesrepublik bereits großes Ansehen genoss, festigte sich diese Einstellung und wurde um neue Aspekte erweitert. In Ländern mit traditionell eher kritischer Sicht führte die Weltmeisterschaft vielfach zu einer Infragestellung alter Stereotype wie Humorlosigkeit, Fremdenhass und emotionaler Kälte. Diese Attribute konnten infolge der Weltmeisterschaft durch Eigenschaften wie Fairness, Lebensfreude, Gastfreundschaft und Herzlichkeit ausgetauscht werden. Berichte der deut-

schen Botschaften im Ausland bestätigen dies. Nach Analyse des Auswärtigen Amtes resultieren die neuen Sympathien neben dem mitreißenden Spiel der deutschen Nationalmannschaft auch aus dem erfolgreichen Bemühen, ein guter Gastgeber zu sein. Außerdem wirkte sich der unverkämpfte Patriotismus der vielen – zumeist jüngeren – Zuschauer äußerst positiv auf das Deutschlandbild aus (vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 24).

So meldete die Auslandsvertretung in Stockholm, dass „die WM die Marke Deutschland mehr verbessert [habe,] als es eine Million politischer Pressekampagnen bewirkt hätten“ (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 24). Die Botschaft in London berichtete von vielen Glückwünschen seitens der Briten zur gelungenen WM, die Deutschland in ihren Augen positiv verändert hat, und sprach zudem von einer „überschwänglichen Wahrnehmung“ des Deutschlandbildes in Großbritannien (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 24). Auch die deutsche Vertretung im neuseeländischen Wellington gab folgende Informationen an das Auswärtige Amt in Berlin: „Die Fußball-WM war für das Deutschlandbild im Ausland von unschätzbarem Wert. Es kann kein besseres Ergebnis geben“ (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 25). In Abu Dhabi sprach man von der „beste[n] PR-Maßnahme für die Bundesrepublik Deutschland seit Bestehen“ (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 24). Und auch Washington sieht Deutschland durch den Patriotismus nach vorne gebracht und als eigentlichen Gewinner der WM (vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2006: 25).

Bestätigt wird all dies durch eine repräsentative Studie der internationalen Studentenorganisation AIESEC während der Weltmeisterschaft. Wissenschaftlich begleitet durch die Uni Leipzig befragte man knapp 4000 WM-Besucher zu ihrem Bild von Deutschland. Das Ergebnis: Die internationalen Gäste waren begeistert von der Atmosphäre in den WM-Städten, fühlten sich sicher und empfanden die Stimmung im Land als gastfreundlich. Jeder zweite Befragte gab der Bundesrepublik in der Kategorie »Freundlichkeit« auf einer Skala von 1-10 die Bestnote. 80 Prozent der Besucher gefiel Deutschland so gut, dass sie einen weiteren Besuch beabsichtigten (vgl. Röller 2006). Bei allen positiven Betrachtungen darf jedoch nicht vergessen werden, dass die Ergebnisse nur eine Momentaufnahme darstellen und sich relativ schnell wieder verändern können.

Alles in allem lässt sich also feststellen, dass sich das internationale Bild Deutschlands durch die Weltmeisterschaft 2006 positiv verändert hat. Nach dem Ende des vierwöchigen Ereignisses sind negative Bemerkungen über das Gastgeberland nahezu vollständig aus der Berichterstattung verschwunden. Vielmehr spricht man von einem neuen Deutschland, das sich freundlich, weltoffen und um Völkerverständigung bemüht zeigt. Die Meinungen und Urteile über die Bundesrepublik, die zu Beginn des Turniers von Land zu Land noch recht unterschiedlich waren, trafen sich nach der WM in einem einheitlichen, positiven Tenor (vgl. Jütting et al. 2007: 141). Zum ersten Mal war man nicht mehr der – als Resultat zweier Kriege – ewige Verlierer, sondern ging als von sich und vom Ausland gefeierter »Gewinner« aus dieser Veranstaltung hervor.

„Der Rest der Welt [hat] Deutschland gewissermaßen neu entdeckt“, stellte Bundestagspräsident Norbert Lammert (2007: 13) ein Jahr nach der WM rückblickend fest. Daher war diese Weltmeisterschaft für das Deutschlandbild im Ausland wohl mindestens so bedeutend wie für die Selbstbefindlichkeit der Deutschen. In deren Selbstbetrachtung hatte bereits vor der WM eine Veränderung begonnen (vgl. Lammert 2007: 13f.). Die internationale Meinung wandelte sich allerdings tatsächlich erst durch dieses Turnier von Grund auf.

Mittlerweile wird das Großereignis Fußball-Weltmeisterschaft 2006 als erfolgreichste Image-Kampagne aller Zeiten angesehen. Organisationstalent und Fußballkönnen der Deutschen waren schon längst unumstritten. Dass sie aber „eine lockere Seite hatten, dass sie lächelnd verlieren konnten – das verzauberte und entwaffnete die Welt“ (Koydl: 2008: 13).

5.4.5 Die langfristige Bedeutung der Weltmeisterschaft für die deutsche Nation

„Ich hoffe, dass etwas von dem Zauber bleiben wird“, sagte Bundespräsident Horst Köhler nach Abschluss der Weltmeisterschaft (Gertz 2006: 3).

Geblieden ist in jedem Fall etwas – auch wenn der Zauber, von dem Köhler damals sprach, sich natürlich nicht in der Form des Sommers 2006 halten konnte. Zauber und reales, alltägliches Leben sind in der Regel nicht miteinander vereinbar. Vielmehr war die Weltmeisterschaft ein außergewöhnliches, aber auch vergängliches Ereignis, das gleichwohl viel Positives für Deutschland hinterlassen hat. Auch heute, etwa acht Jahre später,

hat die WM 2006 einen besonderen Status in der Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik.

Dass die Weltmeisterschaft durchaus noch über die folgenden Monate nachwirkte, wird nicht nur dadurch deutlich, dass Angela Merkel sie explizit in ihre Neujahrsansprache zum Jahr 2007 aufnahm und gleich als erstes Thema der Rede auswählte. Die Bundeskanzlerin sprach davon, dass die Welt in jenem Sommer „wahrlich zu Gast bei Freunden“ war und man durch das „Mitreißende von schwarz-rot-gold [...] ein neues, schönes Bild von Deutschland in die Welt getragen“ habe, das „auch über die Wochen des Sommermärchens hinaus“ weiter trage (alle Die Bundesregierung 2007).

Dass sich durch die Weltmeisterschaft das Deutschlandbild im Ausland deutlich wandeln konnte und sich daraus resultierend ein größeres Zutrauen in die eigenen Stärken und ein neues Selbstwertgefühl der Bundesrepublik im internationalen Vergleich entwickeln konnte, ist heute durchaus von großer Nachhaltigkeit. Besonders bezeichnend für diesen allgemeinen Trend ist die veränderte Einstellung in Großbritannien, das noch vor der WM als einer der deutschlandkritischsten Staaten überhaupt galt.

Nach einer Umfrage des internationalen Meinungs- und Marktforschungsinstituts YouGov aus dem Jahr 2012 ist Deutschland das Land, das die Briten hinter Schweden am meisten bewundern (vgl. Zschke 2013: 47). Eine solche Einschätzung schien vor der WM noch undenkbar. Auch eine Studie des Instituts vom Februar 2014 bestärkt diese Ergebnisse. Demnach haben 59 % der knapp 2000 befragten Briten eine positive Meinung von Deutschland, während die Bundesrepublik von lediglich 11 % der Umfrageteilnehmer negativ bewertet wird (vgl. YouGov 2014). Auf die Frage, zu welchem Land es für Großbritannien am wichtigsten sei, eine gute Beziehung aufrechtzuerhalten, steht Deutschland auf der Liste der größten Wirtschaftsnationen mit weitem Abstand und einem Wert von 45 % an der Spitze vor Frankreich (11 %) (vgl. YouGov 2014).

Deutschland wird in Großbritannien darüber hinaus weniger mit den negativen Geschehnissen des Zweiten Weltkriegs in Verbindung gebracht. Auf die Frage, was den Briten als Erstes in Bezug auf Deutschland einfällt, zeichneten sich vor allem die moderne Wirtschaft und politische Stärke des Landes als dominierende Begriffe ab. Auch wurde Angela Merkel, deren Politik die Umfrageteilnehmer überdies als grundsätzlich positiv bewerteten, mehr als doppelt so häufig genannt wie Adolf Hitler (vgl. YouGov 2014).

Auch Merkel selbst berichtete schon im Jahr 2008 von ähnlichen Erfahrungen. Das Bild von Deutschland in der Welt habe „sich durch die WM 2006 in einer Weise verändert, wie man sich das nicht vorstellen konnte“, so Merkel in der *Süddeutschen Zeitung* (Kilz 2010). Die Bundeskanzlerin hob ebenfalls das Verhältnis zu Großbritannien hervor und sprach von einer „massiven, positiven Veränderung der Wahrnehmung“ (Kilz 2010) unter den Briten.

Die steigende Wertschätzung Deutschlands auf der Insel wird nicht zuletzt durch eine mehrmonatige Ausstellung des British Museum in London Ende 2014 deutlich. Unter dem Titel »Germany – memories of a nation« zeigt das Museum 600 Jahre deutscher Geschichte vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation bis zum WM-Sieg 2014 anhand von Objekten der Kulturgeschichte. Das vermittelte Bild ist dabei durchaus positiv. Wer Europa und die Welt verstehen wolle, müsse Deutschland verstehen, so die Botschaft der Ausstellung (vgl. Volkery 2014).

Neben diesem mittlerweile gefestigten Imagewandel Deutschlands waren und sind auch innerhalb der deutschen Bevölkerung langfristige Effekte als Folge der WM 2006 spürbar. Nach einer Langzeitstudie, die der Fachbereich Psychologie der Universität Köln zwischen 2001 und 2011 zum Thema »Deutschsein« erhoben hatte, ließen sich die positiven Auswirkungen der WM schon ein Jahr nach ihrem Ende deutlich feststellen. Sie habe nicht nur den Nationalstolz der Deutschen gestärkt, sondern gleichzeitig ihre Fremdenfreundlichkeit vergrößert und somit Deutsche und Ausländer enger zusammengeführt. Der Patriotismus der Weltmeisterschaft habe, auch wenn er im Alltag eher weniger gelebt wird, dem Land gutgetan, weil er die eigene Identität stärkte und Selbstsicherheit vermittelte. Nach Meinung der Kölner Psychologen war die Weltmeisterschaft 2006 ein sehr gutes Mittel zur Integration, weil es durch Gemeinschaftserlebnisse Gemeinsamkeiten gefördert habe (vgl. Braun 2012).

Bestätigt werden diese Ergebnisse durch eine Umfrage im Auftrag der gemeinnützigen Identity-Foundation aus dem Jahr 2009. Diese veröffentlichte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Demnach verband die Deutschen auch drei Jahre nach der WM noch ein »neues« Nationalgefühl. 70 % der Bevölkerung fühlten sich demnach »ihrer Nation im Herzen verbunden« und 60 % sprachen sogar von einem neuen Stolz auf Deutschland. 72 % der 2000 repräsentativ ausgewählten und befragten Personen waren der Meinung, Deutschland solle noch mehr Selbstbewusstsein im Hinblick auf die nationale und

kulturelle Identität zeigen. Knapp zwei Drittel der Befragten sprachen sich weiterhin dafür aus, dass nationale Bekenntnisse und Symbole zu besonderen Ereignissen dazugehören (vgl. Carstens 2009: 5).

Nach Ansicht der Universität Hohenheim, die die Studie auswertete, zeigten auch deren Ergebnisse einen deutlichen Wandel des Nationalgefühls in Deutschland im Vergleich zur Zeit vor der Weltmeisterschaft. Diese sei eine wichtige Wegmarke der Veränderung gewesen, weil die Deutschen sich unerwartet als freundliche und entspannte Gastgeber kennenlernten und ein entsprechend positives und anerkennendes Echo aus dem Ausland erhielten, was zu einem wichtigen Wandel in der Selbstwahrnehmung führte (vgl. Carstens 2009: 5). „Das Nationalgefühl ist zurück, die deutsche Seele weitgehend geheilt“, so das Resümee der Universität Hohenheim. Die Haltung der Deutschen zu ihrem Land sei „pluralistisch, pragmatisch, weltoffen und demokratisch“ (alle Kamann 2009).

Hinsichtlich des »neuen« Patriotismus des Jahres 2006 lässt sich also sagen, dass dieser bisher weitgehend auf den Bereich des Fußballs beschränkt blieb, wenn auch beispielsweise schwarz-rot-goldene Beflaggung mittlerweile auch zu anderen Zeiten nicht mehr nur im öffentlichen Bereich zu finden ist. Vor allem im fußballerischen Leistungsvergleich mit anderen Ländern zeigen die Deutschen eine starke Besinnung auf ihre nationale Identität. Entsprechend tritt der damals »geschaffene« Patriotismus in regelmäßigen Abständen bei Großveranstaltungen des Fußballs immer wieder zu Tage. Bei den Weltmeisterschaften 2010 und 2014 sowie den beiden seit 2006 ausgetragenen Europameisterschaften 2008 und 2012 war das Land in ganz ähnlicher Weise wochenlang von den Nationalfarben bestimmt. Auch traf man sich wieder zu Hunderttausenden auf den Fanmeilen, um die deutsche Mannschaft zu unterstützen und das Land und sich zu feiern – im Unterschied zu 2006 jedoch ohne das besondere internationale Zusammentreffen. Ein kollektives Ausleben des Bekenntnisses nationaler Zusammengehörigkeit erfolgt damit, bisher ungebrochen, praktisch alle zwei Jahre.

Dass diese Art von Patriotismus und Nationalstolz nicht in den Alltag zu übernehmen ist, erscheint dabei nicht ungewöhnlich. Eine patriotische Grundeinstellung, wie beispielsweise in den Vereinigten Staaten, ist in Deutschland in der Regel wenig ausgeprägt.

Was aber von der WM diesbezüglich blieb, ist der natürliche und unverkrampfte Umgang mit nationalen Symbolen. Somit kann man sagen, dass bei

diesem Thema seit 2006 insgesamt Normalität eingekehrt ist. Die Deutschen bekennen sich also heute nahezu uneingeschränkt zu ihrer Nation, wenn sich ein entsprechender Anlass bietet. Der »neue« Patriotismus hat durch die WM jeden zuvor gerne mit Deutschland in Verbindung gebrachten Bezug zum Nationalismus verloren und zeichnet sich vielmehr besonders durch Offenheit gegenüber anderen aus. Dadurch, dass dieser deutsche Bewusstseinswandel während der Heim-Weltmeisterschaft vom Ausland so positiv aufgenommen und bewertet wurde, konnte sich die neue Selbstverständlichkeit des nationalen Bekenntnisses entwickeln und festigen.

Auch die Nationalhymne hat mittlerweile einen festen Platz in der Gesellschaft, wird im sportlichen Umfeld von einem Großteil der Sportler und Zuschauer textsicher mitgesungen und ist in der Regel mit keinerlei negativen Gedanken mehr verbunden. „Heute ist das alles viel natürlicher und selbstverständlicher – mich freut das sehr“, sagte auch Merkel 2012 zum Verhältnis der Deutschen zu ihren nationalen Symbolen (Beckedahl & Brügelmann 2012: 63).

Auch der heutige Bundestrainer und Co-Trainer bei der WM 2006, Joachim Löw, äußerte sich Anfang des Jahres 2014 im *Süddeutsche Zeitung Magazin* zu seinen Empfindungen bezüglich der deutschen Nationalhymne. Er nahm dabei nicht nur Bezug auf die Weltmeisterschaft 2006 als Wendepunkt im Umgang mit nationalen Symbolen, sondern sprach sich auch für die Notwendigkeit eines klaren Bekenntnisses zum heutigen Deutschland aus. Auf die Frage, was er empfinde, wenn er vor dem Spiel die Nationalhymne singt, erklärte Löw:

„Ich kriege eine Gänsehaut, weil die Hymne signalisiert: Jetzt geht es los. Sie erinnert mich aber auch daran, dass wir unser Land repräsentieren, 80 Millionen Bürger – ein Gedanke, der uns Kraft gibt und das Gefühl vermittelt, dass wir eine Gemeinschaft sind. Seit der WM 2006 in Deutschland hat sich der Umgang mit Nationalsymbolen sehr entkrampft. Damals hingen deutsche Flaggen an den Autos, die Menschen haben sich deutsche Farben auf die Wangen gemalt. Ich fand das wohltuend. Natürlich sind wir uns der dunklen Seiten unserer Geschichte bewusst, aber wir wissen auch, dass das heutige, demokratische Deutschland ein Staat ist, zu dem man sich klar bekennen kann“ (*Süddeutsche Zeitung Magazin* 2014: 13).

Die WM zeigte den Deutschen vier Wochen lang, wie sie sein wollen und auch können. Dadurch änderte sich der Blick der Menschen auf sich selbst. Zusam-

men mit der Legitimation durch die »anderen« wurde es leichter, sich mit Deutschland zu identifizieren. Der atmosphärische Sprung, den Deutschland im Sommer 2006 vollziehen konnte, hatte eine derartige psychologische Kraft, dass er noch lange positiv nachwirkte. Seitdem festigte sich offenbar auch die Einstellung unter den Deutschen, dass Schluss sein müsse mit einer ständigen schuldbewussten Vergangenheitsfixierung. Vielmehr lernten die Menschen aus den Begleitumständen der Weltmeisterschaft, dass Weltoffenheit und eine Fokussierung auf die Gegenwart und die Zukunft eine viel größere Rolle einnehmen müssen.

Die WM 2006 hat neue Impulse gegeben und sowohl im Staat als auch in der Gesellschaft den Glauben an Deutschland und an den Erfolg seines Wirtschafts-, Politik- und Gesellschaftsmodells gestärkt. Von Bedeutung ist hierbei auch, dass diese Impulse und damit der Optimismus und das Zusammengehörigkeitsgefühl primär von jungen Deutschen ausgingen, die in den nächsten Jahren und Jahrzehnten Verantwortung für die Zukunft des Landes übernehmen werden (vgl. Urban 2007: 112).

Heute, Ende 2014, kann man aufgrund des eher kurzen Zeitraums, der seitdem vergangen ist, natürlich nur bedingt Aussagen über die langfristigen Auswirkungen des Turniers treffen. Zwar zeichnet sich seit einigen Jahren ab, dass Nationalbewusstsein und Patriotismus in Deutschland wieder eine große Rolle spielen und der offene Umgang hiermit im Jahr 2006 einen wesentlichen Schub erhalten hat. Ob die Bedeutung der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland allerdings auch in einigen Jahren oder sogar Jahrzehnten noch als groß eingeschätzt wird oder ob sie in ihrem Wert für das Land sogar mit der WM 1954 gleichzusetzen sein wird, hängt von vielen unterschiedlichen Faktoren ab und muss daher offen bleiben.

5.4.6 Fazit

Es lässt sich also zusammenfassend sagen, dass die Weltmeisterschaft 2006 aus heutiger Sicht eine große Bedeutung im Prozess der Entwicklung der deutschen Nation hat.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs war die WM im eigenen Land das erste Ereignis, bei dem die Deutschen über einen längeren Zeitraum unbefangen und patriotisch auftraten. Sie war das lange »gesuchte« Ventil, das nötig war, um einem langsam, aber stetig wachsenden Nationalbewusstsein Ausdruck zu

verleihen, und hat damit eine Veränderung demonstriert, die sich schon über einige Jahre entwickelt hatte. Denn durch die Bewusstwerdung der Stärken des Landes und einer immer weiteren, auch kognitiven, Entfernung vom Dritten Reich wurde der Bezug der Menschen zur Nation immer positiver. Auch die über 40 Jahre getrennte deutsch-deutsche Vergangenheit verlor seit einigen Jahren an Gewicht, was die Deutschen wieder näher zusammenbrachte.

Dass sich das ganze Land von Turnierbeginn an in einer bis dahin völlig unbekanntem patriotischen Stimmung wiederfand und unbekümmert Nationalstolz demonstrierte, wurde ebenso überrascht wie positiv aufgenommen. Die Deutschen bekannten sich erstmalig ohne schlechtes Gewissen zu nationalen Symbolen und zeigten sich als eine Einheit. Durch die umgehende positive Resonanz der internationalen Beobachter auf den »neuen« Patriotismus konnten die geschichtlichen Schuldgefühle überwunden werden und sich das Bekenntnis zur nationalen Zusammengehörigkeit weiter festigen.

Die deutsche Nationalmannschaft nahm in diesem Prozess als verbindendes Element und Identifikationsgrundlage eine wichtige Position ein. Auf der Grundlage ihres mitreißenden und erfolgreichen Auftretens im Turnier zeigte sich die Bundesrepublik vier Wochen lang als unverkrampftes, heiteres und fröhliches Land, das ganz nebenbei das Motto der Weltmeisterschaft »Die Welt zu Gast bei Freunden« in die Tat umsetzte, indem die ausländischen Besucher wie selbstverständlich in die nationalen Feiertage miteinbezogen wurden. Diese kollektiven Erlebnisse waren von großer Bedeutung für den Aufbau eines Gemeinschaftsgefühls.

Die internationalen Reaktionen bestätigten einen beachtlichen Wandel des Deutschlandbildes im Ausland. Ein starkes Misstrauen gegenüber den Deutschen und Befürchtungen neuer nationalistischer Tendenzen konnten sich durch die Erkenntnisse aus der Weltmeisterschaft praktisch ins Gegenteil verkehren. Negative Stimmen waren überwiegend die Ausnahme, vielmehr zeigte man sich begeistert von einem Verhalten der Deutschen, das in der Art vorher nicht zu erwarten war und das es so noch nie gegeben hatte. In seiner Gastgeberrolle präsentierte sich Deutschland vier Wochen lang der Welt in einem völlig neuen Licht. Das fröhliche Ausleben der Begeisterung rund um das Ereignis und das demonstrative Bekenntnis nationaler Zusammengehörigkeit durch die jungen Deutschen überzeugten das Ausland davon, dass in Deutschland endlich eine gesunde Einstellung gegenüber ihrer Nation eingekehrt war. Somit

ging das Land zwar nicht als sportlicher, sondern als von vielen Seiten gefeierter moralischer Sieger aus der Weltmeisterschaft 2006 hervor.

Dieser positive Imagewandel Deutschlands wirkt bis heute nach. International hat die Reduzierung der Bundesrepublik auf den Aspekt der Verbrechen des Zweiten Weltkriegs seit 2006 immer weiter abgenommen. Stattdessen rückte eine objektive Betrachtung und Beurteilung des Landes in den Vordergrund.

Rückblickend hat die Weltmeisterschaft den Nationalstolz gestärkt und die Deutschen enger zusammengeführt. Auch einige Jahre nach der WM ist ein Großteil der Deutschen Umfragen zufolge stolz auf sein Land und geht heute unverkrampft und offen mit nationalen Symbolen um. So ist auch die deutsche Nationalhymne zu einem selbstverständlichen Bestandteil dieser Symbolik geworden und von negativen Beurteilungen mittlerweile weit entfernt.

Durch die WM wurde die sich wandelnde Selbstwahrnehmung der Deutschen nicht nur weiter bestärkt, sondern erhielt noch einmal einen starken Ruck. Auch bedingt durch die positiven internationalen Reaktionen konnte man das Image des ewig Schuldigen ablegen, mehr Selbstbewusstsein und Lockerheit gewinnen und sich weltoffen und optimistisch auf zukünftige Aufgaben konzentrieren.

Um es mit den Worten der offiziellen Hymne der Weltmeisterschaft von Herbert Grönemeyer zu sagen, war es für Deutschland in jenem Sommer höchste »Zeit, dass sich was dreht«. Und das ist in der Tat eingetreten.

6. Schlussbetrachtung

„Ich sehe unser Land als Nation, die nach Jahrzehnten demokratischer Entwicklung ‚Ja‘ sagt zu sich selbst.“

*Joachim Gauck
(Internetauftritt des Bundespräsidenten 2013)*

Die neuere deutsche Geschichte steht oftmals in einem engen Zusammenhang mit dem Begriff Fußball. Die deutsche Nationalmannschaft hat seit Jahrzehnten eine große nationale Bedeutung. Ihre Spiele auf der internationalen Bühne der Weltmeisterschaften ziehen Millionen von Menschen in ihren Bann. In den vergangenen 70 Jahren ist der deutschen Nation nach ihrer völligen Zerstörung durch die Nationalsozialisten ein Neuanfang und eine positive Entwicklung gelungen. Die drei untersuchten Weltmeisterschaften 1954, 1990 und 2006 waren in diesem Prozess wichtige Bausteine. Sie beeinflussten und veränderten das Land, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung.

So gab der WM-Sieg 1954 dem mental immer noch vom Krieg und seinen Folgen gezeichneten Deutschland einen starken positiven Schub. Der Endspielerfolg über Ungarn sorgte für einen kollektiven Glückszustand in einer Gesellschaft, die unter aufkommenden Schuldgefühlen für die Verbrechen der Nationalsozialisten litt und die vom Ausland größtenteils verachtet wurde. Politisch weitgehend isoliert und als sportlicher Außenseiter ging Deutschland 1954 ins Turnier. Umso stärker war die Wirkung des Weltmeistertitels auf die Deutschen. Ein emotionales Nationalgefühl, das den Menschen neun Jahre nach dem Ende der Nazi-Herrschaft in der Regel noch völlig fremd war, wurde durch den Turniersieg erstmals wieder zum Leben erweckt. Bis dahin fühlten sich die Deutschen lediglich als von Selbstzweifeln geplagte Notgemeinschaft, in der es noch keinen Platz für nationale Wir-Gefühle gab.

Der zu dem Zeitpunkt völlig überraschende WM-Titel, überdies noch bei der ersten Weltmeisterschaft, an der die deutsche Mannschaft seit Kriegsende wieder teilnehmen durfte, half bei der Verarbeitung der »Stunde Null« und der paralysierenden Schuldgefühle. Der WM-Sieg galt als Sache, derer man sich wieder sicher sein konnte, während das »Wirtschaftswunder« immer noch ein durchaus fragiler Prozess war. Mit dem Weltmeistertitel fand sich eine neue Identifikationsbasis auf einem größtenteils unbelasteten Feld – fair und im friedlichen sportlichen Wettkampf errungen.

Was zu der Zeit entstand, lässt sich wohl am besten mit dem damals geschaffenen Satz »Wir sind wieder wer« beschreiben. Man fühlte sich international plötzlich wieder aufgewertet. Der Titelgewinn löste eine bis dahin lange unbekanntere Reaktion aus. Das erste Mal seit dem Krieg feierten sich die Deutschen wieder als Nation, jedoch ausschließlich mit großer Erleichterung über ein Stück zurückgewonnener Normalität in der internationalen Stellung und keineswegs mit irgendeiner Art von Herablassung oder Hochmut gegenüber anderen. Diese Begeisterung war nicht von oben verordnet, sondern kam von den Menschen selbst.

Mitte der fünfziger Jahre suchten die Deutschen immer noch nach positiven Gegenbildern zur Nazi-Herrschaft. Mit der gewonnenen Weltmeisterschaft war ein solches Ereignis gefunden. Sie sorgte zwar nicht für eine perfekte neue nationale Identität, aber für ein neues Bewusstsein von sich, ein neues Selbstwertgefühl, das von tiefer Befriedigung über und Stolz auf den Erfolg gekennzeichnet war. Diese Rückbesinnung auf die nationale Gemeinschaft ließ ein erstes legitimes Wir-Gefühl entstehen, das seit Jahren nicht mehr existiert hatte.

Der Glückszustand und die Aufbruchstimmung hielten allerdings nur kurze Zeit. Einerseits war die politische Spitze um Adenauer und Heuss bemüht, nationale Bekenntnisse aus Angst vor erneuten kritischen Stimmen aus dem Ausland im Keim zu ersticken. Andererseits hatte die Weltmeisterschaft in den folgenden Monaten und Jahren nicht die Kraft, sich gegen den Wiederaufbau und die Probleme des geteilten Deutschland zu behaupten und rückte daher relativ schnell wieder in den Hintergrund. Die WM 1954 galt in der Folge als besonderes sportliches Ereignis, nicht weniger, aber vorerst auch nicht mehr.

Ihre wirkliche Bedeutung für das »neue« Deutschland wurde dann erst Jahrzehnte später, etwa zu Beginn der neunziger Jahre, immer klarer. Das »Wunder von Bern« erfuhr eine starke gesellschaftliche und politische Wertschätzung, wird seitdem weit verbreitet als ein »Gründungsdatum« der neuen Bundesrepublik angesehen. Gerhard Schröder etwa deklarierte das Berner Wankdorfstadion zu einer nationalen Gedenkstätte der Deutschen.

Die Ereignisse rund um den 4. Juli 1954 gelten heute als Symbol für ein demokratisches, antimilitaristisches Deutschland, den wirtschaftlichen Aufschwung der fünfziger Jahre und den endgültigen Schlusspunkt des Zweiten Weltkrieges. Heute ist der erste Weltmeistertitel Deutschlands im Fußball einer der bedeutendsten »Erinnerungsorte« der deutschen Geschichte, weil er die

Nation mental verändert hat und als eines der ersten positiven und identitätsstiftenden Ereignisse der deutschen Nachkriegsgeschichte gilt. So war der Titelgewinn in der Schweiz der erste große Schritt in Richtung nationaler Normalität im deutschen Selbstverständnis.

Ganz anders zeigt sich die gesellschaftliche Bedeutung der Weltmeisterschaft 1990, bei der Deutschland seinen dritten WM-Titel im Fußball gewann. Im Hinblick auf die Entwicklung der deutschen Nation hatte er nahezu ausschließlich kurzfristige Konsequenzen.

So entfaltete sich die Wirkung der in Italien ausgetragenen WM hauptsächlich im unmittelbaren zeitlichen Umfeld des Turniers, das in eine Phase der Wiedervereinigungseuphorie in Deutschland fiel. Etwa ein halbes Jahr nach dem Fall der Mauer feierten die Deutschen erneut mit ihren Nationalfarben. Durch den Finalsieg über Argentinien ging damit ein weiterer Ruck durch das Land, der die Menschen wieder national denken ließ, wenn auch in einer zurückhaltenden Art und Weise.

Der Weltmeistertitel symbolisierte eine Art Neuanfang, über den sich nunmehr nicht nur die Deutschen in der Bundesrepublik, sondern auch die DDR-Bürger freuen konnten. Auch wenn hier noch die Nationalmannschaft Westdeutschlands gewann, wurde der Titel insgesamt als ein gemeinsamer beider deutscher Landesteile angesehen. Er war gemeinsames Identifikationsobjekt und galt damals als endgültiger Startschuss des deutsch-deutschen Zusammenlebens noch vor der Wiedervereinigung. Insofern vermittelte er dem Land ein weiteres positives Gefühl, was in der Phase der Annäherung sicher nicht unwichtig war.

Rückblickend ist es aber fast ausschließlich der sportliche Wert des gewonnenen Titels, der die Weltmeisterschaft 1990 in der Erinnerung der Deutschen hält. Auf die Entwicklung der Nation konnte sie sich kaum langfristig auswirken. Zwar war die große Zurückhaltung im Umgang mit nationalen Symbolen vorerst weitgehend verflogen und man feierte nicht nur am Tag des Mauerfalls, sondern auch nach dem Finalsieg im ganzen Land ausgelassen in den Nationalfarben. Dennoch wurden derartige patriotische Bekundungen durch kritische Stimmen aus dem Ausland schnell wieder zurückgedrängt und nahmen den Deutschen vorerst die Lust am vorsichtig demonstrierten Vaterlandsstolz.

Zudem wurde deutlich, dass die gewonnene Weltmeisterschaft lediglich als Symbol des emotionalen Vollzugs der deutschen Einheit gesehen werden kann

und über diesen Musterstatus und erste positive Ansätze im Zusammenleben zwischen Ost- und Westdeutschen letztlich nicht hinauskam. Alte Probleme hinsichtlich einer gemeinsamen Identität waren schnell wieder da und so konnte das kurze Gemeinschaftserlebnis auf der Basis des sportlichen Erfolgs die gut 40 Jahre der Teilung letztlich nicht kompensieren. Auch wenn der Wille zum nationalen Zusammenleben und gemeinsamer Zukunft damals auf beiden Seiten durchaus vorhanden war, zeigte sich dieser Prozess der Annäherung rückblickend viel komplizierter als zunächst angenommen und nahm noch viele Jahre in Anspruch.

So lässt sich sagen, dass sich die Weltmeisterschaft 1990 zwar unmittelbar auf das nationale Denken der Deutschen ausgewirkt und positive Anstöße gegeben, die Nation aber nicht entscheidend geprägt hat und schnell wieder hinter das damalige politische Geschehen und die gesellschaftlichen Probleme zurücktrat.

Im Gegensatz zur WM 1990 hatte die 16 Jahre später in Deutschland ausgetragene Weltmeisterschaft eine größere, wenn nicht maßgebliche Bedeutung hinsichtlich des Verhältnisses der Deutschen zu ihrer Nation. 2006 war die Zeit reif für den Auftritt eines neuen Deutschland.

Schon vor Beginn der Weltmeisterschaft war unter den Menschen im Land wieder ein vorsichtiges Nationalgefühl auszumachen, das sich nach einer diesbezüglichen Stagnationsphase in den neunziger Jahren etwa seit der Jahrtausendwende entwickelte. Eingeleitet wurde dieser neue Blick auf die Nation durch die rot-grüne Bundesregierung unter Kanzler Schröder. Nicht nur seine patriotischen Bekenntnisse zu Deutschland und seine politisch stringente Linie, sondern später auch Angela Merkels starkes nationales wie internationales Auftreten ließen einen immer positiveren Bezug der Deutschen zu ihrem Land entstehen. So gab es im Vorfeld der WM praktisch eine politisch beeinflusste Entwicklung zu mehr Selbst- und Nationalbewusstsein. Schuldgefühle, die vom Zweiten Weltkrieg noch präsent waren, veränderten sich so im Laufe der Jahre immer mehr zu historischer Verantwortung. Die Reduzierung der deutschen Geschichte auf die negative Phase des Dritten Reiches wurde nicht mehr akzeptiert und rückte stärker in den Hintergrund. Vielmehr erfolgte eine Fokussierung auf das gegenwärtige Leben in einer stabilen und sicheren Demokratie.

Im Sommer 2006 war Deutschland offenbar an einem Punkt angelangt, an dem nur noch ein Ereignis gefunden werden musste, das diese Veränderung zum Ausdruck brachte. In der Fußball-Weltmeisterschaft spiegelte sich dann

praktisch die gesamte gesellschaftliche Veränderung der letzten Jahre wider – nicht nur auf dem Fußballplatz, sondern auch auf den Rängen der Stadien und auf den Straßen der Republik.

Einerseits trat die deutsche Nationalmannschaft als eine multikulturelle Gruppe auf, die nicht nur eine gelungene Integration, sondern auch einen von Lockerheit und Leichtigkeit geprägten Spielstil demonstrierte. Zum ersten Mal brachten nicht die typisch deutschen Fußball-Tugenden wie Kampfgeist und Disziplin dem DFB-Team den Erfolg. Es ging auch anders. Diese neue Spielfreude kam umso überraschender, als die Nationalmannschaft aufgrund eher enttäuschender Ergebnisse im Vorfeld der WM weit davon entfernt war, zum engeren Favoritenkreis für dieses Turnier gezählt zu werden, und ihr quasi keine Chancen auf den WM-Titel eingeräumt wurden. Mit jedem Sieg wurde daher die Begeisterung im Land größer.

Andererseits zeigte sich, dass auch die Deutschen selbst ein neues Nationalgefühl demonstrierten. Auf der gemeinsamen Identifikationsgrundlage der Nationalmannschaft konnte sich ein bis dahin unbekanntes Wir-Gefühl und ein neuer nationenbezogener Patriotismus entwickeln, der über den gesamten Zeitraum der Weltmeisterschaft nicht abbrach. Da dieser friedlich war und andere Nationen nicht ausgrenzte, sondern sie in die Mitte nahm, realisierte auch der Rest der Welt, dass das Deutschland von 2006 sich grundlegend verändert hatte. Man zeigte sich locker, weltoffen und gastfreundlich. Selbst im Moment des Turnierausscheidens kippte die gute Stimmung im Land kaum. Schnell war zudem klar, dass der Patriotismus der jungen Deutschen nicht im Geringsten Anklänge von Nationalismus zeigte.

Vor allem durch die Gastgeberrolle und damit verbunden auch die große mediale Aufmerksamkeit konnte dieses neue Deutschland mehr als vier Wochen in die Welt getragen werden. Im Ausland zeigte man sich zu Beginn, genau wie die Deutschen selbst, überrascht von diesem neuen Patriotismus, reagierte jedoch nahezu ausschließlich positiv auf diese Entwicklung. »Die Welt zu Gast bei Freunden« – das konnte wörtlich genommen werden, so die internationale Meinung.

Insofern hat die Bundesrepublik durch diese Weltmeisterschaft im eigenen Land einen Imagewandel vollzogen, den in der Form niemand erwarten konnte. Das Turnier hatte entscheidenden Anteil an der Überwindung jahrzehntelang existierender Stereotypen zugunsten eines neuen positiven Deutschlandbildes. Diese Entwicklung ist immer noch von großer Nachhaltigkeit.

Auch die Deutschen selbst profitieren bis heute vom »Sommermärchen«. Die positiven Reaktionen des Auslands auf den offen gezeigten deutschen Nationalstolz hatten entscheidenden Anteil an der Legitimierung des Abschlusses mit der deutschen Sonderrolle, der Weiterentwicklung nationalen Selbstbewusstseins und der fast gänzlichen Einkehr nationaler Normalität durch eine neue Selbstverständlichkeit. Dies zeigt sich auch daran, dass das Bekenntnis zu nationalen Symbolen zu bestimmten – vor allem sportlichen – Anlässen weiterhin ausgeprägt vorhanden und in der Regel keiner Diskussion mehr wert ist. Die Weltmeisterschaft 2006 gilt heute als einer der wichtigsten und vielleicht letzten Wendepunkte im Verhältnis zwischen den Deutschen und ihrer Nation, wie auch zwischen den Deutschen und der übrigen Welt. Sie hat, genau wie die Weltmeisterschaft 1954, einen besonderen Status in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Man könnte vielleicht sagen, sie hat das, was 1954 begonnen hat, in Richtung Abschluss geführt.

Dass der Fußball hinsichtlich der nationalen Identität für Deutschland eine außerordentlich wichtige Rolle einnimmt und wohl auch noch lange einnehmen wird, wurde im Jahr 2014 wieder deutlich. Bei der Weltmeisterschaft in Brasilien zeigte sich einmal mehr, dass sich die Deutschen, genau wie viele andere Nationen, in hohem Maße über ihre Fußball-Nationalmannschaft identifizieren: Diese Teams werden als Repräsentanten eines ganzen Landes angesehen und erzeugen starke Wir-Gefühle, die über mehrere Wochen Hunderttausende mitreißen. So waren allein zum Empfang der erfolgreichen deutschen Mannschaft nach ihrer Rückkehr aus Brasilien in Berlin insgesamt eine Million Menschen gekommen.

Fußball ist für Deutschland also nicht nur Sport. Die Spiele der Nationalmannschaft bei internationalen Turnieren haben immer auch ein identitätsstiftendes Moment. Sie wirken unmittelbar, wirken aber auch nach und beeinflussen die Stimmung im Land längerfristig. Mindestens alle zwei Jahre findet sich eine millionenfache Gemeinschaft zusammen, in der alle nur ein Ziel haben und sich alle in der Unterstützung der deutschen Mannschaft vereinen. Auf diese Weise stiftet der Fußball in Deutschland in der Regel stärker eine nationale Identität als alles andere.

Auch die Anwesenheit der bei der WM in Brasilien zum Endspiel nach Rio de Janeiro gereisten Bundeskanzlerin und des Bundespräsidenten demonstrierte einmal mehr die Bedeutung der Nationalmannschaft für Deutschland – nach innen wie nach außen. So waren auch die Spieler wieder wichtige Botschafter

für die Bundesrepublik, als sie sich während der WM stets vielmehr als respektvolle und faire denn überhebliche Gewinner zeigten, was von internationaler Seite lobend hervorgehoben wurde und Deutschland weltweit Anerkennung und Sympathiebekundungen einbrachte. Selbst die Amerikaner, deren Verhältnis zur Bundesrepublik auf politischer Ebene im Jahr 2014 durchaus angespannt war, honorierten den deutschen Weltmeistertitel, indem sie das Empire State Building in New York für eine Nacht in Schwarz, Rot und Gold beleuchteten. So haben Deutschlands Fußballer in den letzten Jahren und Jahrzehnten mehr für das Bild dieses Landes in der Welt getan als mancher hochrangige Politiker.

Wenn die Nationalmannschaft Spiegel einer gesellschaftlichen Entwicklung ist, dann sah das Ausland im Jahr 2014 ein buntes Deutschland, das Erfolg, Einsatz, Leichtigkeit und Fairness vereint (vgl. Haider 2014). So stehen die Auftritte des deutschen Teams für die Entwicklung einer ganzen Nation. Und so ist diese Mannschaft nicht nur Weltmeister, sondern auch Botschafter eines Landes, das sich verändern wollte und sich grundlegend verändert hat in den letzten Jahrzehnten.

Das heutige Deutschland ist ein ganz anderes als das des Jahres 1945 und auch nicht mehr vergleichbar mit dem vor zwanzig oder sogar vor zehn Jahren (vgl. Böll et al. 2014: 57). Die Bundesrepublik hat in den letzten 70 Jahren eine richtungsweisende Entwicklung durchgemacht, eine Entwicklung von einer praktisch nicht mehr existierenden hin zu einer im deutschen Selbstverständnis fast völlig »normalen« Nation. Es ist eine neue Leichtigkeit des Seins, die die Deutschen spätestens mit der Weltmeisterschaft 2006 ergriff und die sich bis heute nicht nur gehalten hat, sondern sich noch weiter entwickelt.

Dass die heutige deutsche Nation hier nunmehr als fast »normal« bezeichnet wird, erklärt sich dadurch, dass es in Deutschland geschichtsbedingt vielleicht in der Natur der Sache liegt, nie komplett kritiklos gegenüber sich selbst zu sein. Letztlich bleiben das Dritte Reich und als Folge dessen die schlechten Erfahrungen hinsichtlich des früheren negativen internationalen Status besonders bei den älteren Generationen stets als Mahnung im Gedächtnis. Eine gewisse Art von Vorsicht und Zurückhaltung gehört daher praktisch zum deutschen Naturell, auch wenn man mit diesem Kapitel weitgehend abgeschlossen hat. Insofern ist Deutschland wohl für absehbare Zeit geprägt und wird zu Ereignissen, die außerhalb des Sports liegen, wohl in naher Zukunft

kaum einen derartigen Patriotismus entwickeln, wie es etwa in den USA, Frankreich oder Großbritannien der Fall ist.

Eine Nation charakterisiert sich bekanntermaßen nicht nur durch ihren inneren Zustand, auch das Verhältnis zu anderen Staaten ist vor dem Hintergrund des nationalen Bewusstseins von grundlegender Bedeutung (vgl. Böll et al. 2014: 57). Es hat viele Jahrzehnte gedauert, bis andere Länder für Deutschland so etwas wie Sympathie empfanden (vgl. Haider 2014). Erst auf der Bühne der Weltmeisterschaft 2006 demonstrierte man international – mehr oder weniger beabsichtigt – sein „neues Deutschlandgefühl“ (Böll et al. 2014: 57) und überzeugte damit die anderen auf eine positive Weise. Als Folge zeigte sich, dass die Einstellung des Auslands gegenüber Deutschland kein Hindernis für ein eigenes Nationalgefühl mehr darstellte, sondern die Deutschen in ihrer neuen Selbsteinschätzung eher bestärkte.

Resultierend aus dieser Entwicklung hat die Bundesrepublik unter Angela Merkel in den letzten Jahren auch immer mehr Verantwortung für Europa übernehmen können. Diese Rolle wird von internationaler Seite nicht nur akzeptiert, sondern mittlerweile sogar oft gefordert. Der einstige »kranke Mann Europas« ist zum Stabilitätspol der europäischen Staatengemeinschaft geworden. Obwohl Deutschlands Einfluss in der Weltpolitik mittlerweile unbestritten ist, zeigt sich die Bundesregierung insgesamt um einen solidarischen und loyalen Weg bemüht. Darüber hinaus ist in der Regel eine große Skepsis gegenüber militärischen Aktionen und die Priorität des Friedens klar erkennbar.

Auf der Münchner Sicherheitskonferenz im Januar 2014 warf Bundespräsident Gauck einen Blick zurück auf den Werdegang der Bundesrepublik in den letzten 70 Jahren. Auch er stellte fest, dass sich Deutschland nach jahrzehntelanger Entwicklung heute nicht nur stabil präsentiert, sondern im internationalen Zusammenleben wieder von großer Bedeutung ist. „Wir wollen mehr Demokratie wagen“ und „Wir wollen ein Volk der guten Nachbarn sein“, forderte Willy Brandt bei seiner ersten Regierungserklärung im Jahr 1969 (alle Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung 2013). Seine Vision hat sich bis heute, gut vier Jahrzehnte später, im Grunde verwirklicht. Gauck formulierte seinen Eindruck von der aktuellen Situation dieses Landes wie folgt:

„Dies ist ein gutes Deutschland, das beste, das wir jemals hatten. [...] Als der Zweite Weltkrieg endete, war ich fünf Jahre alt. Unser Land war zerstört, materiell und moralisch. Schauen wir uns an, wo Deutschland heute steht: Es ist eine stabile Demokratie, frei und friedliebend, wohl-

habend und offen. Es tritt ein für Menschenrechte. Es ist ein verlässlicher Partner in Europa und in der Welt, gleich berechtigt und gleich verpflichtet. [...] Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte zunächst niemand, nicht im Ausland und nicht im Inland, Interesse an einer starken internationalen Rolle Deutschlands. [...] Seit der Wiedervereinigung hat sich Deutschland auf den Weg gemacht. Schritt um Schritt wird die Bundesrepublik von einem Nutznießer zu einem Garanten internationaler Ordnung und Sicherheit“ (Internetauftritt des Bundespräsidenten 2014).

Der Bundespräsident hob darüber hinaus den von Frieden geprägten Umgang mit den Nachbarländern hervor, dazu die Sicherheit, den Wohlstand und das Rechtssystem, von denen die deutsche Gesellschaft seit vielen Jahren geprägt ist. Dazu sagte er weiter:

„Niemals in der Geschichte unserer Nation gab es eine solche Zeit, niemals. Das ist auch der Grund, warum wir Zutrauen und Vertrauen zu uns selber haben dürfen. Denn wir wissen doch: Nur wer sich selbst vertraut, gewinnt die Kraft, sich der Welt zuzuwenden. Wer sich selbst vertraut, ist verlässlich für die Partner. [...] Unser heutiges ja' zur eigenen Nation gründet in dem, was dieses Land glaubwürdig und vertrauenswürdig macht [...]. Nicht weil wir die deutsche Nation sind, dürfen wir vertrauen, sondern weil wir diese deutsche Nation sind“ (Internetauftritt des Bundespräsidenten 2014).

Das seit mittlerweile fast einem Vierteljahrhundert vereinigte Deutschland ist sich seiner historischen Verantwortung zu allen Zeiten bewusst, blickt aber weniger nach hinten als auf zukünftige Aufgaben. Es herrscht ein starkes demokratisches System, in dem Ost und West weitgehend zusammengewachsen sind, das wirtschaftlich stark und weltweit geachtet ist und das ein hohes Maß an Zustimmung seitens der in ihm lebenden Bürger zu verzeichnen hat.

Das heutige Deutschland ist die freiheitlichste Republik, die es je auf deutschem Boden gab. Sie steht nicht still, sondern ist in stetiger Wandlung und Entwicklung begriffen und wird damit auch im Sinne von Renans täglichem Plebiszit gelebt. Möglich gemacht haben diese Entwicklung auch die staatspolitischen Fähigkeiten der vergangenen Jahrzehnte – von Adenauer über Brandt, Schmidt und Kohl bis Merkel (vgl. Kronenberg 2009: 46). Heute gründet die Bundesrepublik auf Recht, Gemeinwohl und sozialer Sicherheit. Damit schuf sie eine große Vertrauensbasis für die Deutschen.

Deutschland ist als Nation erwachsen geworden. Dies haben nicht nur die Deutschen selbst erkannt, dies haben auch die anderen erkannt. Der Bundesre-

publik und ihrem gesellschaftlichen und politischen System wird von vielen Ländern heute ein Vorbildcharakter zugeschrieben. Diese Rolle gilt es nun verantwortungsvoll anzunehmen. Möglich ist das nur, wenn die Menschen mit sich und ihrer Nation weitgehend im Reinen sind. Und dies ist offenbar seit einigen Jahren der Fall.

Die deutsche Nation ist heute eine entkrampfte Nation, die den Weg zu sich selbst (vgl. Böll et al. 2014: 63) und weitgehend auch ihren Platz in der Welt gefunden hat.

7. Quellen

Monografien

Albrecht, Uwe, Gürcan Kökgiran, Anna-Lena Schmitt & Andreas Schott (2007): „*Die Welt zu Gast bei Freunden*“. Ein Bericht über den Einfluss der Fußballweltmeisterschaft 2006 unter dem Motto „Die Welt zu Gast bei Freunden“ auf Stereotype der Gäste. Fulda: Ohne Verlag.

Anderson, Benedict (1996): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. 2. Aufl. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Bertram, Jürgen (2004): *Die Helden von Bern. Eine deutsche Geschichte*. Frankfurt am Main: Scherz.

Bitzer, Dirk & Bernd Wilting (2003): *Stürmen für Deutschland. Die Geschichte des deutschen Fußballs von 1933 bis 1954*. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Böckenförde, Ernst Wolfgang (1999): *Staat, Nation, Europa. Studien zur Staatslehre, Verfassungstheorie und Rechtsphilosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bottlenberg-Landsberg, Maria Theodora von dem (2012): *Die Weißen Blätter. Eine konservative Zeitschrift im und gegen den Nationalsozialismus*. Berlin: Lukas.

Brändle, Fabian & Christian Koller (2002): *Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs*. Zürich: Orell Füssli Verlag.

Bruckmüller, Ernst (1996): *Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*. 2. Aufl. Wien: Böhlau.

Brüggemeier, Franz-Josef (2004): *Zurück auf dem Platz. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaft 1954*. München: DVA.

Burkel, Laurel M. (2006): *Cups, Cowbells, Medals, and Flags: Sport and National Identity in Germany. 1936-2006*. Monterey: Ohne Verlag.

- Charmley, John** (1993): *Churchill, the end of glory. A political biography.* London: Harcourt Brace.
- Coakley, Jay** (1998): *Sports in Society. Issues and Controversies.* Boston: McGraw-Hill.
- Delius, Friedrich Christian** (1994): *Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Durkheim, Emile** (1994): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Epkenhans, Michael** (2011): *Geschichte Deutschlands. Von 1648 bis heute.* Stuttgart: UTB.
- Eschenhagen, Wieland & Matthias Judt** (2008): *Chronik Deutschland. 1949 – 2009. 60 Jahre deutsche Geschichte im Überblick.* Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Estel, Bernd** (2002): *Nation und nationale Identität. Versuch einer Rekonstruktion.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Frei, Alfred Georg** (1994): *Finale grande. Die Rückkehr der Fußballweltmeister 1954.* Berlin: Transit.
- Gebauer, Gunter & Christoph Wulf** (1998): *Spiel - Ritual - Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gellner, Ernest** (1995): *Nationalismus und Moderne.* Hamburg: Rotbuch-Verlag.
- Heinrich, Arthur** (1994): *Tooor! Toor! Tor! 40 Jahre 3:2.* Berlin: Rotbuch-Verlag.
- Heinrich, Arthur** (2004): *3:2 für Deutschland. Die Gründung der Bundesrepublik im Wankdorf-Stadion zu Bern.* Göttingen: Verlag Die Werkstatt.
- Hobsbawm, Eric J.** (2005): *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780.* 3. Aufl. Frankfurt am Main, New York: Campus.

- Huizinga**, Johan (2004): *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. 19. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Jansen**, Christian & Henning **Borggräfe** (2007): *Nation - Nationalität - Nationalismus. Lesen - erforschen - erzählen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Karcher**, Simon (2006): *Sachlichkeit und elegischer Ton. Die späte Lyrik von Gottfried Benn und Bertolt Brecht – ein Vergleich*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kasza**, Peter (2004): *1954, Fußball spielt Geschichte. Das Wunder von Bern*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Kolpatzik**, Andrea (2009): „Die Waden der Nation“. *Fußballweltmeisterschaft als deutsch-deutscher Erinnerungsort*. Berlin, Münster: LIT.
- Kronenberg**, Volker (2005): *Patriotismus in Deutschland. Perspektiven für eine weltoffene Nation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kronenberg**, Volker (2010): *Patriotismus 2.0. Gemeinwohl und Bürgersinn in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Olzog.
- Kühnl**, Reinhard (1986): *Nation, Nationalismus, nationale Frage. Was ist das und was soll das?* Köln: Pahl-Rugenstein.
- Kuper**, Simon (2009): *Football against the enemy. Oder: Wie ich lernte, Deutschland zu lieben*. Göttingen: Verlag Die Werkstatt.
- Matthäus**, Lothar & Martin **Häusler** (2012): *Ganz oder gar nicht. Autobiografie*. Köln: Lübbe.
- Matussek**, Matthias (2007): *Wir Deutschen. Warum uns die anderen gern haben können*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Mayer**, Tilman (1986): *Prinzip Nation. Dimensionen der nationalen Frage am Beispiel Deutschlands*. Opladen: Leske & Budrich.
- Michel**, Rudi & Harro **Schweizer** (2004): *Deutschland ist Weltmeister! Meine Erinnerungen an das Wunder von Bern*. München: Südwest.

- Mommsen**, Wolfgang J. (1990): *Nation und Geschichte. Über die Deutschen und die deutsche Frage*. München: Piper.
- Moore**, Sally Falk & Barbara G. **Myerhoff** (1977): *Secular ritual*. Assen: Van Gorcum.
- Renan**, Ernest (1996): *Was ist eine Nation? Rede am 11. März 1882 an der Sorbonne*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Schiller**, Friedrich & Stefan **Matuschek** (2009): *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt**, Sascha L. & Andreas **Bergmann** (2013): *Wir sind Nationalmannschaft. Analyse der Entwicklung und gesellschaftlichen Bedeutung der Fußball-Nationalelf*. Oestrich-Winkel: Ohne Verlag.
- Schmitz-Dräger**, Katja (2011): *Vom „Wunder von Bern“ bis „Schwarz-Rot-Geil“: Die Berichterstattung der BILD-Zeitung zu den Fußball-Weltmeisterschaften 1954, 1974 und 2006*. Frankfurt am Main u.a.: Lang.
- Schümer**, Dirk (1996): *Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs*. Berlin: Berlin Verlag.
- Schümer**, Dirk (2010): *Schland. Wie der Fußball Deutschland neu erfunden hat*. München, Zürich: Piper.
- Schulze**, Hagen (1987): *Wir sind, was wir geworden sind. Vom Nutzen der Geschichte für die deutsche Gegenwart*. München: Piper.
- Schulze**, Hagen (1998): *Gibt es überhaupt eine deutsche Geschichte?* Stuttgart: Reclam.
- Schulze**, Ludger (2005a): *Schweiz 1954. Alle Spiele, alle Tore. Die besten Bilder und Geschichten der 5. Fußball-Weltmeisterschaft*. München: Süddeutsche Zeitung.
- Schulze**, Ludger (2005b): *Italien 1990. Alle Spiele, alle Tore. Die besten Bilder und Geschichten der 14. Fußball-Weltmeisterschaft*. München: Süddeutsche Zeitung.

- Schulze, Ludger & Josef Kleinberger** (2006): *Deutschland 2006. Alle Spiele, alle Tore. Die besten Bilder und Geschichten der 18. Fußball-Weltmeisterschaft*. München: Süddeutsche Zeitung.
- Smith, Anthony D.** (2010): *Nationalism. Theory, ideology, history*. 2. Aufl. Cambridge, Malden: Polity Press.
- Spender, Stephen** (1995): *Deutschland in Ruinen. Ein Bericht*. Heidelberg: Mattes.
- Turner, Victor** (2005): *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt am Main: Campus.
- Wasmuth, Volker** (2011): *Preußische Könige, die Liebe und der Nutzen der Tugend. Platonische Dialoge*. Berlin: epubli.
- Wehler, Hans-Ulrich** (2010): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Weiß, Otmar** (1999): *Einführung in die Sportsoziologie*. Wien: WUV.
- Willms, Bernard** (1982): *Die deutsche Nation*. Köln-Lövenich: Hohenheim.

Beiträge in Sammelwerken

- Aretin, Karl Otmar Freiherr von** (1967): Über die Notwendigkeit kritischer Distanzierung vom Nationbegriff in Deutschland nach 1945. In: Hans Bolewski (Hrsg.): *Nation und Nationalismus*. Stuttgart: J. Fink Verlag, S. 26-45.
- Bell, Catherine** (2008): Ritualkonstruktion. In: Andrea Belliger & David J. Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 37-47.
- Bergem, Wolfgang** (2011): Nation, Nationalismus und kollektive Identität. In: Samuel Salzborn (Hrsg.): *Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion*. Stuttgart: Steiner, S. 165-185.

- Bertau, Karl** (1995): Kulturelle Verspätung und *translatio imperii*. Zu einer Semantik historischer Wanderungsbewegungen auf der eurasischen Halbinsel Europa. In: Hartmut Kugler (Hrsg.): *Interregionalität der deutschen Literatur im europäischen Mittelalter*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, S. 81-106.
- Bromberger, Christian** (2008): Fußball als Weltsicht und als Ritual. In: Andrea Belliger & David J. Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 283-300.
- Caldwell, Bill** (1990): „March of the Fourth Reich“ (Karikatur). In: Dorothea Weidinger (Hrsg.): *Nation – Nationalismus – Nationale Identität*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 100.
- Dann, Otto** (1995): Nationale Fragen in Deutschland: Kulturnation, Volksnation, Reichsnation. In: Etienne François, Hannes Siegrist & Jakob Vogel (Hrsg.): *Nation und Emotion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 66-82.
- Delling, Gerhard** (2006): „Doppelpass“ mit Günter Netzer. In: Heribert Faßbender (Hrsg.): *Die deutsche WM-Geschichte. Fußballweltmeisterschaften 1930 bis heute*. Bielefeld: Delius Klasing, S. 14-15.
- Eggers, Erik** (2004): Der Mythos. In: Guido Knopp & Sebastian Dehnhardt (Hrsg.): *Das Wunder von Bern. Die wahre Geschichte*. München: Heyne, S. 171-206.
- Fabian, Bernhard** (2006): Nationale Identität und Kulturelles Gedächtnis. In: Michael Knoche, Justus H. Ulbricht & Jürgen Weber (Hrsg.): *Das „deutsche Buch“ in der Debatte um nationale Identität und kulturelles Erbe*. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 13-27.
- Facius, Gernot** (2007): Deutschland einig Wunderland oder Fußball ist das, was wir aus ihm machen. In: Ernst Hebeker & Philipp W. Hildmann (Hrsg.): *Fröhlicher Patriotismus? Eine WM-Nachlese*. München: Hans-Seidel-Stiftung, S. 37-40.

- Faßbender**, Heribert (2006): WM 1990 in Italien und Zwischenspiele 1990-1994. In: Heribert Faßbender (Hrsg.): *Die deutsche WM-Geschichte. Fußballweltmeisterschaften 1930 bis heute*. Bielefeld: Delius Klasing, S. 233-254.
- François**, Etienne (1995): Von der wiedererlangten Nation zur „Nation wider Willen“. Kann man eine Geschichte der deutschen Erinnerungsorte schreiben? In: Etienne François, Hannes Siegrist & Jakob Vogel (Hrsg.): *Nation und Emotion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 93-110.
- François**, Etienne, Hannes **Siegrist** & Jakob **Vogel** (1995): Die Nation. Vorstellungen, Inszenierungen, Emotionen. In: Etienne François, Hannes Siegrist & Jakob Vogel (Hrsg.): *Nation und Emotion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 13-35.
- Gauger**, Jörg-Dieter (2006): Wie wollen wir mit uns selbst umgehen? Zum schwierigen Zusammenhang von Patriotismus und Identität. In: Matthias Röbler (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 11-37.
- Gebauer**, Gunter (2002): Fernseh- und Stadionfußball als religiöses Phänomen. Idole, Heilige und Ikonen am „Himmel“ von Fangemeinden. In: Markwart Herzog & Ulrich von Berg (Hrsg.): *Fußball als Kulturphänomen. Kunst - Kult - Kommerz*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 305-314.
- Hebeker**, Ernst (2007): Teilnahme und Teilhabe – Patriotismus: Zur Wiederentdeckung einer bürgerlichen Bringschuld. In: Ernst Hebeker & Philipp W. Hildmann (Hrsg.): *Fröhlicher Patriotismus? Eine WM-Nachlese*. München: Hanns-Seidel-Stiftung, S. 19-25.
- Heck**, Bruno (1967): Nation und Demokratie in Deutschland. In: Hans Bolewski (Hrsg.): *Nation und Nationalismus*. Stuttgart: J. Fink Verlag, S. 62-78.
- Heitmeyer**, Wilhelm (2009): Leben wir immer noch in zwei Gesellschaften? 20 Jahre Vereinigungsprozess und die Situation Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): *Deutsch-deutsche Zustände. 20 Jahre nach dem Mauerfall*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 13-49.

- Heitmeyer, Wilhelm & Gunter Hofmann** (2009): „Vom Ausland aus betrachtet ist Deutschland eine Einheit“. In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): *Deutsch-deutsche Zustände. 20 Jahre nach dem Mauerfall*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 299-310.
- Herzog, Markwart** (2002): Von der „Fußlümmelei“ zur „Kunst am Ball“. Über die kulturgeschichtliche Karriere des Fußballsports. In: Markwart Herzog & Ulrich von Berg (Hrsg.): *Fußball als Kulturphänomen. Kunst - Kult - Kommerz*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 11-43.
- Hoffmann, Matthias** (2009): Nationalismen in der Fußballberichterstattung. In: Christian Haberecht & Boris Herrmann (Hrsg.): *Fußball und nationale Identität in Europa*. Berlin: WVB, S. 12-32.
- Ionescu, Dana** (2011): Nationalismus schafft Nationen. Die Nationalismustheorie von Ernest Gellner. In: Samuel Salzborn (Hrsg.): *Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion*. Stuttgart: Steiner, S. 45-59.
- Jesse, Eckhard** (2006): Berner Republik? Bonner Republik? Berliner Republik? Deutschland? Thesen zum Patriotismus in Deutschland. In: Matthias Röbner (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 115-131.
- Jestaedt, Christoph** (2006): Verfassungspatriotismus. Eine deutsche Erfindung mit Zukunft in und für Europa. In: Matthias Röbner (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 132-146.
- Jütting, Dieter H., Daniel Schönert & Florian Reckels** (2007): Die FIFA-WM 2006 und Gästebilder: Eine Analyse. In: Dieter H. Jütting (Hrsg.): *Die Welt ist wieder heimgekehrt. Studien zur Evaluation der FIFA-WM 2006*. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann, S. 119-145.
- Kahlweiß, Luzie H.** (2011): Ethno-Symbolismus und nationale Identitäten. Die Nationalismustheorie von Anthony D. Smith. In: Samuel Salzborn (Hrsg.): *Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion*. Stuttgart: Steiner, S. 75-84.

- Kaschuba**, Wolfgang (1995): Die Nation als Körper. Zur symbolischen Konstruktion „nationaler“ Alltagswelt. In: Etienne François, Hannes Siegrist & Jakob Vogel (Hrsg.): *Nation und Emotion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 291-299.
- Keber**, Stefan (2004): Das Wunder von Bern. In: Martin Atherton (Hrsg.): *Am Ball der Zeit. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaften seit 1954*. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, S. 94-99.
- Kiani**, Shida (2011): Fiktion wird Realität. Die Nationalismustheorie von Benedict Anderson. In: Samuel Salzborn (Hrsg.): *Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion*. Stuttgart: Steiner, S. 85-100.
- Kocka**, Jürgen (1991): Kontinuitäten und Wandlungen. Die Zäsur von 1945 in der deutschen Geschichte im Vergleich zu Japan. In: Dietmar Petzina (Hrsg.): *Wendepunkt 1945? Kontinuität und Neubeginn in Deutschland und Japan nach dem 2. Weltkrieg*. Bochum: Brockmeyer, S. 29-39.
- Kopiez**, Reinhard (2002): Alles nur Gegröle? Kultische Elemente in Fußball-Fangesängen. In: Markwart Herzog & Ulrich von Berg (Hrsg.): *Fußball als Kulturphänomen. Kunst - Kult - Kommerz*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 293-303.
- Kronenberg**, Volker (2006): Die Verfassung als Vaterland? Deutscher Patriotismus und die Perspektive einer weltoffenen Nation. In: Matthias Rößler (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 147-170.
- Kronenberg**, Volker (2007): Ein Wunder, das keines war – Deutscher Patriotismus im Zeichen der WM 2006. In: Ernst Hebeker & Philipp W. Hildmann (Hrsg.): *Fröhlicher Patriotismus? Eine WM-Nachlese*. München: Hanns-Seidel-Stiftung, S. 99-104.
- Krüger**, Peter (1993): Auf der Suche nach Deutschland – Ein historischer Streifzug ins Ungewisse. In: Peter Krüger (Hrsg.): *Deutschland, deutscher Staat, deutsche Nation. Historische Erkundungen eines Spannungsverhältnisses*. Marburg: Hitzeroth, S. 41-69.

- Lammert**, Norbert (2007): Fröhlicher Patriotismus – Impulse eines Sommermärchens. In: Ernst Hebeker & Philipp W. Hildmann (Hrsg.): *Fröhlicher Patriotismus? Eine WM-Nachlese*. München: Hanns-Seidel-Stiftung, S. 11-16.
- Moebius**, Stephan (2006): Intellektuelle Kritik und Soziologie. Die politischen Schriften und Aktivitäten von Marcel Mauss. In: Stephan Moebius & Gerhard Schäfer (Hrsg.): *Soziologie als Gesellschaftskritik. Wider den Verlust einer aktuellen Tradition*. Hamburg: VSA-Verlag, S. 142-160.
- Mohr**, Julia (2011): Marktforschung für den Nationalismus? Die Nationalismustheorie von Karl W. Deutsch. In: Samuel Salzborn (Hrsg.): *Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion*. Stuttgart: Steiner, S. 17-28.
- Neller**, Katja (2006): Getrennt vereint? Ost-West-Identitäten, Stereotypen und Fremdheitsgefühle nach 15 Jahren deutscher Einheit. In: Jürgen W. Falter, Oscar W. Gabriel, Hans Rattinger & Harald Schoen (Hrsg.): *Sind wir ein Volk? Ost- und Westdeutschland im Vergleich*. München: Beck, S. 13-36.
- Patzelt**, Werner J. (2006): Warum und welcher Patriotismus unverzichtbar ist. In: Matthias Röbler (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 53-79.
- Platvoet**, Jan (2008): Das Ritual in pluralistischen Gesellschaften. In: Andrea Belliger & David J. Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 173-190.
- Prosser**, Michael (2002): „Fußballverzückung“ beim Stadionbesuch. Zum rituell-festiven Charakter von Fußballveranstaltungen in Deutschland. In: Markwart Herzog & Ulrich von Berg (Hrsg.): *Fußball als Kulturphänomen. Kunst - Kult - Kommerz*. Stuttgart: Kohlhammer, S.269-292.
- Röbler**, Matthias (2006): Patriotismus, Nation und gesellschaftlicher Zusammenhalt. In: Matthias Röbler (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 38-52.

- Schröder**, Richard (2006): Wir sind ein Volk – was heißt das? In: Matthias Rößler (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 98-114.
- Schulz**, Werner (2006): Deutsch, aber glücklich. In: Matthias Rößler (Hrsg.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*. Freiburg: Herder, S. 80-97.
- Schulze-Marmeling**, Dietrich & Hubert **Dahlkamp** (1999a): 1978-1990: Elend und Erlösung. In: Dietrich Schulze-Marmeling, Hardy Grüne, Werner Skrentny & Hubert Dahlkamp (Hrsg.): *Fußball für Millionen. Die Geschichte der deutschen Nationalmannschaft*. Göttingen: Verlag Die Werkstatt, S. 281-360.
- Schulze-Marmeling**, Dietrich & Hubert **Dahlkamp** (1999b): 1990-1999: Deutsche Tugenden. In: Dietrich Schulze-Marmeling, Hardy Grüne, Werner Skrentny & Hubert Dahlkamp (Hrsg.): *Fußball für Millionen. Die Geschichte der deutschen Nationalmannschaft*. Göttingen: Verlag Die Werkstatt, S. 383-443.
- Seitz**, Norbert (2007a): Das Wunder von Berlin – Über die Nachhaltigkeit des Sommermärchens 2006. In: Ernst Hebeker & Philipp W. Hildmann (Hrsg.): *Fröhlicher Patriotismus? Eine WM-Nachlese*. München: Hans-Seidel-Stiftung, S. 27-31.
- Stich**, Torben B.F. (2011): Erfundene Traditionen? Die Nationalismustheorie von Eric J. Hobsbawm. In: Samuel Salzborn (Hrsg.): *Staat und Nation. Die Theorien der Nationalismusforschung in der Diskussion*. Stuttgart: Steiner, S. 29-43.
- Thamer**, Hans-Ulrich (1993): Nationalsozialismus und deutscher Nationalstaat. In: Peter Krüger (Hrsg.): *Deutschland, deutscher Staat, deutsche Nation. Historische Erkundungen eines Spannungsverhältnisses*. Marburg: Hitzeroth, S. 125-138.
- Turner**, Victor (2008): Liminalität und Communitas. In: Andrea Belliger & David J. Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 249-262.

- Urban, Johannes** (2007): Das Wunder von Berlin – Was Deutschland aus der WM-Erfahrung lernen sollte. In: Ernst Hebeker & Philipp W. Hildmann (Hrsg.): *Fröhlicher Patriotismus? Eine WM-Nachlese*. München: Hans-Seidel-Stiftung, S. 105-113.
- Wahl, Alfred** (1995): Fußball und Nation in Frankreich und Deutschland. In: Etienne François, Hannes Siegrist & Jakob Vogel (Hrsg.): *Nation und Emotion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 342-352.
- Weis, Kurt** (2003a): Ritual. In: Bernhard Schäfers & Johannes Kopp (Hrsg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. 8. Aufl. Opladen: Leske & Budrich, S. 285-289.
- Weis, Kurt** (2003b): Sport. In: Bernhard Schäfers & Johannes Kopp (Hrsg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. 8. Aufl. Opladen: Leske & Budrich, S. 364-367.
- Wengst, Udo & Hermann Wentker** (2008): Einleitung. In: Udo Wengst & Hermann Wentker (Hrsg.): *Das doppelte Deutschland. 40 Jahre Systemkonkurrenz*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 7-14.

Nachschlagewerke

- Duden** (1997): *Das Fremdwörterbuch*. 6. Aufl. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Fuchs, Konrad & Heribert Raab** (2002): *Wörterbuch Geschichte*. 13. Aufl. München: dtv.
- Meyers** (1998): *Meyers großes Taschenlexikon. In 24 Bänden*. Bd. 15. 6. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: B.I.-Taschenbuchverlag.
- Ploetz, Karl Julius** (1998): *Der große Ploetz. Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte. Daten, Fakten, Zusammenhänge*. 32. Aufl. Frechen: Komet.

Zeitungsartikel

- Bild** (o.V.) (1990): „Argentinien spielte Anti-Fußball“. In: *Bild*, Nr. 158/29, S. 7.
- Blüm**, Norbert (1999): „Wir sind wieder wer!“ In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 284, S. M39.
- Carstens**, Peter (2009): 60 Prozent der Deutschen sind stolz, Deutsche zu sein. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 100, S. 5.
- Eichler**, Christian (2004): Siegernation. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 134, S. 32.
- Eichler**, Christian (2006): Die große Koalition des Kicks. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 142, S. 42.
- Fischer**, Heinz-Joachim (1990): Das gute Bild von den Deutschen läßt sich niemand trüben. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 157, S. 3.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung** (o.V.) (2006a): „Deutschland hat gewonnen“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 157, S. 36.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung** (o.V.) (2006b): „Wir fangen fast schon an, uns selbst zu mögen“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 157, S. 36.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung** (o.V.) (2006c): Internationale Pressestimmen zur WM und zum Finale. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 158, S. 31.
- Fried**, Nico (2001): Schröder bekennt sich zu aufgeklärtem Patriotismus. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 66, S. 6.
- Gauck**, Joachim (2014): „Ich freue mich auf die WM, aber...“. In: *Bild*, Sonderausgabe vom 06.06.2014, S. 4.
- Gertz**, Holger (2006): Zu Gast bei Frau Freude. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 155, S. 3.

- Haentjes**, Mathias (1999): Das Wunder von Bern. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 110, S. 20.
- Herles**, Helmut (1990): Magische Nächte – Deutschland einig Fußball-Land. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 157, S. 3.
- Hoeltzenbein**, Klaus (1990): Feine Botschafter. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 155, S. 36.
- Hondrich**, Karl-Otto (1994): Grenzen gegen die Gewalt. In: *Die Zeit*, Nr. 5, S. 4.
- Horeni**, Michael (2004): Deutschland – einig Fußball-Land. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, Nr. 51, S. 15.
- Horeni**, Michael (2006a): Wort zur Einheit. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 134, S. 27.
- Horeni**, Michael (2006b): Polen gegen Polen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 136, S. 31.
- Kilz**, Hans Werner (2004): 4. Juli 1954. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 151, S. 4.
- Kister**, Kurt (2006): Es war nur Fußball. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 155, S. 4.
- Köcher**, Renate (2006): Ein neuer Patriotismus? In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 189, S. 5.
- Koydl**, Wolfgang (2008): Wir können auch anders. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 80, S. 13.
- Leyenberg**, Hans-Joachim (1990): Zugabe für Millionen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 155, S. 24.
- Löwenstein**, Stephan (2006): Köhler: Dieses Land hat sich weiter normalisiert. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 139, S. 1.
- Matern**, Tobias (2006): Susan Neiman über die Deutschen. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 17, S. 7.

- Platthaus, Andreas** (2006): Die Welt zu Gast bei Träumern. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 1, S. 33.
- Schiefele, Hans** (1954a): Die Fußballwelt im Banne des Berner Endspiels. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 150, S. 8.
- Schiefele, Hans** (1954b): Die deutsche Elf vollbringt in Bern das Fußball-Wunder. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 151, S. 10.
- Schiefele, Hans** (1954c): Großer Sieg, großer Tag, aber nur ein Spiel. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 152, S. 11.
- Schmid, Thomas** (2004): Kein Wunder. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, Nr. 27, S. 10.
- Schmid, Thomas** (2006): Wie die Deutschen die Freiheit schätzen und nutzen lernten. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, Nr. 24, S. 2-3.
- Schulze, Ludger** (2005c): Subjekt, Prädikat, Objekt, bumm und Tor. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 138, S. 37.
- Schulze, Ludger** (2006): Jeder auf seine Weise. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 135, S. 25.
- Süddeutsche Zeitung** (o.V.) (1990): Deutsche Elf ist Fußball-Weltmeister. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 155, S. 1.
- Süddeutsche Zeitung** (o.V.) (2006a): „Lächelnde Erinnerung“. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 157, S. 26.
- Süddeutsche Zeitung** (o.V.) (2006b): „Beste Gruppentherapie“. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 138, S. 26.
- Thoemmes, Martin** (2013): Die Menschen bewegt wie kaum ein anderer. In: *Neue Osnabrücker Zeitung*, Nr. 294, S. 20.
- Thomas, Gina** (2006): Helm ab vor einem ungemein freundlichen und kultivierten Deutschland. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 145, S. 3.
- Wawrzyn, Dietrich** (1954): 90 Minuten in Bern – die größten im deutschen Fußball. In: *Bild*, Nr. 152, S. 4.

Weyerer, Benedikt (1998): Spitzenleistung in Zivil. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 150, S. W2.

Zaschke, Christian (2013): Deutschstunde. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 45, S. 47.

Zorn, Roland (1990): Ein unbeschwertes Bekenntnis zur Herkunft. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 146, S. 31.

Zorn, Roland (2003a): Helden der Herzen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 188, S. 31.

Zorn, Roland (2003b): „Vorbild einer Generation“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 188, S. 31.

Zeitschriftenartikel

Beckedahl, Sven & Matthias Brügelmann (2012): Der Sport Bild-Gipfel mit Merkel und Löw. In: *Sport Bild*, Nr. 20, S. 60-63.

Bizeul, Yves (2007): Nationalismus, Patriotismus und Loyalität zur offenen Republik. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Patriotismus*, Nr. 1-2/2007, S. 30-38.

Böll, Sven, Rafael Buschmann, Carsten Holm, Frank Hornig, Dirk Kurbjuweit, Paul Middelhoff, Conny Neumann, Anna-Lena Roth & Steffen Winter (2014): Die entkrampfte Nation. In: *Der Spiegel*, Nr. 29, S. 57-63.

Brüggemeier, Franz-Josef (2006): Das „Fußballwunder“ von 1954. In: *Informationen zur politischen Bildung. Fußball – mehr als ein Spiel*, Nr. 290/2006. S. 27-33.

Der Spiegel (o.V.) (1954): Bundestrainer Adenauer. In: *Der Spiegel*, Nr. 29, S. 16-17.

Der Spiegel (o.V.) (1990): „Hrubeschs Knie war’s“. In: *Der Spiegel*, Nr. 26, S. 204.

Kilian, Martin (1989): Zu groß für Europa? In: *Der Spiegel*, Nr. 46, S. 183-187.

- Kronenberg, Volker** (2009): „Verfassungspatriotismus“ im vereinten Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Deutschland seit 1990*, Nr. 28/2009, S. 41-46.
- Küchenmeister, Daniel & Thomas Schneider** (2011): Sport ist Teilhabe! In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Sport und Teilhabe*, Nr. 16-19/2011, S. 3-8.
- Kurbjuweit, Dirk** (2006): Deutschland, ein Sommermärchen. In: *Der Spiegel*, Nr. 25, S. 68-81.
- Leick, Romain** (2004): Gipfel über Gräbern. In: *Der Spiegel*, Nr. 23, S. 46-50.
- Leinemann, Jürgen** (1990): Die Elf als Gesamtbeckenbauer. In: *Der Spiegel*, Nr. 25, S. 226-229.
- Leinemann, Jürgen** (2006): Das Wunder von Bern. In: *Spiegel Special*, Nr. 1, S. 163-165.
- Mayer, Tilman** (2007): Patriotismus – die neue bürgerliche Bewegung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Patriotismus*, Nr. 1-2/2007, S. 24-30.
- Scheuble, Verena & Michael Wehner** (2006): Fußball und nationale Identität. In: *Der Bürger im Staat. Fußball und Politik*, Jg. 56, Nr. 1/2006, S. 26-31.
- Schnibben, Cordt** (1993): Das deutsche Wesen. In: *Der Spiegel*, Nr. 50, S. 118-128.
- Schrenk, Jakob** (2006): Religion und Rausch. In: *fluter. Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung. Spiel der Welt*, Nr. 18, S. 47.
- Seitz, Norbert** (2004): Was symbolisiert das „Wunder von Bern“? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 26/2004, S. 3-6.
- Seitz, Norbert** (2007b): Die Nachhaltigkeit eines neuen Patriotismus. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Patriotismus*, Nr. 1-2/2007, S. 8-13.
- Siemens, Anne** (2006): Die Masse macht's. In: *fluter. Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung. Spiel der Welt*, Nr. 18, S. 20-23.
- Süddeutsche Zeitung Magazin** (o.V.) (2014): 45 Prominente befragen Joachim Löw. In: *Süddeutsche Zeitung Magazin*, Nr. 3, S. 8-27.

Weinzierl, Alfred (2006): „Am 10. Juli gehe ich nach Hause“. In: *Der Spiegel*, Nr. 22, S. 69-72.

Wild, Dieter (1967): „Ja, ich liebe Charles de Gaulle“. In: *Der Spiegel*, Nr. 11, S. 108-114.

Elektronische Quellen

Arte (2010): *Rückblick: Die Leitkultur-Debatte in Deutschland*,
<http://www.arte.tv/de/rueckblick-die-leitkultur-debatte-in-deutschland/3026040,CmC=3026780.html>, [15.05.2014]

Bayerischer Landtag (1949): *Plenarprotokoll zur Sitzung vom 19. und 20. Mai 1949* (PDF-Dokument),
http://www.bayern.landtag.de/www/ElanTextAblage_WP01/Protokolle/01%20Wahlperiode%20Kopie/01%20WP%20Plenum%20LT%20Kopie/110%20PL%20190549%20ges%20endg%20Kopie.pdf, [30.04.2013]

BBC News (2013): *BBC poll: Germany most popular country in the world*,
<http://www.bbc.co.uk/news/world-europe-22624104>, [27.05.2013]

Braun, Maria (2012): *Warum sich die Deutschen selbst nicht mögen*. Die Welt Online,
<http://www.welt.de/politik/deutschland/article13813483/Warum-sich-die-Deutschen-selbst-nicht-moegen.html>, [01.01.2014]

Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung (2005): *Abschaffung der Lebensmittelkarten in der Bundesrepublik*,
http://bio.bwbs.de/bwbs_biografie/Abschaffung_der_Lebensmittelkarten_in_der_Bundesrepublik_B941.html, [21.04.2013]

Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung (2013): *Zitate von Willy Brandt*,
<http://www.willy-brandt.org/willy-brandt/zitate.html>, [23.05.2014]

Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (2010): *Verordnung zur Erhebung der Merkmale des Migrationshintergrundes*,
<http://www.gesetze-im-internet.de/mighev/BJNR137200010.html>, [14.05.2014]

- Bundeszentrale für politische Bildung** (2013a): *Nation*,
<http://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/handwoerterbuch-politisches-system/40333/nation?p=all>, [13.05.2013]
- Bundeszentrale für politische Bildung** (2013b): *Die soziale Situation in Deutschland*,
<http://www.bpb.de/wissen/H9NU28>, [13.08.2013]
- Cohen, Roger** (2006a): *Germany Emerges as World Champion of Good Cheer*.
New York Times Online,
<http://query.nytimes.com/gst/fullpage.html?res=9A04E3D81030F93AA35754C0A9609C8B63>, [15.01.2014]
- Cohen, Roger** (2006b): *World Cup: Team spirit grips Germany – Sports – International Herald Tribune*. New York Times Online,
http://www.nytimes.com/2006/07/05/sports/05iht-wccohen.2123996.html?_r=0, [20.01.2014]
- Daily Mirror Online** (2006): *Why the Germans are World Cup's real winners*,
<http://www.mirror.co.uk/news/uk-news/why-the-germans-are-world-cups-real-winners-632426#.UtvXFrQwfIV>, [20.01.2014]
- Das Gupta, Oliver** (2009): *Für Thatcher war Deutschland eine gefährliche Kröte*. Süddeutsche Zeitung Online,
<http://www.sueddeutsche.de/politik/deutsche-einheit-fuer-thatcher-war-deutschland-eine-gefaehrliche-kroete-1.28579>, [03.12.2013]
- Deutscher Fußball-Bund** (2013): *WM 1990: Der Triumph von Rom*,
<http://www.dfb.de/news/detail/wm-1990-der-triumph-von-rom-22659/>, [29.10.2013]
- Deutscher Fußball-Bund** (2014a): *Integrationsforscher: „Vereine stabilisieren die Demokratie“*,
<http://www.dfb.de/news/de/nachhaltigkeit/integrationsforscher-vereine-stabilisieren-die-demokratie/56274.html>, [05.05.2014]
- Deutscher Fußball-Bund** (2014b): *„Integration fängt bei mir an“*,
<http://www.dfb.de/?id=508798>, [27.04.2014]

Deutsches Historisches Museum (2013): *Die Reichstagswahl vom 5. März 1933*,
<http://www.dhm.de/lemo/html/nazi/innenpolitik/wahl33/index.html>,
[30.04.2013]

Deutschland – Land der Ideen (2014): *Wir über uns*,
<http://www.land-der-ideen.de/initiative/entstehung/ein-positives-bild>,
[04.02.2014]

Die Bundesregierung (2006): *Kulturtourismus*,
<http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Magazine/emags/estructure/2006/001/thema-01-kulturtourismus.html>, [09.03.2014]

Die Bundesregierung (2007): *Neujahrsansprache 2007 von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel am 31. Dezember 2006 über Hörfunk und Fernsehen*,
http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Bulletin/2001_2007/2007/01/01-1-bk-neujahr.html, [20.01.2014]

Die Bundesregierung (2013): *Geschichte und Entstehung des Deutschlandliedes*,
<http://www.bundesregierung.de/Content/DE/StatischeSeiten/Breg/geschichte-und-entstehung-des-deutschlandliedes.html>, [25.05.2013]

Dokumenten- und Quellensammlung zur deutschen Geschichte (2004a): *Die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 7. Oktober 1949*,
<http://www.documentarchiv.de/ddr/verfddr1949.html>, [21.04.2013]

Dokumenten- und Quellensammlung zur deutschen Geschichte (2004b): *Die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 6. April 1968*,
<http://www.documentarchiv.de/ddr/verfddr1968.html#I>, [21.04.2013]

Eichler, Christian (2014): *Grenzenloser Karneval*. Frankfurter Allgemeine Zeitung Online,
<http://www.faz.net/aktuell/sport/fussball-wm/viele-wm-spieler-haben-eine-multinationale-herkunft-12998882.html>, [20.06.2014]

- Etges, Andreas** (2008): *Hoffnungsträger einer neuen Zeit: John F. Kennedy*. Bundeszentrale für politische Bildung,
<http://www.bpb.de/internationales/amerika/usa/10610/john-f-kennedy%27>,
[21.02.2013]
- Eugen-Richter-Archiv** (2011): *Politisches ABC-Buch*,
http://www.eugen-richter.de/Archiv/Schriften/ABC_Buch_9_Auflage_1898/Wilhelm_II.html, [30.04.2013]
- Fischer, Vanessa** (2005): „*Wir sind ein Volk*“. *Die Geschichte eines deutschen Rufes*. Deutschlandradio,
http://www.deutschlandradiokultur.de/wir-sind-ein-volk.1001.de.html?dram:article_id=155887, [21.04.2013]
- Frankfurter Allgemeine Zeitung Online** (2002a): *Fritz Walter. Deutschland nimmt Abschied vom „Helden von Bern“*,
<http://www.faz.net/aktuell/sport/fritz-walter-deutschland-nimmt-abschied-vom-helden-von-bern-161315.html>, [08.10.2013]
- Frankfurter Allgemeine Zeitung Online** (2002b): *Reaktionen zum Tod*,
<http://www.faz.net/aktuell/sport/fritz-walter-reaktionen-zum-tod-159623.html>,
[08.10.2013]
- Fußball24** (2006): *Internationale Pressestimmen zum Verlauf des WM-Turniers*,
<http://www.fussball24.de/fussball/250/251/253/34870-internationale-pressestimmen-zum-verlauf-des-wm-turniers>, [21.12.2013]
- Gesellschaft für deutsche Sprache** (2005): *Wort des Jahres 2005*,
<http://www.gfds.de/index.php?id=94>, [07.05.2013]
- Gesellschaft für deutsche Sprache** (2006): *Wort des Jahres 2006*,
<http://www.gfds.de/presse/pressemitteilungen/151206-wort-des-jahres-2006/>,
[05.02.2014]
- Ghelli, Fabio** (2013): *Andreotti nimmt Geheimnisse mit ins Grab*. Die Zeit Online,
<http://www.zeit.de/politik/ausland/2013-05/italien-giulio-andreotti>,
[13.12.2013]

Graw, Ansgar (2004): *Angela Merkel: Ohne Bekenntnis zur Nation ist Europa nicht denkbar*. Die Welt Online,
<http://www.welt.de/351312>, [11.02.2013]

Haider, Lars (2014): *Multikulti-Deutschland vereint Spaß, Erfolg und Fair-play*. NDR Info,
<http://www.ndr.de/info/sendungen/kommentare/Der-Fussball-veraendert-Deutschland-,fussball1626.html>, [01.08.2014]

Heinrich, Marc (2008): *Podolski trifft, genießt und schweigt*. Frankfurter Allgemeine Zeitung Online,
http://www.faz.net/aktuell/sport/euro-2008/deutsches-team/2-0-sieg-gegen-polen-podolski-trifft-geniesst-und-schweigt-1550715.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2, [22.05.2014]

Imperial War Museums (2012): *Rationing in the Second World War*,
www.iwm.org.uk/history/rationing-in-the-second-world-war#,
[22.04.2013]

Internetauftritt der Bundeskanzlerin (2013): *Fußball*,
<http://www.angela-merkel.de/>, [11.01.2014]

Internetauftritt des Bundespräsidenten (1985): *Rede: Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa*,
http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1985/05/19850508_Rede.html;jsessionid=06F1ECE543DD54D6AE3BA9F0141A52B7.2_cid252, [14.04.2013]

Internetauftritt des Bundespräsidenten (1989): *Rede: 40 Jahre Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland*,
http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1989/05/19890524_Rede.html;jsessionid=5A3D8032467C41FD978F8C1DE0FD2458.2_cid285, [19.04.2013]

Internetauftritt des Bundespräsidenten (1997): *Berliner Rede 1997 von Bundespräsident Roman Herzog*,
http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Roman-Herzog/Reden/1997/04/19970426_Rede.html, [04.02.2014]

- Internetauftritt des Bundespräsidenten (2004):** *Ansprache von Horst Köhler vor der Bundesversammlung nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten*,
http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Horst-Koehler/Reden/2004/05/20040523_Reede.html, [05.02.2014]
- Internetauftritt des Bundespräsidenten (2006):** *Grußwort von Bundespräsident Horst Köhler bei der Verleihung des Silbernen Lorbeerblattes an das deutsche Fußballnationalteam*,
http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Horst-Koehler/Reden/2006/08/20060814_Reede.html, [05.02.2014]
- Internetauftritt des Bundespräsidenten (2013):** Rede: *Festakt zum Tag der Deutschen Einheit 2013*,
<http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2013/10/131003-Tag-deutsche-Einheit.html>, [07.07.2014]
- Internetauftritt des Bundespräsidenten (2014):** Rede: *Eröffnung der 50. Münchner Sicherheitskonferenz*,
<http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2014/01/140131-Muenchner-Sicherheitskonferenz.html>,
[27.06.2014]
- Kamann, Matthias (2009):** *Die Deutschen lieben ihr Land – irgendwie*. Die Welt Online,
<http://www.welt.de/politik/article3649214/Die-Deutschen-lieben-ihr-Land-irgendwie.html>, [13.01.2014]
- Kemper, Anna (2012):** „*Ich war noch nie in Warschau*“. Die Zeit Online,
<http://www.zeit.de/2012/24/Fussball-EM-Interview-Klose>, [15.05.2014]
- Kilz, Hans Werner (2010):** „*Ballack sächzelt wenigstens noch*“. Süddeutsche Zeitung Online,
<http://www.sueddeutsche.de/sport/interview-mit-angela-merkel-ballack-saechselt-wenigstens-noch-1.200643>, [29.02.2014]
- Kimmel, Elke (2005):** *Nachkriegssituation in der SBZ/DDR*. Bundeszentrale für politische Bildung,
<http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/marshallplan/40067/ausgangslage-sbz-ddr>, [30.04.2013]

- Kneer**, Christof (2010): „*Südländische Leichtigkeit*“. Süddeutsche Zeitung Online,
<http://www.sueddeutsche.de/sport/2.220/wm-sami-khedira-im-interview-suedlaendische-leichtigkeit-1.959849>, [11.05.2014]
- Köpp**, Dirke (2006): *Die Fußball-Kanzlerin – Merkel im WM-Fieber*. Rheinische Post Online,
<http://www.rp-online.de/politik/deutschland/die-fussball-kanzlerin-merkel-im-wm-fieber-aid-1.2316967>, [28.02.2014]
- Kreuzer**, Heinz Peter (2004): „*Es muss ein Bern durch Deutschland gehen*“. Deutschlandradio,
http://www.deutschlandfunk.de/es-muss-ein-bern-durch-deutschland-gehen.724.de.html?dram:article_id=97922, [22.10.2013]
- Marschall**, Christoph von (2012): *Mehr Patriotismus wagen – Der Klebstoff unserer Gesellschaft*. Cicero – Magazin für politische Kultur,
<http://www.cicero.de/weltbuehne/mehr-patriotismus-wagen-was-wir-deutschen-von-den-usa-lernen-koennen/51221>, [11.02.2013]
- Mauss**, Marcel (1920): „*La Nation*“ (PDF-Dokument),
http://classiques.uqac.ca/classiques/mauss_marcel/oeuvres_3/oeuvres_3_14/Mauss_la_nation.pdf, [25.04.2012]
- Milne**, Richard (2006): *From articulate footballers to undersexed fans*. Financial Times Online,
<http://www.ft.com/cms/s/2/a2197474-0c8b-11db-8235-0000779e2340.html#axzz2qUORKN1C>, [15.01.2014]
- Moebius**, Stephan (2005): *Marcel Mauss' paradigmatische Wirkung auf die gegenwärtigen Sozial- und Kulturtheorien*. Website zur Forschung über den Soziologen und Ethnologen Marcel Mauss,
<http://www.marcelmauss.de/ProjekteMauss.html>, [13.06.2012]
- Muras**, Udo (2003): „*Helmut, erzähl mich dat dritte Tor*“. Berliner Morgenpost Online,
<http://www.morgenpost.de/printarchiv/sport/article467526/Helmut-erzaehl-mich-dat-dritte-Tor.html>, [08.10.2013]

Neue Zürcher Zeitung Online (2006): „*Weltmeister der Herzen*“, <http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/newzzEPFGFYOW-12-1.45388>, [20.01.2014]

Olympia-Lexikon (2013): *Medaillenspiegel München 1972*, http://www.olympia-lexikon.de/Medaillenspiegel_M%C3%BCnchen_1972, [14.04.2013]

Philosophy Football (2013): *Quotations*, <http://www.philosophyfootball.com/quotations.php>, [17.09.2013]

Plötzsch, Horst (2009): *Deutsche Demokratie*. Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-demokratie/39421/wappen-flagge-und-hymne?p=all>, [25.05.2013]

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (2006): *Fußball-WM 2006. Abschlussbericht der Bundesregierung* (PDF-Dokument), <http://wm2006.deutschland.de/DE/Content/SharedDocs/Publikationen/abschlussbericht-bundesregierung-wm2006,property=publicationFile.pdf>, [08.08.2013]

Preuß, Roland (2012): *Erfolg in Trippelschritten*. Süddeutsche Zeitung Online, <http://www.sueddeutsche.de/bildung/integrationsbericht-der-bundesregierung-erfolg-in-trippelschritten-1.1256156>, [20.05.2014]

Religionswissenschaftlicher Medien- und Informationsdienst (2012): *Religionen und Weltanschauungsgemeinschaften in Deutschland: Mitgliederzahlen*, <http://remid.de/statistik#islam>, [13.08.2012]

Rheinische Post Online (2010): *Das Sommermärchen vereint die Nation*, <http://www.rp-online.de/sport/fussball/wm/historie/das-sommermaerchen-vereint-die-nation-aid-1.1708627>, [15.01.2014]

Röller, Dagmar (2006): *AIESEC-Studie zeigt: WM-Gäste fühlten sich in Deutschland wohl*. Institut für wissenschaftliche Veröffentlichungen, <http://www.institut-wv.de/index.php/2571>, [23.12.2013]

Schulz, Christoph (2008): *Das „Wunder von Bern“ als Gründungsmythos der Bundesrepublik Deutschland*. Elitenetzwerk Bayern, <https://www.elitenetzwerk.bayern.de/elitenetzwerk-home/forschungsarbeiten/geistes-und-sozialwissenschaften/2009/schulz-christoph-das-wunder-von-bern/>, [11.10.2012]

Spiegel Online (2006): *WM-Pressestimmen*, <http://www.spiegel.de/sport/fussball/wm-pressestimmen-wenig-lob-fuer-italien-a-425885.html>, [21.12.2013]

Spiegel Online (2007): *„Das Leben der Anderen“: Wir sind Oscar*, <http://www.spiegel.de/kultur/kino/das-leben-der-anderen-wir-sind-oscar-a-468695.html>, [22.06.2013]

Spiegel Online (2014): *WM-Sieg beschert ARD neuen TV-Rekord*, <http://www.spiegel.de/kultur/tv/tv-quote-wm-sieg-der-deutschen-beschert-der-ard-neuen-rekord-a-980860.html>, [14.07.2014]

Stern Online (2006): *Merkel zu Gast bei Freunden*, <http://www.stern.de/politik/ausland/usa-besuch-merkel-zu-gast-bei-freunden-560559.html>, [27.12.2013]

Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (2013): *Wiederaufbau und Wirtschaft 1945-49*, <http://www.hdg.de/lemo/html/Nachkriegsjahre/WiederaufbauUndWirtschaft/demontage.html>, [30.04.2013]

Süddeutsche Zeitung Online (2010): *Die „Kinderhymne“*, <http://www.sueddeutsche.de/politik/gegenentwurf-von-bertolt-brecht-die-kinderhymne-1.412007>, [05.02.2014]

Tagesschau (2014): *Fast jeder Fünfte hat ausländische Wurzeln*, <http://www.tagesschau.de/inland/migranten112.html>, [22.05.2014]

The Independent Online (2006): *German's warmth and friendliness take the greatest prize in true festival of nations*, <http://www.independent.co.uk/sport/football/news-and-comment/glenn-moore-germans-warmth-and-friendliness-take-the-greatest-prize-in-true-festival-of-nations-407357.html#>, [20.01.2014]

- TU Chemnitz** (2006): *Du bist Deutschland*,
http://www.tu-chemnitz.de/phil/leo/rahmen.php?seite=r_wiss/dbdtext.php,
 [04.02.2014]
- Vancouver Sun Online** (2006): *World Cup has done much to dispel stereotypes of Germany*,
<http://www.canada.com/vancouver/news/travel/story.html?id=0532ef4a-4ea7-4f4b-ab9a-8340f8c030bb>, [20.01.2014]
- Volkery, Carsten** (2014): *Britische Deutschland-Schau: Zis is ze good Germany*. Spiegel Online,
<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/london-ausstellung-germany-im-british-museum-a-997159.html>, [17.10.2014]
- Wagner, Volker** (2012): *Willy Brandt: „Es wächst zusammen, was zusammen gehört“*. Deutsche Welle,
<http://www.dw.de/willy-brandt-es-w%C3%A4chst-zusammen-was-zusammen-geh%C3%B6rt/a-16431107>, [21.04.2013]
- Wolfrum, Edgar** (2003): *Die Massenmedialisierung des 17. Juni 1953*. Bundeszentrale für politische Bildung,
<http://www.bpb.de/apuz/27387/die-massenmedialisierung-des-17-juni-1953?p=all>, [07.07.2013]
- Wulf, Jan-Hendrik** (2005): *Offensive für Deutschland*. Die Tageszeitung Online,
<http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2005/09/26/a0134>, [04.02.2014]
- YouGov** (2014): *YouGov-Umfrage: Meinung der Briten über die Deutschen und Angela Merkel durchweg positiv*,
<http://yougov.de/news/2014/02/27/yougov-umfrage-meinung-der-briten-uber-die-deutsch/>, [04.03.2014]

Internes Dokument

- Fritz-Wolf-Gesellschaft** (1990): Karikatur von Fritz Wolf, erhalten durch die DFB-Stiftung Deutsches Fußballmuseum, [11.11.2013]

Vom „Wunder von Bern“ zum „Sommermärchen“

Jana Jöckel

Im Mittelpunkt dieser Dissertation steht die Frage nach den Einflüssen der Fußball-Weltmeisterschaften 1954, 1990 und 2006 auf die Entwicklung Deutschlands als Nation. Untersucht werden sowohl die unmittelbaren als auch die langfristigen Auswirkungen der Großereignisse auf das nationale Selbstverständnis der Deutschen, aber auch auf die internationale Wahrnehmung des Landes. Während sich die von der deutschen Nationalmannschaft gewonnenen Weltmeisterschaften 1954 und 1990 neben dem sportlichen Erfolg durch ihre besondere zeitliche Stellung im Umfeld bedeutender weltpolitischer Transformationsprozesse als Analyseobjekte auszeichnen, rückt bei der WM 2006 vor allem ein neues Deutschlandbild in den Fokus. Diese Untersuchung der nationalen Identitätsbildung von der Nachkriegszeit bis 2014 basiert auf politikethnologischen sowie nations- und ritualtheoretischen Ansätzen. Sie versteht sich als historische binnenkulturelle Analyse, in der die Dreiecksbeziehung zwischen Fußball, Politik und Identität grundlegend ist.

ISBN 978-3-8405-0124-1

EUR 18,50



9 783840 501241